ANTONIA,

die Wilde vom Berge.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt

von

Elie Berthet.

Deutsch

von

A. Heinrich.

Zweiter Theil.

Pest und Leipzig, 1850.
Hartleben's Verlags-Expedition.

und etwas Mundvorrath in Giuſeppe's Hütte zu bringen, wie wir es verabredet hatten. Am Fuße des Berges wurden wir plötzlich dieſes Zigeuners gewahr; er ging ſchnell und ſchien ſich verbergen zu wollen; ohne Zweifel wäre er uns gerne ausgewichen, allein wir befanden uns auf einem Felsvorſprunge des Malateſta und es ging nicht an. Ich war ſehr erſtaunt, ihn allein an dieſem Orte zu finden, da ich wohl wußte, Sie hätten ihn in Ihre Dienſte genommen. Indeſſen wollten wir ihn ruhig vorübergehen laſſen, als ich plötzlich bemerkte, daß er Ihren ſchönen gezogenen Carabiner von St. Etienne und Ihre ganz neue Jagdtaſche trug. Das flößte mir Verdacht ein; ich redete ihn an und er gab mir nichtsſagende Antworten. Ich aber bin, wie Sie wiſſen, nicht leicht hinters Licht zu führen; die Geſchichte ſchien mir nicht ganz richtig zu ſeyn. Ich packte alſo den Schurken ohne weiters beim Kragen, und führte ihn nach der Oule-Blanche um hinter die Sache zu kommen. Jetzt iſt es an Ihnen, zu ſagen, ob dieſe Taſche und dieſes Gewehr . . .«

»Der gute Sennor Montes hat mir Beides gegeben,« unterbrach ihn der Zigeuner mit großer Beſtimmtheit; »Oh, das iſt ein prächtiger Herr, der Capitain! Und wie großmüthig er iſt! . . . Als er ſah, daß die Jagdtaſche und das Gewehr nach meinem Geſchmack ſeyen, gab er mir ſie und ſagte ohne Umſtände: Behalte ſie . . . ſie gehören Dir. Iſt's nicht ſo, Capitain Montes, haben Sie das nicht geſagt?«

»Wie! Du wagſt es noch, dieſe Lüge in Gegenwart dieſer ehrenwerthen Herren zu wiederholen?« hob der Wirth wieder an, »und Du glaubſt, man wird ſich durch dein Geſchwätz irre leiten laſſen? . . . Der Capitain Montes hat Dir den Sack geſchenkt? Mag ſeyn; doch ungeachtet ſeiner Großmuth hat er Dir beim heiligen Michael gewiß nicht gegeben, was darin iſt.«

Und er zog aus der Jagdtasche, welche er trug, eine lederne Geldkatze hervor, die eine beträchtliche Summe enthielt.

»Diese Geldkatze gehört mir!« rief Jeandot mit derselben naiven Beharrlichkeit aus; »sie enthält meine Ersparnisse. Ich bin ein Handelsmann, ich habe meine Papiere . . . ich habe mir Geld auf den Märkten verdient und mein ganzes Vermögen steckt da drinnen . . . Aber lieber guter Sennor,« fügte er hinzu, sich mit einem freundlichen Lächeln zum Capitain wendend, »sagen Sie doch den Leuten, daß ich der rechtmäßige Eigenthümer dieser Tasche, dieses Carabiners und dieser Geldstücke bin!«

Der Capitain, welcher sich bisher ruhig verhalten hatte, schmetterte ihn mit einem Blicke zu Boden.

»Die Keckheit dieses Menschen bringt mich in Verlegenheit,« sagte er zu Norbert; »er muß schon lange auf der Bahn des Verbrechens wandeln um in seinem albernen Vertheidigungssysteme mit einer solchen Hartnäckigkeit zu verharren. Ich habe ihm diesen Morgen einen nicht so bedeutenden Fehltritt verziehen und er rechnet abermals auf meine Nachsicht, aber er irrt sich darin . . . Ich danke Euch, mein Freunde,« redete er die Bergbewohner an, »Ihr habt wohl daran gethan, diesen Dieb fest zu nehmen, jetzt wollen wir ihn der Gerechtigkeit überliefern.«

Der Zigeuner begann am ganzen Körper zu zittern, während sein bronzefarbiges Gesicht die höchste Verwunderung verrieth.

»Habe ich es nicht gesagt?« rief der Wirth triumphirend aus.

»Aber die Sache verhält sich ja nicht so!« hob Jeandot in jämmerlichem Tone und zu seinem ehemaligen Herrn gewendet wieder an; »Sie wissen es ja, mein guter Sennor . . . Sie haben mir versprochen . . .«

Aus Rücksicht für Montes hatte sich Valentin

inzwiſchen, wiewohl mit Mühe, bekämpft; nun rief er mit Heftigkeit aus:

»Du wagſt es, dieſen augenſcheinlichen Diebſtahl in Abrede zu ſtellen? Nun wohl, wirſt Du auch die Mordthat läugnen, deren Du dich am Teufelsbrunnen an der Wilden vom Montcalm ſchuldig gemacht haſt?«

Bei Erwähnung eines Mordes und der Wilden vom Berge, verdoppelte ſich die Aufmerkſamkeit der Zuhörer. Der Wirth und die beiden Burſchen legten ihre Laſt auf den Boden, um beſſer zuhören zu können; der Zigeuner ſelbſt ſchien nach dieſer ihm ſo geradezu an den Kopf geſchleuderten Anklage am Gipfelpunkte ſeines Entſetzens angelangt zu ſeyn.

»Wer ſagt das?« frug er mit ſchwankender Stimme; »Klagt mich der Herr Capitain auch des Mordes an dem wilden Mädchen an?«

»Ich klage Dich an!« rief Valentin mit fürchterlicher Stimme aus. »Ich habe den Schuß gehört, ich habe Dich einen Augenblick ſpäter fliehen ſehen und am Fuße des Felſens Blutſpuren gefunden.«

»Und der Capitain hat es nicht verſucht, mich von dieſem Verdachte zu reinigen?«

»Weiß ich es, was Du mit meiner Waffe thatſt, nachdem Du mir ſie genommen haſt?« verſetzte der Capitain mit barſcher Stimme.

Der Zigeuner ſenkte das Haupt, ohne ein Wort zu ſagen. Valentin ſah dieſes Stillſchweigen für ein Geſtändniß an.

»Alſo Du biſt es,« ſagte er in leidenſchaftlicher Aufregung, »Du biſt es, der feige genug war . . . Wohlan! antworte mir aufrichtig und vielleicht kann ich noch meinen Zorn bekämpfen, der mich antreibt, Dich eigenhändig zu erwürgen . . . Wo befand ſich die Unglückliche, als Du nach ihr ſchoſſeſt? . . . Wo ſahſt Du ſie fallen?

Sprich, ſprich, im Namen Gottes, der Dich beſtrafen wird!«

»Ich bin unſchuldig,« antwortete Jeandot niedergedonnert, »fragen Sie den Capitain Montes.«

»Wie, Elender! willſt Du vielleicht gar den Verdacht rege machen . . .«

»Die Zigeuner ſind eines Verbrechens fähig, wenn ſie das Elend dazu antreibt. Allein es gibt vornehme Herren, die noch größere Verbrecher ſind . . . Wenn man mich nicht vertheidigt, wenn man mich verläßt, weil ich dumm genug war, in die Falle zu gehen, ſo dürfte man bald Urſache haben, es zu bereuen!«

»Was will er damit ſagen?« rief der Capitain im Tone der Verachtung aus; »mir ſcheint gar, er droht mir!«

»Ich drohe nicht . . . Allein Sie wiſſen es beſſer als irgend Jemand, daß ich weder Sie beſtohlen, noch die Wilde erſchoſſen habe . . . Sagen Sie es alſo laut, ich bitte Sie darum.«

»Ein Mörder von Biroben's Bande iſt wohl im Stande, dieſes neue Verbrechen begangen zu haben.«

»Oh, das iſt zu ſtark!« ſchrie der Zigeuner ganz außer ſich, »wohlan denn, wenn es ſo iſt, ſo will ich die Wahrheit ſagen . . . Der Capitain Montes hat nach der Wilden geſchoſſen, und mir dann ſeinen Carabiner und ſein Geld gegeben, mit dem Befehle mich ſchleunigſt zu entfernen. Ich konnte mir anfänglich ſeine Freigebigkeit nicht erklären, doch nun begreife ich ſie . . . Er wollte das Verbrechen, deſſen er allein ſchuldig iſt, auf mich ſchieben und es iſt ihm unglücklicher Weiſe gelungen.«

Dieſe Anklage ſchien ſo hirnlos zu ſeyn, daß der Wirth und die Bergbewohner zu lachen anfingen.

»Verleumder!« rief Valentin wüthend aus, »hältſt Du uns für thöricht genug, um . . .«

»Laſſen Sie ihn ſich ungeſtört vertheidigen, Herr

Norbert,« unterbrach ihn Montes; »vielleicht können wir unter dem groben Lügengewebe einige wichtige Andeutungen herausfinden . . . Sprich, Jeandot,« fügte er gelassen hinzu, »deine Rechtfertigung, mag sie wie immer beschaffen seyn, darf nicht unterbrochen werden und Niemand wird Dich mißhandeln, denn Du bist ohnehin schon der Gerechtigkeit verfallen.«

Der Zigeuner schien von den gegen ihn erhobenen Anklagen wie niedergedonnert zu seyn.

»Ich sehe es wohl,« sagte er ganz kleinlaut, »ich bin verloren . . . der Schein ist gegen mich und wenn ich ganz genau erzähle, wie sich die Sache zutrug, so wird man mir nicht glauben . . . Doch immerhin, ich will es erzählen und vielleicht kömmt noch später einmal meine Unschuld an's Tageslicht. Hört mich also an Ihr guten Leute, und insbesondere Sie Herr Norbert . . . Sie sind trotz Ihres blinden Hasses gegen die Zigeuner ein braver junger Mann . . . Also am heutigen Morgen wollte ich mich, aufrichtig gestanden, mit einigen Thalern aus dem Staube machen, welche dem Capitain gehörten . . .«

»Hören Sie es?« bemerkte Montes.

»Diese Aufklärungen sind unnütz,« rief Valentin aus; »unsere Zeit ist kostbar und . . .«

»Noch einmal, Herr Norbert, ich ersuche Sie, ihn ohne weiters sprechen zu lassen . . .«

»Ja wohl, ja wohl,« sagte Jeandot mit dumpfer Stimme, »Sie sind Ihrer Sache gewiß, mich für einen Lügner gelten zu lassen, und mithin ganz ruhig . . . Allein ich setze meine Hoffnung auf die Mutter Gottes von Heas, wenn es überhaupt die heilige Jungfrau der Mühe werth hält, sich meiner anzunehmen . . . Ich wollte also erzählen, daß mich der Capitain Montes, als er mich heute fortgehen sah, verfolgte. Erst schalt er mich aus und drohte mir, dann wurde er wieder ganz gut und versprach mir, er würde mich, wenn ich seine Befehle genau befolgte, ohne

darüber eine Aufklärung zu verlangen, für mein ganzes Leben reich machen. Nichts Arges ahnend, nahm ich dieſen Vorſchlag an. Nun befahl er mir, ihn nach dem Teufelsbrunnen zu führen und zwar an den Ort, wo ſich die Wilde muthmaßlich befinden konnte. Ich gehorchte. An der Peyrade angekommen glaubte ich nicht, daß wir das Frauenzimmer ſobald treffen würden; wir ſetzten uns hinter einen Felſen, um die Wilde zu erwarten und ich ſchlief ein. Ich wurde durch einen ganz nahe bei mir abgefeuerten Flintenſchuß geweckt, auf den ſofort ein durchdringendes Geſchrei folgte . . . In einer Secunde war ich in der Höhe . . . Der Capitain hatte nach einem Gegenſtand geſchoſſen, welcher auf einer Felſenſpitze hin und her ſchwankte, er bückte ſich um durch den Pulverdampf beſſer ſehen zu können . . . Ich ſah in derſelben Richtung hin und erblickte ein wunderliches Geſchöpf mit langem Haar und einer Art rothen Mantel; ich erkannte die Wilde vom Montcalm. Sie ſprang wie eine Gemſe herum, allein ſie ſchwankte und ſchien verwundet zu ſeyn . . . Plötzlich fiel ſie in einen Abgrund und war gänzlich verſchwunden . . .«

»Sie war wohl todt?« fragte Valentin ganz athemlos.

»Es wäre möglich, ſogar wahrſcheinlich . . . allein ich hatte keine Zeit, weitere Beobachtungen anzuſtellen. Ich war noch ganz außer mir über dieſes Ereigniß, als ſich mir der Sennor Montes näherte. Er ſchien ebenſo ruhig zu ſeyn, als hätte er nach einem Schneehuhn geſchoſſen und lächelte. »Jetzt iſt der Augenblick gekommen,« ſagte er mir halblaut, »jetzt kannſt Du dein Geld verdienen. Dieſer Schuß wird ganz gewiß Herrn Norbert hierher bringen, den ich vorhin hinter dem Felſen bemerkte, wo er mir als Wildtreiber gedient hat. Nimm dieſes hier und mach Dich aus dem Staube . . . noch heute Abend mußt Du die ſpaniſche Grenze überſchritten haben. Vergiß was

Du geſehen haſt und komme nie wieder nach Frankreich, ſonſt trägſt Du deine Haut zu Markte.« Bei dieſen Worten gab er mir ſeine Taſche, ſeine Geldkatze und ſeinen noch dampfenden Carabiner in die Hand. Ich war in großer Verlegenheit; allein ich konnte das Verbrechen nicht ungeſchehen machen und hatte übrigens auch keine Zeit zum Nachdenken. Ich nahm alſo maſchinenmäßig was mir angeboten wurde und lief davon, während der Capitain in entgegengeſetzter Richtung entfloh. Ich wollte die Grenze erreichen, ohne mich weiter um meinen armen Eſel zu kümmern, welcher ſich noch unten in der Schenke von Suc befindet, als man mich feſtnahm und hierher brachte.«

Ungeachtet ſo mancher Unwahrſcheinlichkeit hatte dieſe Erzählung die Aufmerkſamkeit der Zuhörer in einem hohen Grade erweckt. Selbſt Valentin hatte ſich auf einen Augenblick von Montes Seite unwillkürlich hinwegbegeben und Giuſeppe's Rathſchläge kamen ihm dabei ins Gedächtniß zurück. Allein der Capitain ſchien über den durch dieſe Anklage hervorgebrachten Eindruck nicht im mindeſten betroffen zu ſeyn. Er hatte einen kleinen von den Bergbewohnern mitgebrachten Mantelſack eröffnet und blätterte ruhig in einigen Papieren herum.

»Capitain Montes,« begann Valentin mit einiger Verlegenheit, »ich kann wohl der Ausſage dieſes Menſchen keinen Glauben beimeſſen, Sie dürften es indeſſen ſelbſt für angemeſſen halten, mir einige Aufklärungen zu geben . . .«

»Ah! ah! Steht es ſo mit uns?« frug der Capitain lächelnd, »iſt nun die Reihe, verhört zu werden an mir? . . . Herr Norbert,« fuhr er fort, ohne ſich in ſeiner früheren Beſchäftigung ſtören zu laſſen, »mein ehrlicher Führer hat blos, indem er uns ſeine ſchöne Erzählung zum Beſten gab, gleich einer Perſon der alten Komödie vergeſſen, ſeinen wahren Namen darunter zu ſetzen . . . Nun habe ich aber eine Entdeckung gemacht, welche wohl

keinen Zweifel darüber aufkommen lassen wird, was von der Wahrhaftigkeit dieses geistreichen Romans zu halten sey. Der sogenannte Jeandot Perez ist nemlich Niemand weiter, als Biroben selbst, Biroben der Pferdehändler, Häuptling der Räuberbande vom Römerhause!«

Valentin stieß einen Wuthschrei aus.

»Das ist falsch!« rief der Zigeuner heftig zitternd, »das ist falsch, meine guten Herren, ich bin nicht Biroben . . . Biroben ist schon lange todt.«

Allein sein Entsetzen selbst strafte ihn Lügen.

»Biroben! der Pferdhändler, der berühmte Biroben,« sagte der Wirth, indem er neugierig näher trat; »den müssen wir uns doch ansehen. Man sagt von ihm, er könne alle möglichen Gesichter annehmen und alle erdenklichen Personen darstellen.«

»Jesus! mein Gott! das ist eine Verleumdung!« wiederholte der Zigeuner.

Valentin, der sich bis dahin ruhig verhalten hatte, packte ihn bei der Kehle und schüttelte ihn mit Kraft.

»Bist Du Biroben?« frug er ihn.

»Er würde umsonst versuchen, es zu läugnen,« versetzte Montes mit Bestimmtheit; »lesen Sie hier, Herr Norbert, ein flüchtiger Blick wird genügen.«

Mit diesen Worten reichte er dem jungen Manne die Papiere hin, welche er bisher in der Hand gehalten hatte.

»Was ist das?« frug Valentin.

»Das Signalement aller jener Zigeuner, die Biroben's Bande ausmachten, als jenes Verbrechen begangen wurde, so wie die Beschreibung Biroben's selbst. Sehen Sie nur: die Statur, die Gesichtszüge, Alles trifft mit diesen amtlich erhobenen Merkmalen überein. Bemerken Sie nur einmal die leichte Erhöhung an der rechten Schulter, welche der sogenannte Jeandot Perez umsonst zu

verbergen ſucht, dann jenes Brandmal an der Unterlippe . . .«

Valentin verfolgte dieſe Andeutungen des Capitains mit Aufmerkſamkeit.

»Wohl, wohl, er iſt es,« ſagte er endlich mit tiefbewegter Stimme; »Gott ſey gelobt! ich werde wenigſtens den Mord meiner unglücklichen Freunde rächen können! Haltet ihn feſt und ſeht zu, daß er Euch nicht entwiſche!«

In einem Nu war Viroben mit Stricken, welche aus einer ganz andern Abſicht mitgebracht worden waren, feſtgebunden.

»Nein, nein, er darf uns nicht entwiſchen,« ſagte Montes, indem er ihn ſelbſt binden half; »vielleicht kann er uns den Schlüſſel zu ſo manchem Geheimniß geben.«

Valentin wandte ſich lebhaft nach dem Capitain um.

»Mein Herr,« ſagte er mit Würde, »ich begreife Ihre Reden und Handlungen nicht. Es iſt nicht mehr an der Zeit, etwas zu verbergen, wenn Sie nicht ſelbſt Veranlaſſung zu ſonderbaren Vermuthungen geben wollen. Was für ein geheimnißvolles Intereſſe nehmen Sie an allen dieſen Ereigniſſen? durch welchen Zufall befinden ſich dieſe Papiere ſo im rechten Augenblicke in Ihren Händen und noch dazu hier an dieſem Orte, wohin Sie, wie Sie ſelbſt ſagten, blos der Gemsjagd wegen gekommen ſind? Ich fordere Sie bei Ihrer Ehre auf, freimüthig zu geſtehen . . .«

»Meine Geſtändniſſe werden offen und vollſtändig ſeyn, wie ich es Ihnen zugeſagt habe, Herr Norbert,« ſagte Montes mit ungekünſtelter Ruhe, »denn ich mache mir ſchon ſelbſt Vorwürfe darüber, daß ich mich ſo lange nicht zu erkennen gab . . . Ich kam nach dem Montcalm in derſelben Abſicht, wie Sie; doch was Sie aus Anhänglichkeit an die Familie von Villareal thaten, das befahl mir die Erkenntniß meiner Verpflichtungen.«

»Wie, mein Herr! . . . Sie wären? . . .«

»In Spanien, wie in Frankreich nannte man mich von jeher den Capitain Montes; doch seit dem Tode meines älteren Bruders darf ich dieser bescheidenen Bezeichnung auch noch den Titel eines Chevaliers von Villareal hinzufügen . . . Ja, Herr Valentin, ich bin der Onkel jener kleinen Antonia, welche Sie so lieb hatten.«

Valentin legte bei dieser Eröffnung eine große Verwunderung an den Tag; doch machte er keine Miene, sich Montes zu nähern. Dieser bemerkte seine frostige Zurückhaltung.

»Sie kennen mich nicht,« fuhr er im wehmüthigen Tone fort, »und Sie hatten nie Gelegenheit, sich von meinem Mitgefühl für die unglückliche Familie zu überzeugen. Sie verließen mit Ihrem Onkel Gonac kurze Zeit nach jener blutigen Katastrophe, und ich wagte es in Folge eines Gefühles, das Sie selbst bei einem Soldaten begreiflich finden werden, nie, einen Fuß in's Römerhaus zu setzen . . . Die Entfernung ließ mich indessen keine einzige meiner Pflichten vernachlässigen. Von jenem Zeitpunkte an war es der Zweck meines Lebens, für meine gemordeten Verwandten Rache zu nehmen und die arme Antonia wieder zu finden, wenn sie wirklich jene Nacht voll Mord und Blut überlebte.«

»Sie glaubten also gleich mir,« unterbrach ihn Valentin lebhaft, »ungeachtet so vieler entgegengesetzter Ansichten, das Kind sey den Beilen der Mörder entronnen?«

»Ich hatte, so wie Sie, Herr Norbert, meine Vermuthungen. Nachdem ich lange Zeit über dieses traurige Ereigniß nachgedacht, faßte ich dieselben Hoffnungen und suchte sie durch dieselben Mittel zu verwirklichen. Deshalb kam ich nach dem Montcalm . . . Ich konnte nicht glücklich und in Reichthum leben, während meine Nichte vielleicht den schrecklichsten Entbehrungen ausgesetzt war.«

»Dieſe Gefühle ſind eines Villareal ganz würdig!« verſetzte Valentin mit Wärme, »doch warum ſagten Sie mir nicht früher . . .«

»Ich ahmte in dieſem Punkte nur Ihre Schweigſamkeit mir gegenüber nach,« ſagte Montes lächelnd; »aus Achtung vor meiner Famlie durfte ich den Zuſtand der Herabwürdigung, in welchen, wie ich glaubte, meine Nichte verfallen war, wohl nicht dem Erſten Beſten verrathen. Ich wollte es ſo einrichten, daß ihr ſpäter, nachdem ſie der Geſellſchaft wiedergegeben ſeyn würde, Niemand jene traurige Periode Ihres Daſeyns hätte ins Gedächtniß zurückrufen können und deshalb glaubte ich alle meine Schritte ſo viel als möglich geheim halten zu müſſen. Uebrigens muß ich Ihnen aufrichtig geſtehen, Herr Norbert, daß es mich ein wenig verdroß, einen Fremden an Angelegenheiten die mich ſo nahe berührten, einen ſo innigen Antheil nehmen zu ſehen. Vielleicht ließ ich vergangene Nacht einige verletzende Bemerkungen fallen . . . Ihre Aufopferung für das arme junge Mädchen, den letzten Sprößling einer mir theuern Familie, erfüllte mich mit Eiferſucht. Ich ſah es als einen Ehrenpunkt an, allein zu handeln, um allein auf die Dankbarkeit meiner Anverwandten nach einem günſtigen Erfolge Anſpruch machen zu können.«

Norbert's Antlitz hellte ſich ganz und gar auf.

»Ich kann Ihnen wegen dieſer ehrenhaften Verſchwiegenheit, deren Nothwendigkeit mir gleichfalls einleuchtet, nicht gram ſeyn . . . Wohlan denn, Herr von Villareal, da unſere Gefühle und unſere Verpflichtungen dieſelben ſind, ſo wollen wir uns nunmehr verbinden und mit vereinten Anſtrengungen ein und dasſelbe Ziel verfolgen . . . Willigen Sie ein?«

»Von ganzer Seele,« antwortete der Capitain mit Herzlichkeit.

Es wurde ausgemacht, daß Montes und Valentin in Begleitung der beiden Bergbewohner sofort Nachforschungen nach dem wilden Mädchen in der Gegend der Peyrade des Montcalm anstellen sollten, während es der Wirth übernahm, Biroben nach Suc zu bringen. Nach Fassung dieses Beschlusses wollte sich die Gesellschaft auf den Weg machen und ihr Gepäcke einstweilen bis zum Abend in einer Felsenhöhle hinterlegen, als plötzlich der Wirth Valentin bei Seite nahm.

»Einen Augenblick, Herr Ingenieur!« rief er aus; »die Verhaftung und das Hin- und Herreden ließ mich ganz auf einen Auftrag vergessen, welchen man mir für Sie ertheilt hat . . .«

»Was hat das zu sagen?« bemerkte Norbert voll Ungeduld, »Ihr könnt Euch dessen später entledigen.«

»So hören Sie doch . . . Sie befahlen mir doch, Ihnen alle Ihre Briefe hierher zu bringen und da habe ich eben ein sehr pressantes Schreiben, welches von Vic d'Essos kömmt.«

»Ein pressanter Brief von Vic d'Essos? Sollte etwa mein Onkel, mein zweiter Vater krank seyn?«

Ein Blick auf die Aufschrift beruhigte ihn, denn er hatte die eigenhändige Schrift des Abbé Norbert erkannt. Er erbrach das Siegel und machte gleich nach den ersten Zeilen eine Bewegung des tiefsten Erstaunens.

»Es ist unbegreiflich,« murmelte er, »man ist ganz gewiß im Irrthum.«

Er las den Brief noch einmal ganz aufmerksam durch.

Die Umstehenden sahen ihn mit offenem Munde an, und wagten es nicht, ihn zu unterbrechen.

»Herr Norbert,« begann endlich Montes, »bin ich Ihnen Freund genug, daß Sie mir diese Nachricht mittheilen, welche Sie so sehr in Aufregung zu versetzen scheint?«

»Wohl, wohl, Herr von Villareal, denn dieſe Nachricht hat für Sie ein gleich großes Intereſſe wie für mich.«

»Um was handelt es ſich?«

»Wir haben uns Beide geirrt, wie wir es bereits ahnten: das wilde Mädchen iſt nicht Ihre Nichte.«

Montes ſprang ſchnell in die Höhe.

»Das iſt unmöglich!« rief er aus; »oder vielmehr, woher kann man wiſſen . . .«

»Mein Onkel meldet mir, es ſey in Foix eine Zigeunerin von Virobens Bande verhaftet worden, welche ein junges Mädchen bei ſich hatte, das allem Anſcheine nach in ſeiner Kindheit geſtohlen worden war. Das Alter des jungen Mädchens, ſein Aeußeres und andere Umſtände paſſen ganz auf Antonia von Villareal . . . Die Behörde hat eine Unterſuchung eingeleitet; mein Onkel und ich, wir werden zur Zeugenſchaft aufgefordert und ohne Zweifel wird man bereits an Sie nach Toulouſe eine Vorladung erlaſſen haben . . . Doch hier, leſen Sie ſelbſt.«

Mit dieſen Worten reichte er dem Capitain den Brief hin.

Derſelbe enthielt keine weiteren Aufklärungen. Der Abbé Norbert drückte ſeinem Neffen ſein Bedauern über deſſen Abweſenheit aus, und bat ihn ſogleich ſelbſt nach Foix zu eilen, um bei Erforſchung der Wahrheit in dieſer geheimnißvollen Angelegenheit behilflich zu ſeyn.

Nach Durchleſung dieſes Briefes blieb Villareal einen Augenblick in tiefes Nachdenken verſunken.

»Nun Capitain?« frug Valentin, »was gedenken Sie jetzt zu thun?«

»Was iſt Ihre Abſicht, Herr Norbert?«

»Ich ſollte eigentlich dem Willen meines Onkels nachkommen und ſofort nach der Stadt abreiſen. Doch muß

ich gestehen, daß mir diese plötzliche Abreise Gewissensbisse verursachen würde.«

»In welcher Beziehung?«

»Das Schicksal der armen Wilden vom Montcalm geht mir unendlich nahe . . . Aus verschiedenen Gründen sehe ich mich als die Ursache ihres Unglückes an. Ich möchte mich daher nicht gerne entfernen, bevor ich weiß, ob sie meiner Hilfe bedarf.«

»Was für eine Theilnahme kann sie Ihnen einflößen? Es ist doch Antonia nicht.«

»Wir gerathen aus einer Ungewißheit in die andere. Uebrigens mag das unglückliche Opfer von Biroben's Unmenschlichkeit wer immer seyn, ich empfinde für dasselbe ein eben so lebhaftes Mitgefühl, wie für Antonia selbst.«

»Wenn das der Fall ist, Herr Norbert,« versetzte Montes, »so werde ich die Erfüllung dieser Pflicht der Menschlichkeit Ihnen überlassen, und da ich keinen ähnlichen Grund für mein Hierbleiben habe, sofort abreisen. Wir können die Ebene noch vor Einbruch der Nacht erreichen; in Suc nehme ich ein Pferd und bin morgen früh in Foix. Ich will keine Minute verlieren, da es sich um das Auffinden der Tochter meines theuren Bruders handelt.«

»Gehen Sie also mit Gott, Herr Montes,« sagte Valentin mit gerührter Stimme, »wir werden uns bald wiedersehen . . . Ich will den Rest des Tages mit Nachforschungen zubringen, die vielleicht, leider! nutzlos seyn werden . . . Doch morgen Abends hole ich Sie ein, und wenn Sie Antonia früher sehen sollten, als ich, so sagen Sie ihr . . . Doch, es ist ein Traum und ich wage nicht daran zu glauben.«

Der Wirth und die Bergbewohner hatten von diesem Gespräche nicht viel verstanden; doch der Zigeuner hatte demselben mit der größten Aufmerksamkeit zugehört und

ſchien damit beſchäftigt, ſich widerſprechende und unzuſammenhängende Ereigniſſe in ſeinem Kopfe zuſammen zu ſtellen.

»Es iſt außerordentlich wichtig,« hob Montes mit einem Fingerzeige auf den Gefangenen an, »daß dieſer Menſch ſo ſchnell als möglich den Händen der Gerechtigkeit überliefert werde, denn unter den gegenwärtigen Verhältniſſen werden uns ſeine Geſtändniſſe, wenn er die Wahrheit ſagen will, vom größten Nutzen ſeyn . . . Wenn Sie indeſſen der Wirth und die beiden Bergbewohner bei Ihren gefährlichen Nachforſchungen am Teufelsbrunnen unterſtützen wollen, ſo übernehme ich es, dieſen Spitzbuben nach dem nächſten Dorfe zu bringen. Seine Arme ſind gebunden und der loſe Strick, mit dem ſeine Beine gekoppelt ſind, wird ihn daran hindern zu entfliehen, ohne ihm das Gehen unmöglich zu machen. Ich werde ihn ſorgfältig überwachen und meinen Carabiner ſtets in Bereitſchaft halten. Auf dieſe Weiſe bringe ich ihn ohne Gefährde nach Suc und übergebe ihn dort der Gens-d'armeriebrigade.«

»Nicht doch,« bemerkte der Wirth, »Sie kennen Biroben noch nicht, Capitain; Sie können ſich gar nicht denken, welch' teufliſcher Liſt dieſer Menſch fähig iſt . . . Ich habe mehr als einmal die Streiche dieſes Burſchen erzählen hören; er würde Ihnen gewiß entwiſchen, wenn Sie mit ihm allein wären. Ich traue mich zu behaupten, daß es etwas Anderes wäre, wenn ich mit Ihnen ginge . . .«

»Nun, und warum wollt Ihr mich nicht begleiten?« frug Villareal.

»Je nun, ich könnte dort drüben dem guten Herrn Ingenieur am Teufelsbrunnen von Nutzen ſeyn, welcher mir verſprochen hat, meinen Neffen im Bergwerke von Vic d'Eſſos zu befördern. Ich bin dieſe Spazirgänge in der Luft gewöhnt, noch von der Zeit her, wo

ich auf den Felsspitzen von Fontargente Adlernester ausnahm, und es wäre mir, die Wahrheit zu sagen, nicht unlieb, diese Wilde zu sehen, von der so viel gesprochen wird . . . Warum wollen Sie nicht Oliba mitnehmen, den großen Jungen, der hier steht? Er hat eine tüchtige Faust und wird Sie auch den besten Weg führen.«

»Meinetwegen,« erwiederte Montes, »aber ich hätte auch ganz gut mit einem geknebelten und unbewaffneten Menschen allein fertig werden können . . .«

»Vorwärts!« rief Valentin aus.

Man machte sich sofort auf den Weg. Norbert, der Wirth und der eine Bergbewohner waren mit Stricken und mit den nöthigen Werkzeugen zur Besteigung des Felsens versehen. Montes und Oliba, welcher den Mantelsack des Capitains trug, bewachten den Gefangenen. Montes hatte seinen Carabiner vor Aller Augen geladen und schien eher geneigt, Biroben zu erschießen, als ihn entwischen zu lassen. Dieser Letztere leistete, durch diese drohenden Vorbereitungen in Schrecken versetzt, durchaus keinen Widerstand.

Die beiden Gesellschaften verfolgten bis zum Saume des Tannenwaldes dieselbe Richtung. Alles beeilte sich, denn die Sonne neigte sich zum Gipfel des Berges herunter und die Reisenden hatten noch für den übrigen Theil des Tages sehr viel zu thun. Im Augenblicke der Trennung näherte sich Montes dem jungen Ingenieur mit Herzlichkeit.

»Die Umstände erlauben mir keine weitläufigen Betheuerungen,« sagte er ihm die Hand schüttelnd, »aber ich hoffe, wir Beide werden uns fortan verstehen.«

»Auch ich hoffe es, Capitain; verzeihen Sie mir meinen anfänglichen Verdacht. Ich werde Ihnen den Grund desselben später auseinander setzen und es wird Ihnen, wie ich glaube, nicht schwer fallen, mich zu be-

ſchämen . . . Alſo auf Wiederſehen ... Morgen Abends ſehe ich Sie in Foix.«

Sie wechſelten noch einige freundliche Worte.

»Geben Sie auf den Zigeuner gut Acht, Capitain,« bemerkte der Wirth, welcher Oliba Verhaltungsbefehle ertheilt hatte; »verlieren Sie ihn nicht aus dem Geſichte, denn er iſt geſcheidter als der Teufel.«

»Ich weiß es,« verſetzte Montes trocken.

»Und dann,« fuhr der Wirth mit leiſer Stimme und auf Oliba zeigend fort, »verlaſſen Sie ſich nicht zu ſehr auf dieſen armen Burſchen. Er iſt kräftig wie ein Stier, aber einfältig wie ein Kind.«

»In der That!«

»Rechnen Sie mehr auf Ihren Carabiner, als auf die Stricke, mit welchen Biroben geknebelt iſt.«

»Fürchtet nichts, mein Guter,« erwiederte der Capitain mit einem Anfluge von Ungeduld.

Er winkte Valentin einen letzten Gruß zu, und flieg mit Oliba und dem Zigeuner den Berg hinab, während der Ingenieur mit ſeinen beiden Begleitern querüber auf den Teufelsbrunnen zuging.

VIII.

Es war finstere Nacht, als Valentin mit seinen beiden Begleitern in die Schäferei der Oule-Blanche zurückkam; ihre mühsamen Nachforschungen waren erfolglos gewesen. Umsonst hatten sie mit Hilfe von Stricken und eisernen Klammern die steilsten Felsen erstiegen; nicht eine Spur vom wilden Mädchen war zu sehen und bald hatte sie die Dunkelheit gezwungen, ihre gefährlichen Untersuchungen einzustellen.

Giuseppe war schon seit langer Zeit nach seiner Wohnung zurückgekehrt und hatte einige Vorbereitungen zum Empfange seiner Gäste getroffen. Das Stroh war aufgerüttelt, die am selben Tage heraufgebrachten Nahrungsmittel auf seinem Kasten aufgestellt, zwei in Birkenrinde gesteckte Talgkerzen erfüllten das Gemach mit ungewohnter Helle. Er richtete keine Frage an die Reisenden und schien beim Anblicke seiner zwei neuen Gäste, welche die Stelle der beiden früheren eingenommen hatten, keineswegs erstaunt zu seyn. Dieser sonderbare Greis schien beim Denken und Handeln von Triebfedern bewegt zu werden, welche den übrigen Menschen fremd waren; er begriff oder errieth Alles durch eine Art innerer Anschauung, welche die Landleute mit dem Namen Zauberei belegten. Uebrigens wären weder der Wirth noch sein Begleiter im Stande gewesen, seine Neugierde zu befriedigen; sie waren ganz entkräftet und von Müdigkeit und Hunger niedergedrückt.

Valentin hatte sich, wenn auch nicht von körperlichen so doch von moralischen Leiden angegriffen, auf einen Sitz niedergelassen und hing seinen Gedanken nach. Während des Hin- und Hergehens betrachtete ihn Giuseppe mit vieler Theilnahme. Zwei oder drei Mal bewegte er die Lippen, als wollte er Valentin anreden, allein er gab keinen hörbaren Laut von sich und der gute Alte zog sich endlich in einen Winkel seiner Hütte zurück, indem er wie gewöhnlich mit dem Kopfe schüttelte.

Valentin war über den schlechten Erfolg seiner Nachforschungen wirklich in Verzweiflung. Das Bild des in seinem Blute schwimmenden, sterbenden Mädchens schwebte ihm ohne Unterlaß vor Augen. Er machte sich Vorwürfe darüber, nach dem Montcalm gekommen zu seyn; er sagte zu sich selbst, seine Gegenwart sey für das arme Geschöpf unheilvoll gewesen. Dann versuchte er es wieder sich von diesen trüben Gedanken loszumachen und seinen allzu großen Schmerz zu mäßigen.

»Warum beschäftige ich mich so sehr mit dieser Fremden?« dachte er bei sich; »ich bin ihr fortan nur noch ein Gefühl des Mitleids schuldig ... War ich auch indirect die Ursache ihres Unglückes, so habe ich doch Alles gethan, was nur Menschen möglich ist, um ihr Hilfe zu bringen, wenn sie noch welche nöthig haben sollte. Im entgegengesetzten Falle mußte sie eine elende Existenz ohne vieles Bedauern zu Ende gehen sehen ... Ihr Tod wird gerächt werden; was kann ich weiter für sie thun? ... Nun darf ich mich nicht weiter um sie bekümmern, und nur an Antonia denken: Antonia von Villareal, die Tochter meines Wohlthäters, hat allein ein Recht auf meine gänzliche Ergebenheit ... Wohlan! ich reise morgen ab«

Doch wider seinen Willen flossen ihm Thränen die Wangen herab, und ein Gewissensbissen ähnlicher Schmerz preßte ihm das Herz zusammen.

Die Nacht ging vorüber wie die vergangene. Beim erſten Scheine der Morgendämmerung war Valentin auf den Füßen. Er beeilte ſich, ſeine Begleiter zu wecken und forderte ſie auf, ihre Vorbereitungen zur Abreiſe zu treffen. Giuſeppe hatte bereits die Hütte verlaſſen; Valentin ſuchte ihn auf. Wiewohl er den Greis für nichts weiter anſah, als für einen geiſtesüberſpannten Irrſinnigen, deſſen Ideen ſich durch das Alter und die einſame Lebensweiſe verwirrt hatten, ſo wünſchte er ihm doch einige dringende Mittheilungen zu machen, bevor er den Montcalm verließ.

Ein dichter Nebel verhüllte die entfernteren Partien der Pyrenäen; allein dieſer Nebel war nicht mehr den leichten, wellenförmigen Dünſten zu vergleichen, welche zwei Tage vorher die Ebene wie mit einem zarten Gewebe bedeckten. Er war grau, ſchwer und ließ die Gegenſtände kaum in der nächſten Nähe ſichtbar werden. Die Sonne erſchien auf dieſer undurchſichtigen Oberfläche blos als ein gelber, ſchlecht geformter, ſtrahlenloſer Fleck.

Auf die Gefahr hien, ſich zu verirren, wollte ſich Valentin durch dieſen Nebel hindurchbegeben, als ein in der Nähe ertönendes Gebrülle ſeine Aufmerkſamkeit feſſelte. Gegen ſeine Vermuthung befand ſich das Vieh noch in dem an die Hütte angebauten Stalle. Inmitten der Thiere ſtand Giuſeppe, und ſchien, mit ſeiner Caputze bekleidet und auf ſeinen langen Stock geſtützt, in jene wunderlichen Betrachtungen verſunken zu ſeyn, deren Wirkungen für ſeine Beſucher ein Gegenſtand des Staunens zu ſeyn pflegten. Um ihn herum ſprangen die beiden ungeheuren Hunde, welche es bei ſolchen Anläſſen unmöglich machten, ſich ihm zu nähern.

Valentin rief ihn an, ohne weiter eine Antwort zu erwarten; allein zu ſeiner großen Verwunderung fuhr Giuſeppe bei den erſten Lauten in die Höhe und näherte ſich ihm ernſten und gemeſſenen Schrittes.

Norbert grüßte ihn freundschaftlich, dankte ihm für seine gastliche Aufnahme und theilte ihm seine Absicht mit, den Montcalm sofort zu verlassen.

»Ich weiß es, ich weiß es,« unterbrach ihn Giuseppe; »es ist in der That die höchste Zeit. Doch das arme Mädchen am Teufelsbrunnen? Wollen Sie es hilflos zurücklassen?«

»Wie, Giuseppe! ist Euch denn das traurige Ereigniß von gestern unbekannt?«

»Ich habe Sie vor der blutigen Hand gewarnt,« sagte Giuseppe mit seinem gewöhnlichen Kopfschütteln, »aber Sie schenkten meinen Worten keinen Glauben . . .«

»Nein, ich glaubte Euch nicht, Giuseppe, weil Ihr es verschmähtet, mir die Ursache Eures Verdachtes anzugeben . . . Wenn Ihr, wie ich annehmen muß, bereits jenen abscheulichen Mörder Biroben kanntet, so hättet Ihr mir ihn sofort nennen sollen. Was den Andern anbelangt, gegen den Euer Verdacht noch mehr gerichtet zu seyn schien, so ist dies ein Mann von Ehre, dessen Rechtschaffenheit man nicht verdächtigen kann, und ich werde es fortan nicht dulden, daß man ihn ohne Beweise verleumde . . . Der jetzige Träger des Familiennamens von Villareal hat Anspruch auf meine Hochachtung und auf mein Vertrauen!«

Giuseppe wurde nachdenklich.

»Also waren sie es doch!« murmelte er. »Gott kennt das Gemüth der Menschen und weiß die Wahrheit. Die Jugend ist aber voll Einbildung, selbst in ihren guten Gefühlen, besonders die Stadtjugend.«

Der Rest seiner Rede war unverständlich. Valentin hob nach einer Pause wieder an:

»Es bleibt mir nur noch übrig, Euch vor meiner Abreise um einen Liebesdienst zu ersuchen, guter Vater Giuseppe, den Ihr mir hoffentlich nicht abschlagen werdet. Wenn Ihr nemlich auf Eueren Ausflügen den Leichnam

des armen Mädchens finden solltet, so erweiset ihr die letzte Ehre und sagt ein Gebet für die Arme her.«

»Welchen Beweis haben Sie dafür, daß sie todt ist?«

»Welcher Beweggrund läßt Euch hinwiederum vermuthen, daß sie noch lebt?«

»Ich halte es für möglich . . . Junger Mann, Sie sollten nicht abreisen, ohne sich zu vergewissern, ob diejenige, wegen welcher Sie hierher reisten, Ihrer Hilfe nicht ganz besonders bedarf.«

»Diejenige welche ich suchte, ist nicht hier und wichtige Verpflichtungen rufen mich an einen andern Ort . . . Indessen geht mir das Schicksal der armen Wilden vom Montcalm sehr zu Herzen, und ich bitte Euch daher, wenn Ihr sie lebend oder todt findet . . .«

»Geben Sie mir keinen Auftrag,« unterbrach ihn der Hirt mit barscher Stimme, indem er sich in die Höhe richtete.

»Warum nicht, Giuseppe?«

»Ich werde das Gebirge noch in diesem Augenblick verlassen . . Sie sehen, ich habe mein Heerde noch nicht auf die Weide getrieben und sie ist zum Abgange bereit.«

»Wie! auch Ihr wollt also fort?«

»Die Stunde ist gekommen . . . Ich habe die Oule-Blanche im Traume mit Schnee angefüllt gesehen, welcher bis über das Dach meiner Hütte ging; ich habe die Winterstürme rasen und die Lawinen rollen gehört . . . Die schlimmen Tage sind im Anzuge . . . wenn ich nicht sofort meinen Träumen folgte, würde ich hier mit meinem armen Vieh zu Grunde gehen . . . Ja, ja, es ist Zeit . . . es ist Zeit . . .«

Und er schickte sich an, seine Ochsen eilig zusammenzutreiben.

Valentin überlegte, der alte Hirt habe aus gewissen unfehlbaren Anzeichen das Herannahen des Winters

erkannt; er mußte somit auf seine letzte Hoffnung Verzicht leisten.

»Das Geschick selbst zwingt mich dazu, das arme Kind zu verlassen!« versetzte er halblaut mit einem Seufzer. »Gott möge sich ihrer erbarmen.«

Nach diesen Worten begab er sich zu seinen Reisegefährten.

Giuseppe's Vorbereitungen waren bald zu Ende, er schloß blos seine hölzernen Gefäße und die grob gearbeiteten Geräthe seines Haushaltes in den Kasten ein, steckte seine Kleidungsstücke in einen Quersack, den er sich über die Schulter hing, nahm dann seinen Stock zur Hand, machte das Zeichen des Kreuzes, gleichsam um diese bescheidene Wohnung, welche er vielleicht nicht mehr wiedersehen sollte, zu segnen und trat zur Hütte hinaus, indem er die Thüre zuriegelte. Sofort machte sich die ganze Truppe auf den Weg, um die Ebene zu erreichen.

Der Wirth und sein Gehilfe gingen mit einigem Gepäck beladen voraus; dann kam Valentin, das Gewehr auf der Achsel, und suchte mit seinen Blicken durch den dichten Nebel zu dringen, welcher ihn einhüllte. Giuseppe der hinter ihm einher ging, wandte sich zeitweilig um, seiner Hütte noch einen letzten Blick zuwerfend. Hinter ihm ertönten die silberhellen Glocken der Heerde. Die Ochsen machten kurze Schritte, und schienen nur ungern fortzugehen. Es war, als begriffen sie, daß ihrer statt der duftigen Kräuter und der reinen Luft des Montcalm für einige Monate das stinkende Stroh und der feuchte Stalldunst warte; sie sahen traurig und verdrossen aus. Im Hintergrunde ertönte durch den Nebel ein kräftiges Gebell, und zeigte an, daß die treuen Hunde die Ausreißer zurücktrieben und die trägen Thiere zur Eile anspornten.

Der Weg war bequem und nicht die mindeste Gefahr vorhanden, sich mit Führern, welchen der Montcalm in allen seinen Theilen bekannt war, zu verirren.

Valentin überließ sich daher mit einem Gefühle gänzlicher Sicherheit seinem Nachdenken, als Ausrufungen der beiden Leute, welche die Spitze des Zuges bildeten, seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Sie hatten Halt gemacht und sprachen nicht ohne Aufregung mit einem Manne, auf den sie plötzlich gestoßen waren. Es war Oliba, der Tags zuvor den Auftrag erhalten hatte, Montes von Villareal und den Zigeuner nach dem Dorfe zu geleiten.

Voll Ungeduld, über diese beiden Personen, die ihn, wenn auch aus ganz verschiedenen Ursachen interessirten, Nachrichten einzuziehen, beschleunigte Valentin seine Schritte. Als er bei der Gruppe angelangt war, rief eben der Wirth mit Lebhaftigkeit aus:

»Er ist entflohen! Ihr habt ihn entwischen lassen... Oh, Du Spitzbube von Biroben... Es ist nicht möglich Oliba, Du erlaubst Dir blos einen Scherz mit mir! **Diou biban**! Du verdientest . . .«

»Es ist aber doch so, lieber Herr,« versetzte Oliba mit furchtsamer Stimme; »der Bösewicht ist uns noch gestern Abends, ehe wir noch den Fuß des Berges erreicht hatten, entwischt und wird ohne Zweifel die Nacht benützt haben, um über die Grenze zu gehen.«

»Von wem sprecht Ihr?« frug Valentin mit Ungestüm; »Ihr wollt doch hoffentlich nicht sagen, der elende Mörder habe Eure Wachsamkeit zu täuschen gewußt? . . . Der Capitain Montes hätte es gewiß nicht geschehen lassen.«

Oliba ließ den Kopf hängen.

»Das ist wirklich unbegreiflich!« hob der Wirth wieder an; »ich wollte wetten, daß dieser Tölpel hier irgend eine Albernheit beging.«

»Nein lieber Herr, gewiß nicht, urtheilen Sie selbst. Wir waren am Gargantua-Felsen angelangt, dort unten am Saume des Tannenwaldes. Ich ging mit der Mantel-

decke des Capitains voraus, der sorgfältig geknebelte Zigeuner ging dicht hinter mir her, und hinter ihm Herr Montes mit dem Carabiner in Bereitschaft. Einige Male hörte ich sie ganz leise einige Worte wechseln, die ich jedoch nicht verstand. Plötzlich vernahm ich einen Schrei, und sah den Zigeuner nach dem Walde zu fliehen, der Strick welcher beide Hände und seine Beine zusammengehalten, war, wie mit einem Messer, mitten entzwei geschnitten. Ich warf sofort den Mantelsack auf die Erde und eilte dem Zigeuner nach.

»Nun, und was that der Capitain?« frug Valentin.

»Eher etwas Schlimmes als Gutes. Ich hatte den Mörder beinahe erwischt, als mir der Capitain zurief: »Rühre Dich nicht, ich werde ihn schon zum Stehen bringen.« Im selben Augenblicke feuerte er seinen Carabiner ab, die Kugel sauste mir am Ohre vorbei. Ich war wie versteinert; als sich der Pulverdampf verzogen hatte, war Biroben verschwunden.«

»Oh, der Capitain haßte ihn eben so sehr als ich!« sagte Valentin, »der Durst nach Rache trieb ihn in diesem Augenblicke zu Grausamkeiten, und gewiß hat er den Zigeuner getödtet, oder doch wenigstens verwundet.«

»Weder das Eine noch das Andere; wir haben die Kugel in einem Tannenbaume wieder gefunden . . . Ohne Ihnen zu nahe treten zu wollen, die Stadtleute sind schlechte Schützen, denn der Schuß schien weit eher mir, als dem Zigeuner zu gelten.«

»Habt Ihr nicht den Wald durchsucht? dem elenden Schurken nicht weiter nachgesetzt?«

»Ja wohl, mein Herr, doch eben so gut hätten wir eine Nähnadel in einem Heuschober suchen können, als einen Menschen im Tannenwalde des Montcalm, besonders bei Einbruch der Nacht . . . Wir haben uns unnütz die

Hände und das Gesicht zerfetzt, und mußten unverrichteter Dinge nach dem Dorfe zurückkehren.«

Sämmtliche Reisende hatten sich um Oliba in einem Kreise aufgestellt. Giuseppe hatte seine Heerde halten lassen, und war näher gekommen um zuzuhören.

»Ich werde nicht klug daraus!« begann nach einer Weile der Wirth, »ich selbst habe Biroben's Hände und Füße gebunden. Der Strick war stark und die Knoten sehr fest, ich hätte geschworen, der Scharfe sey nicht im Stande sie zu zerschneiden.«

»Aber lieber Herr,« versetzte Oliba, »die Stricke sind auch nicht zerrissen, so viel ich weiß, sondern man hatte sie zerschnitten....«

»Zerschnitten! Wer hätte dem Verbrecher in dieser Weise behilflich seyn können?« rief Valentin aus.

Oliba gerieth durch diese Heftigkeit in Verwirrung.

»Ich weiß es nicht, mein Herr,« erwiederte er, »ich war es gewiß nicht.... vielleicht war der Strick gar nicht zerschnitten, denn ich habe eigentlich nichts gesehen, ich kehrte dem Gefangenen den Rücken zu.«

Norbert stampfte ungeduldig mit dem Fuße.

»Dummkopf!« versetzte er, »erkläre Dich deutlicher; »willst Du vielleicht zu verstehen geben, der Capitain Montes habe den Zigeuner mit Willen entfliehen lassen?«

»Das will ich gerade nicht behaupten, lieber Herr! .... Möglich, daß Biroben nach Gewohnheit der Spanier ein Messer in seinem Aermel verborgen hatte, und es irgendwie in seine Hand gleiten ließ....«

»Ja wohl, ja wohl! so wird es seyn!« rief der Wirth aus; »ich hätte daran denken sollen, ihn zu durchsuchen, aber wer denkt denn auch immer an Alles... Man hat mir schon so viele Spitzbubenstreiche von diesem schrecklichen Biroben erzählt!«

»Ei nun, lieber Herr, Sie wissen noch nicht den

besten dieser Streiche,« sagte der Bergbewohner mit verlegener Miene, »ich habe ihn auf die Letzt aufbewahrt.«

»Wie so? Was hat es noch gegeben?«

»Sie erinnern sich noch, daß der Zigeuner, als er neulich Abends in der Schenke anlangte, auf einem Esel ritt!«

»Ja wohl, auf einem armen abgeschundenen, räudigen Thiere, welches nicht einmal das Halfter werth war.«

»Als ich nun gestern ganz niedergeschlagen in der Schenke anlangte, sagte ich zu mir selbst: »Je nun, ist uns auch der Herr entwischt, so bleibt uns doch noch sein Esel!« Ich fand in der That den Esel im Stalle mit dem Gepäcke des Zigeuners beladen . . . einem schlechten Leinwandsacke, der einige Lumpen enthielt. Gut, dachte ich, wir wollen sehen, ob er sich sein Eigenthum abholt! Ich legte mich wie gewöhnlich im Stalle nieder; der Esel war zwei Schritte von mir angebunden, und der Quersack diente mir als Kopfkissen . . .«

»Nun?«

»Je nun, als ich heute früh erwachte, war der Esel und der Sack verschwunden. Dieser Biroben ist der Teufel in eigener Person.«

Der Wirth und Oliba's Genosse lachten laut auf; doch mäßigten sie ihre Lustigkeit sofort aus Achtung vor dem jungen Ingenieur, welchem dieser unzeitige Ausdruck guter Laune unangenehm zu seyn schien.

»Also der Mörder ist entflohen!« murmelte Valentin mit erstickter Wuth; »das schreckliche Verbrechen wird also noch immer nicht gerächt werden können. Es ist keine Hoffnung mehr vorhanden, dem Häuptling der Bande unschätzbare Aufklärungen entlocken zu können. Nach dieser letzten Mordthat wird er es nie wieder wagen nach Frankreich zurückzukehren . . . Welches Mißgeschick ist bei Allem im Spiele, was die arme Antonia betrifft!«

»Was that der Capitain Montes nach jenem Er-

eigniſſe?« fuhr er, ſich zu dem Neuangekommenen wendend im ruhigem Tone fort; »iſt er bereits nach Foix abgereiſt?«

»Er brachte die heutige Nacht in Suc zu,« verſetzte Oliba, froh den Neckereien ſeines Herrn und ſeines Cameraden entgehen zu können; »heute früh mit Tagesanbruch machte er ſich mit dem Maulthiertreiber von Sentenac auf den Weg, und trug mir auf, Ihnen zu erzählen, was ſich zugetragen hat, und zu eröffnen, er erwarte Sie an dem beſtimmten Orte.«

»Ganz gut, er erinnert mich an die Erfüllung meiner Pflicht ... Vorwärts, liebe Freunde,« fügte Norbert mit bewegter Stimme hinzu, »ſetzen wir unſern Weg fort, es drängt mich, dieſen unglückſeligen Berg ſo ſchnell als möglich zu verlaſſen.«

Die Männer gehorchten ſchweigend, und der Zug ſetzte ſeinen Weg, den Abhang des Montcalm hinunter, eifrigſt fort.

Von peinlichen Gedanken gefoltert, ging Valentin maſchinenmäßig längs den ungeheuren Felſenwänden hin, deren gewundene Linie ſich im Nebel verlierend die Umſchließung des Teufelsbrunnens bildete. Plötzlich fühlte ſich Valentin von einer Hand leiſe auf der Achſel berührt.

»Hören Sie mich an, junger Mann,« ſagte zu ihm Giuſeppe in einem weniger geheimnißvollen Tone als gewöhnlich, »antworten Sie mir mit Offenheit. Iſt Ihr Geiſt nicht unruhig, und fühlen Sie nicht, da Sie den Montcalm verlaſſen, Ihr Gewiſſen beſchwert?«

»Sei dies nun eine Folge Eurer Zauberkünſte oder nicht, Ihr habt es errathen, Giuſeppe. Je mehr ich mich von dieſem unglücklichen Orte entferne, deſto mehr zieht ſich mir das Herz zuſammen... Und doch habe ich nichts mehr zu thun; ich habe meine Pflicht gethan und bin vor keiner Gefahr zurückgeſchreckt.«

»Allerdings, allein Sie haben eitlen Anzeichen zu viel Glauben beigemeſſen.«

»Um des Himmelswillen, Giuſeppe, was wollt Ihr ſagen?«

»Je nun, da ich's denn doch ſagen muß, das Mädchen vom Montcalm iſt geſtern nicht geſtorben, wie Sie dachten... Noch vor Einbruch der Nacht erreichte ſie ihre Grotte ... gehen Sie zum Teufelsbrunnen, und Sie werden ſie dort finden.«

»Ihr habt ſie alſo geſehen?«

»Was hat das zu ſagen, ob ich ſie mit meinem leiblichen oder mit meinem geiſtigen Auge ſah?«

»Der Mann macht mich noch verrückt!« rief Valentin aus. »Allein es ſoll nicht geſagt werden können, ich habe mich durch einfältiges Geſchwätz berücken laſſen; ... meine Augenblicke ſind gezählt, und ich kann nicht länger hier bleiben.«

»Wie, ſelbſt dann nicht, wenn die Kleine da unten Antonia von Villareal wäre?«

»Sie iſt es nicht.«

»Haben Sie Beweiſe dafür? Was können Sie aus Ihren kurzen Beſuchen in der Grotte, aus den wenigen mit dem Mädchen gewechſelten Worten entnehmen?«

»Aber Ihr wißt wohl, daß man in Foix ein junges Mädchen aufgegriffen hat...«

»Das wird auch nur irgend eine Lüge ſeyn ... Die heilige Jungfrau wird ſchon die Wahrheit an den Tag kommen laſſen.«

Norbert's Unruhe hatte den höchſten Grad erreicht.

»Ein Wort, nur ein einziges Wort!« verſetzte er. »Glaubt Ihr die tiefere Erkenntniß, welche Ihr beſitzt, einer übermenſchlichen Macht zu verdanken, oder ſprecht Ihr blos nach menſchlichen Vermuthungen und Ueberzeugungen? Gebt mir nur einen einzigen Grund dafür, daß

Ihr weder verrückt noch ein Lügner seyd, und ich will Eure Rathschläge blindlings befolgen.«

Eine leichte Röthe überzog die bronzefarbenen Wangen des Greises; indessen versetzte er ohne den geringsten Unmuth:

»Zweifeln Sie an meiner Gewalt wenn Sie wollen, dieser Zweifel ist Ihnen erlaubt, denn ich bin nur ein Mensch; aber hören Sie auf meine Bitte. Ich wiederhole es, wenn Ihnen das arme Mädchen irgend eine Theilnahme einflößt, so gehen Sie noch einmal nach dem Teufelsbrunnen.«

Giuseppe sprach mit Bestimmtheit, und Valentin konnte seine Aufrichtigkeit nicht länger in Zweifel ziehen. Er bedachte, die Einsamkeit, welche zuweilen Geisteszerrüttung mit sich bringt, habe vielleicht dem Verstande des Greises eine besondere Richtung gegeben. War es nicht möglich, daß er von der Höhe jener Felsen, wo er ganze Stunden in ruhiger Betrachtung zubrachte, gewisse Ereignisse beobachtete, deren Kenntniße er in Folge eines besonderen Charakterzuges einer eigenthümlichen Sehergabe zugeschrieben zu sehen wünschte? Lag in seiner vorgeblichen Zauberei nicht eben so viel Stolz als Böswilligkeit? War es ferner nicht möglich, daß er in dem Maße als er für einen Zauberer gelten wollte, sich selbst zu dem Glauben brachte, er sey es wirklich? Diese Art von Geistesverwirrung hat für diejenigen, welche die Wirkungen eines gänzlich abgeschlossenen Lebens auf gewisse Organisationen genau studiert haben, durchaus nichts Wunderbares.

Diese Annahme gab wohl keine hinlängliche Erklärung für alle vorgeblichen Prophezeiungen Giuseppe's ab; allein in dem vorliegenden Falle verdienten seine Andeutungen jedenfalls eine besondere Beachtung.

»Wohlan, meinetwegen,« sagte endlich Norbert, »ich will auch noch diesen letzten Schritt versuchen . . .

*

Sollte er auch erfolglos seyn, so wird er doch zur Beruhigung meines Gewissens dienen.«

»Dann wollen wir gehen!« sagte der Hirt mit Entschlossenheit.

»Wie, Giuseppe, Ihr wollt mich begleiten?«

»Ja wohl, denn ich weiß, daß ich Ihnen von großem Nutzen seyn werde.«

»In welcher Beziehung?«

»In so mancher ... Ich habe meine eigenen Gedanken ... Und übrigens,« fügte er mit gegen Himmel erhobenen Armen hinzu, »kann ich dem Wetter trotzen.«

»Ich dachte, die Sorge für Eure Heerde ...«

»Meine Nachbarn werden so gut seyn, sie nach dem Dorfe zurückzuführen und nöthigenfalls würden auch meine Hunde damit fertig werden.«

Er rief Oliba herbei und übertrug ihm die Sorge für seine Ochsen; dann sagte er seinen beiden halbwilden Rüden einige Worte, welche seinen geringsten Wink befolgten und bellten, als versprächen sie ihm, seine Befehle vollziehen zu wollen. Unterdessen hatte Valentin den Wirth von seinem Vorhaben, noch einige Zeit mit dem alten Hirten am Montcalm bleiben zu wollen, in Kenntniß gesetzt; er empfahl ihm, sich jeder Sorge zu entschlagen, wenn er erst Abends nach dem Wirthshause kommen sollte, ließ ihn über diesen schnellen Entschluß ganz verwundert stehen und holte Giuseppen schnell ein.

IX.

Valentin und der alte Hirt zogen schweigend durch die Gebüsche und das Dorngesträuch, welches jenen Theil des Berges bedeckte. Von Zeit zu Zeit sah Giuseppe den jungen Mann von der Seite an, gleichsam als wollte er es ihm ansehen, wohin er ihn führte. Als er Valentin an einem Felsen halten sah, welcher höher und steiler war als alle übrigen, drückten seine Züge das tiefste Erstaunen aus, und als ihm sein junger Führer, das Gestrüpp bei Seite biegend, den Eingang jenes unterirdischen Weges zeigte, dessen Entdeckung er dem verwundeten Wolf verdankte, konnte der Alte einen Ausdruck der Verwunderung nicht unterdrücken.

»Ihr wußtet also nichts von diesem Durchgange?« sagte Valentin mit einem schwermüthigen Lächeln; »dieses Geheimniß hat bis jetzt das arme Mädchen vor ihren zudringlichen Besuchen und vielleicht auch vor ihren Feinden beschützt. Versprecht mir, daß Ihr, wenn das arme Geschöpf wider alle Vermuthung noch leben sollte, diesen Zugang zum Teufelsbrunnen Niemanden verrathen wollt.«

Allein der alte Hirt schien nicht geneigt zu seyn, seine Unwissenheit einzugestehen.

»Ich kenne den Montcalm und alle seine Schlupfwinkel,« sagte er lakonisch.

Er unterbrach sich selbst, um etwas, was einer leichten Flaumfeder ähnlich sah und auf den Aermel

ſeines Mantels niedergefallen war, mit unruhiger Miene zu beobachten.

»Nun, was gibt's?« frug Valentin ungeduldig und irgend eine neue Mummerei vermuthend.

»Sehen Sie es nicht?... es iſt eine Schneeflocke ...«

»Nun, was iſt's auch weiter?«

»Schon!« murmelte der Alte zu ſich ſelber, »ich hätte ihnen empfehlen ſollen, die Heerde tüchtig anzutreiben, doch die Anzeichen des Sturmes müſſen ihnen eben ſo gut erſchienen ſeyn, als uns; ſie werden auf ihrer Hut ſeyn und ſind ſchon ohne Zweifel nicht weit von der Ebene angelangt...«

»Bei Eurem Seelenheil, Giuſeppe!« rief der Ingenieur aus, indem er ſich anſchickte, durch den Gang hindurch zu kriechen, »laßt uns die koſtbare Zeit nicht nutzlos verlieren!«

Der Hirt blickte noch einmal nach dem ſchwarzen niedrig hängenden Gewölk und folgte dann dem jungen Manne nach.

Während des Reſtes ihres Weges bis zum Teufelsbrunnen hätten die Reiſenden im Tannenwalde noch ſo manche Schneeflocke aufleſen können; allein dieſer Umſtand, welcher Giuſeppen ſo ſehr beunruhigte, wurde von Valentin kaum bemerkt. In der That herrſchte noch ringsum die tiefſte Stille, und nicht das leiſeſte Lüftchen regte ſich im Waldesdunkel. Allein eine einzige Nacht hatte in dem kleinen Thale, dem gewöhnlichen Aufenthaltsorte des wilden Mädchens, die ſchrecklichſten Verheerungen angerichtet. Ein Nachtfroſt hatte plötzlich die ſchönen Blumen, welche ihn noch geſtern ſchmückten, vernichtet; ſchwarz und abgeſtorben hingen ſie von ihren Stengeln herunter. Der Winter war mit einem Male in dieſem bevorzugten Winkel des Gebirges eingezogen. Da gab es keine munteren Inſecten mehr, keinen Vogelgeſang, keinen Sonnenſchein, der ſich im Strahle des Waſſerfalles abſpiegelte. Der Teufelsbrunnen

war nunmehr ein schwarzer, durch einen Waldstrom ausgehöhlter Felsschlund geworden, über welchem der bleigraue Himmel seine weißen Flocken in Hülle und Fülle ausschüttete.

Doch Valentin nahm sich nicht Zeit, diese traurige Veränderung zu besichtigen; er lief ungeduldig und Antonia beim Namen rufend zum See, aber nichts antwortete auf seinen Ruf. Er ging in die Grotte, die Wilde schien seit dem vergangenen Tage nicht mehr in dieselbe zurückgekehrt zu seyn; alle Gegenstände waren auf demselben Platze, wo er sie bei seinem letzten Besuche gesehen hatte. Ueberall Einsamkeit und Verlassenheit.

Er ging verzweiflungsvoll hinaus und dem alten Hirten nach, welcher langsam herum ging und die Oertlichkeit ganz genau betrachtete.

»Ihr habt Euch geirrt, Giuseppe,« sagte er mit trauriger Miene; »das arme Kind ist ohne Zweifel in irgend einer Felsenkluft gestorben, wo sie eine Beute der Wölfe werden wird...«

Der Greis hielt mit der Antwort inne.

»Nein, nein,« sagte er endlich nachdenklich, »sie ist verwundet, sie kann gar nicht weit seyn.«

Dann wandte er sich zu seinem Begleiter.

»Wir wollen einen letzten Versuch machen, Herr Norbert,« sagte er; »wenn der nicht gelingt, dann ist wirklich keine Hoffnung mehr vorhanden.«

»Was wollt Ihr thun?« frug Valentin ganz erstaunt.

»Sie sollen es gleich erfahren... Als Sie noch ein Kind waren und mit der kleinen Antonia spielten, sangen Sie ihr da nicht, wie Sie selbst sagten, kleine Lieder vor, deren Endreime sie so gerne wiederholte?«

»Ja wohl,« flüsterte Valentin, bei dieser Erinnerung laut aufseufzend; »doch was soll diese Frage?«

»Und gab es unter diesen Liedern nicht ganz beson-

ders eines,« fuhr der Alte fort, »welches Sie öfters sangen als alle andern, und welches das Kind am liebsten hörte und mitsang?«

»Es ist in der That wahr. Ich hatte selbst ein kleines Lied in der Volksmundart gedichtet und einer spanischen Sangweise angepaßt... Dieses kaum gereimte und fehlerhafte Liedchen hieß die »Wintervöglein;« es war eine kindliche Klage über das Schicksal der armen kleinen Vögel, welche, nachdem sie unsere Gärten im Frühling mit Lust und Leben erfüllten, im Winter vor Kälte und Hunger zu Grunde gehen ... Antonia hörte das Lied besonders gern; sie wußte es auswendig, und doch wollte sie immer wieder, ich möchte es ihr vorsingen. Sie weinte, so oft sie es hörte, und dankte mir für meine Gefälligkeit mit einem freundlichen Lächeln.«

»Erinnern Sie sich noch des Liedes?«

»Ich werde es mein Leben lang nicht vergessen.«

»Wohlan denn, Herr Norbert, singen Sie das Lied ja recht laut, damit man es in der Ferne hören kann.«

Valentin machte bei diesem sonderbaren Vorschlage ordentlich einen Satz nach rückwärts. Einen Augenblick fürchtete er von Seite Giuseppe's einen neuerlichen Ausbruch seiner magischen Gewalt. Ja er hielt sogar das Ganze für einen groben Scherz; allein das ernste Aussehen des Greises ließ den letzteren Gedanken gar nicht zur Reife kommen. Uebrigens war es augenscheinlich, daß der Hirt, seitdem sie sich im Teufelsbrunnen befanden, sein geheimnißvolles Wesen ganz abgelegt hatte. Sey es, daß ihn Norbert's Spöttereien und seine Ungläubigkeit im Zaume hielten, sey es aus irgend einem andern Beweggrunde, er hatte einen einfachen, natürlichen, wiewohl ernsten und entschlossenen Ton angenommen. Sein in der Regel herumschweifender, unstäter Blick erglänzte von Verständigkeit und Bewußtseyn. Der junge Ingenieur unterdrückte seinen ersten Anflug von Unmuth.

»Zu was das, Giuseppe?« frug er; »ich verstehe Euch nicht ... Welches Ohr könnte mir in dieser Einöde zuhören!«

»Versuchen Sie es nur ... Bei der heiligen Mutter Gottes von Heas verlieren Sie nur keine Zeit ... Das Wetter kann von einer Minute zur andern kommen, und dann könnten Sie eine Stimme wie der Donner selbst haben, Sie vermöchten doch nicht durchzudringen. ... Sehen Sie nur!«

Und er wies auf den Schnee, der immer stärker fiel.

Valentin erfaßte mit einem Male die Absicht des klugen Greises.

»Ach, ich verstehe!« rief er aus; »wie konnte mir auch dieser Gedanke nicht gleich von selbst kommen?«

»Versuchen Sie es also und geben Sie sich vor Allem Mühe, denjenigen Ausdruck in Ihren Gesang zu legen, welcher damals Antonia bis zu Thränen rührte ... Doch warten Sie ... hier würde Ihre Stimme vom Wasserfalle übertönt werden.«

Er führte Valentin zu einer verkrüppelten Tanne, zwei Schritte vom Eingange in die Grotte; von diesem Orte aus mußte die Stimme durch das Abprallen von den Felsenwänden verstärkt, weithin in den Wald schallen.

Valentin wollte den sonderbaren Versuch anstellen, welchen ihm der Hirt gerathen hatte.

»Einen Augenblick!« sagte Giuseppe mit feierlicher Stimme, indem er auf einen bereits mit Schnee bedeckten Felsen zuging.

Er kniete nieder, verrichtete ein kurzes Gebet und stand dann wieder auf.

»Wohlan denn!« sagte er mit einem Seufzer.

Der junge Mann fing sofort zu singen an; das Lied war eine jener leichten Dichtungen im südlichen Dialect, von welchen die Erzeugnisse Despourriere's oder Jasmin's die beste und vollständigste Idee geben können. Die

Singweiſe war ſanft, gezogen, vielleicht etwas eintönig; allein die Stimme des Sängers war ſchön, klangvoll und die Erinnerung die ſich für ihn an dieſe Strophen knüpfte, machte ſie noch ergreifender und verlieh ihr einen wehmüthigen Ausdruck.

Nach der erſten Strophe machte Valentin eine Pauſe. Die Anſtrengung war für ihn ſehr ſchmerzlich geweſen; ſeine Augen waren voll Thränen und er ließ ſeine Blicke umherſchweifen.

»Noch nichts!« ſagte Giuſeppe mit Unruhe; »ſollte ich mich getäuſcht haben?«

»Es iſt nur zu ſehr wahr, Giuſeppe! Ihr habt Euch getäuſcht.«

»Fahren Sie fort, fahren Sie fort, denken Sie an Antonia von Villaréal!«

Dieſer Name gab dem jungen Manne alle ſeine Energie wieder. Er fuhr in ſeinem Geſange mit noch mehr Ausdruck und Gefühl fort. Seine ganze Seele lag in ſeiner Stimme. Der düſtere Himmel, der dichte Schneefall, die wildromantiſche Umgebung, Alles das verlieh der ganzen Scene eine durchaus urſprüngliche Poeſie.

Endlich fühlte Norbert, daß ihn der Greis bei der Hand faßte; er hielt inne und lauſchte. In der Tiefe des Waldes verſuchte es eine ſchwache und klagende Stimme die Schlußverſe des Liedes zu wiederholen; es war, als ob einer jener Kobolde ſänge, mit welchen die deutſchen Legenden einſame Orte bevölkern und welche die menſchlichen Laute durch eine ungeſchickte Nachahmung verhöhnen.

Valentin war ſehr bewegt; ſein Herz pochte heftig; er hielt den Athem an. Giuſeppe hingegen triumphirte.

»Sie kommt!« flüſterte er; »ſingen Sie noch einmal . . . Das iſt der verhängnißvolle Augenblick.«

Valentin gehorchte.

Nun bewegte ſich etwas im Tannenwalde und eine ſchlanke Geſtalt wurde im Waldesdunkel ſichtbar. Die Erſcheinung näherte ſich ſchrittweiſe, als würde ſie durch eine unſichtbare Gewalt dem Sänger in die Arme getrieben. Im Augenblicke als Valentin ſchwieg, blieb ſie am Rande des Waldes ſtehen und man erkannte das wilde Mädchen vom Montcalm.

Nichts war an ihrem Aeußeren verändert; nur war ihre Kleidung mit weniger Anmuth gefaltet, als Tags zuvor, und ihr ſonnenverbranntes Geſicht zeigte ſelbſt in der Entfernung eine auffallende Bläſſe. Ihre Bewegungen zeigten von Schwäche und Krankheit, mit der kindlichen Lebhaftigkeit und muntern Schelmerei verglichen, welche Valentin an ihr bei ſeinen früheren Beſuchen im Teufelsbrunnen bemerkt hatte. Sie betrachtete die beiden Männer mit einer gewiſſen unruhigen Scheu und wandte öfter den Kopf zurück, gleichſam als wollte ſie in den Wald zurückkehren; allein eine unſichtbare Macht hielt ſie am ſelben Orte feſtgebannt und ſie ſchien von den entgegengeſetzteſten Gefühlen bewegt zu ſeyn. Nachdem ſie Miene gemacht hatte zu entfliehen, ſah man ſie gleich darauf wieder ſich vorwärts neigen, um den Tönen des Geſanges zu lauſchen. Sie verſuchte es, dieſelben zu wiederholen; doch da es ihr nicht gelingen wollte, ſo ärgerte ſie ſich über ſich ſelbſt und ſtieß eine Art Aechzen voll ſchmerzlichen Unmuthes aus.

»Sie iſt nicht geflohen, als ſie uns ſah,« flüſterte Giuſeppe mit Freudigkeit. »Sind Sie aber auch feſt überzeugt, Herr Norbert, daß außer Antonia von Villareal Niemand auf der Welt das Lied von den »Wintervögelein« kannte?«

»Niemand weiter als ſie und ihre zwei unglücklichen Brüder.«

»Das genügt . . . Ihre Aufgabe iſt indeſſen noch nicht vollendet; fangen Sie alſo noch einmal an, doch ohne Ihre Stimme zu erheben, und gerade ſo wie zur Zeit wo

Sie im ſchönen Salon des Römerhauſes ſangen . . . Sehen Sie doch, ſie ſelbſt bittet Sie darum.«

Während dieſer Unterredung ſchien die kleine Einſiedlerin in der That bald zu drohen, bald zu bitten. Jetzt nahm ſie eine traurige und bittende Stellung an, jetzt wurde ſie wieder böſe und ſtampfte mit dem Fuße, wie ein verwöhntes Kind, dem man ſein Lieblingsſpielzeug vorenthält.

Valentin begann wieder, jedoch etwas weniger laut, zu ſingen. Je mehr die Stärke ſeiner Stimme zu ihrem gewöhnlichen Verhältniß zurückkehrte, deſto mächtiger ſchien ihre Wirkung auf die Wilde zu ſeyn. Sie näherte ſich allmälig und war bald nur noch wenige Schritte von Valentin entfernt. Sie zitterte am ganzen Körper vor innerer Aufregung; Thränen erfüllten ihre Augen und ſie gab unzuſammenhängende Töne von ſich, als unvollkommene Verſuche die menſchliche Sprache nachzuahmen — nie hatte Valentin das junge Mädchen ſo nahe geſehen.

»Sie iſt es,« ſagte er mit leiſer Stimme und mit Vermeidung einer jeden Bewegung, welche ſie hätte verſcheuchen können, »ich erkenne jetzt dieſe ſchwarzen Augen, dieſes kühne Profil, dieſen ſchelmiſchen Mund; mein erſter Gedanke war eine Eingebung des Himmels! Endlich habe ich Antonia von Villareal wieder gefunden!«

Bei dieſem Namen erbebte das junge Mädchen und wiederholte ihn einige Mal mit Heftigkeit.

»Arme Antonia!« ſagte Valentin mit ſanfter Stimme, »haben Sie auch Ihren Jugendfreund Valentin erkannt?«

»Valentin . . . Antonia . . .« wiederholte die Wilde mit einer Betonung, welche den beiden Worten die Bedeutung eines langen Geſpräches gab.

Dieſe beiden Worte ſchienen bei ihr in der That das Wörterbuch der menſchlichen Sprache zu bilden. Indem ſie

dieſelben ausſprach, legte ſie in ihre Stimme bald den Ausdruck der Bitte, bald denjenigen der Freude oder des Entſetzens. Endlich wurde ihre Aufregung ſo groß, daß ihre Knie wankten und ſie einer Ohnmacht nahe zu ſeyn ſchien.

Valentin, der ſie wanken ſah, zögerte dennoch, ſie zu unterſtützen, denn er hatte die außerordentliche Reizbarkeit dieſer ganz beſonderen Organiſation nicht vergeſſen. Indeſſen ſprang er noch ſchnell genug hinzu, um ſie in ſeinen Armen aufzufangen, als ſie gänzlich in Ohnmacht ſank.

»Sie iſt unſer! Sie iſt unſer!« rief er faſt wahnſinnig vor Freude aus.

»Geben Sie Acht, ſie iſt verwundet!« ſagte Giuſeppe mit Lebhaftigkeit; »nur deshalb gelang es uns, ſie zu fangen ... hätte ſie noch alle ihre Kräfte beiſammen, wäre unſer Verſuch wahrſcheinlich mißglückt.«

Er ſtrich die langen Haare, welche bei dem Mädchen eine Art Mantel bildeten bei Seite und zeigte eine tiefe, noch blutende Wunde an der linken Schulter. Die Wunde ſchien nicht gefährlich zu ſeyn, doch mußte das arme Kind ſehr viel Blut verloren haben, wodurch der Zuſtand der Schwäche und der Erſchöpfung, in welcher ſie ſich befand, erklärlich wurde.

»Sehen Sie nur,« ſagte Giuſeppe mit einem Kopfſchütteln, »derjenige welcher dieſen Schuß that, muß ein geſchickter Schütze geweſen ſeyn, allein er hatte die hüpfenden Bewegungen dieſes flinken Geſchöpfes nicht berechnet, er zielte auf die Bruſt und traf nur die Schulter ... Nun mögen Sie ſich einen Begriff von der ungeheuer ſtarken Natur unſerer Gefangenen machen; ungeachtet des Blutverluſtes hatte ſie ſeit geſtern nicht aufgehört, Felſen zu erklimmen, Bäume zu erklettern und Abgründe zu überſpringen; nur die innere Aufregung vermochte ſie zu bezähmen und zu überwältigen.«

Während er noch sprach, trat in der bis jetzt ganz ruhig gebliebenen Natur eine außerordentliche Veränderung ein. Ein dumpfes Rollen gleich demjenigen eines fernen Donnerwetters ließ sich hören; zu gleicher Zeit erhob sich gleichsam von einer unsichtbaren Macht mit fortgetragen, ein ungeheuerer Schneewirbel bis zum Gipfel des Berges. Im Teufelsbrunnen selbst war jedoch noch Alles ganz ruhig; der Schnee fiel ruhig und in großen Flocken zur Erde und der Wasserfall ließ noch immer sein einförmiges Geräusch ertönen.

»Der Wind ist hier!« rief Giuseppe mit starker Stimme aus. »Lassen Sie uns die Kleine nach der Grotte tragen, Herr Norbert . . . nur schnell vorwärts an einen sichern Ort, sonst sind wir sammt ihr verloren.«

Valentin verlangte keine weiteren Erklärungen; er kannte die Stürme in den Pyrenäen zu gut, um nicht vorauszusehen, welche entsetzliche Naturerscheinung sich vorbereitete und welche zerstörende Wirkung diese Windhose in Verbindung mit dem Schnee ausüben mußte, wenn sie sich in den kleinen Thalkessel des Teufelsbrunnens niederließ. Er nahm das noch immer besinnungslose Mädchen in seine Arme und stürzte mit seiner Last der Grotte zu.

Im Augenblicke wo er den Eingang derselben schon beinahe erreicht hatte, senkte sich der Orkan in's Thal herab. Das Geplätscher des Wasserfalles hörte sofort auf und Valentin welcher maschinenmäßig die Augen aufschlug, sah, wie der Wind das Wasser des Gießbaches in Gestalt eines weißen Gischts zugleich mit Schneemassen, mit phosphorescirenden Dünsten, mit Staubwirbeln, Tannenbäumchen, Steinen und entwurzelten Pflanzen mit sich in die Luft emportrug. Einer instinctartigen Eingebung folgend, drückte der junge Mann die arme Verwundete an seine Brust und klammerte sich am Erdboden fest. Giuseppe warf sich mit dem Gesichte auf die Erde, aber ungeach-

tet dieſer Vorſichtsmaßregeln fühlten ſie, wie ſie die gewaltige Windhoſe emporhob.

Doch die ärgſte Gefahr war noch nicht überſtanden; nachdem ſich der Wind mit dieſer rieſigen Laſt ſo zu ſagen überladen hatte, ließ er dieſelbe raſch wieder fallen; Eisſchollen, Baumſtämme, Maſſen ſchäumenden Waſſers, Felsſtücke, Alles ſtürzte mit Getöſe in den Teufelsbrunnen hinunter. Man hörte wie die Bäume unter der fürchterlichen Laſt zuſammenbrachen und wie die Felſen in ihren Grundfeſten erzitterten, während das Waſſer des Beckens ſchäumend aus ſeinen Ufern trat. Wären die beiden Männer und das junge Mädchen nicht durch einen Felsvorſprung geſchützt geweſen, ſie hätten unfehlbar zu Grunde gehen müſſen. Zudem richtete ſich die ganze Maſſe vorzugsweiſe auf den Tannenwald, ſo daß ſie weiter keinen Schaden nahmen, als daß ſie zur Hälfte im Schnee begraben waren.

Eine Todtenſtille folgte auf dieſes furchtbare Naturereigniß; der Sturm ſchien eben in Folge ſeiner Heftigkeit erſchöpft zu ſeyn. Der Gießbach ſetzte ſeinen für einen Augenblick unterbrochenen Lauf wieder fort und griff die Hinderniſſe, welche den letztern hemmten, mit mächtigem Gebrauſe an.

»Vorwärts! vorwärts!« rief Giuſeppe, »verlieren wir keine Minute . . . der zweite Windſtoß wird vermuthlich noch entſetzlicher ſeyn, als der erſte . . . Kommen Sie, kommen Sie!«

Dieſe Ermahnung war überflüſſig, der junge Mann hob Antonia in die Höhe und trug ſie in die Grotte. Giuſeppe kam ihnen mit einer Schnelligkeit nach, welche man von ſeinem Alter kaum erwartet hätte und ſie befanden ſich endlich alle in der Felſenhöhle in Sicherheit.

Es war aber auch die höchſte Zeit; der Sturm brauſte

zum zweiten Male in den Teufelsbrunnen hernieder, deſſen Benennung wohl niemals mehr gerechtfertigt erſchien. Die von den Berggipfeln herunter raſenden Winde fingen ſich in dieſer trichterförmigen Vertiefung und brachten daſelbſt die ſonderbarſten Verheerungen hervor. In einem Augenblicke waren die Tiefen zu Erhöhungen umgeſtaltet und die Hügel ſchienen in Abgründe verwandelt zu ſeyn. Die Formen und die Anſichten wechſelten ohne Unterlaß, je nach den Launen des Ungewitters. Es war ein Chaos, eine fürchterliche Unordnung, durch welche ſich die Wellen des fortwährend vom Winde gepeitſchten Waldſtromes mit Gewalt Bahn brachen.

Allein weder Valentin noch Giuſeppe dachten mehr an die fürchterliche Verheerung von außen. Vor dem ohnmächtigen jungen Mädchen knieend gaben ſie ſich alle Mühe, ihr diejenige Sorgfalt angedeihen zu laſſen, welche ihr Zuſtand dringend erheiſchte. Giuſeppe in ſeiner Eigenſchaft als »Zauberer« beſaß einige praktiſche mediciniſche Kenntniſſe; er unterſuchte die Wunde mit Aufmerkſamkeit. Die Kugel hatte die Schulter durchbohrt, ohne den Knochen zu verletzen und war hinten wieder herausgekommen. Giuſeppe wuſch die Wunde aus, während Valentin aus ſeinem Torniſter Leinwand hervorholte, und Charpie zu einem Verband bereitete. Bald war das wilde Mädchen ſo gut verbunden, als es nur die Umſtände erlaubten. Nun trugen ſie die beiden Männer auf ihr Lager von dürrem Laub und verſuchten es, ſie wieder zu ſich zu bringen.

Giuſeppe benutzte eine zwiſchen zwei Windſtößen eingetretene augenblickliche Ruhe, um friſches Waſſer in einem ledernen Becher zu ſchöpfen: er goß einige Tropfen Branntwein hinein und ſetzte auf dieſe Weiſe eine Herzſtärkung zuſammen, welche er dem Mädchen einflößte. Durch den ſtärkenden Trank belebt, bewegte ſie ſich auf ihrem Lager und öffnete endlich die Augen.

Ihre Beſchützer hatten ſich vor dieſem Momente ſehr gefürchtet, denn es war leicht möglich, daß die Wilde, wieder zum Bewußtſeyn erwacht, einen Verſuch zur Flucht machte. Valentin und Giuſeppe bereiteten ſich zu einem Kampfe vor, der für Alle gleich gefährlich ſeyn konnte, allein ihre Befürchtungen waren grundlos. Sey es, daß der große Blutverluſt ihre natürliche Wildheit gedämpft hatte, ſey es, daß ſie das Gefühl des verhältnißmäßigen Wohlbefindens, deſſen ſie ſich nach einer unter heftigen Schmerzen zugebrachten Nacht in dieſem Augenblicke erfreute, mit der Gegenwart der beiden Fremden in Verbindung brachte, die Kranke begnügte ſich damit ſie mit einem Ausdrucke der Verwunderung anzuſehen. Sie verſuchte es wohl, aufzuſtehen, doch drückte dieſe Bewegung mehr Ueberraſchung als Furcht aus.

»Laſſen Sie ſie noch einmal Ihre Stimme hören,« ſagte der Hirt.

Valentin gehorchte mit einer Geduld, welche in der Gewißheit des günſtigen Erfolges Nahrung fand. Er ſetzte ſich zu dem jungen Mädchen und ſtimmte das naive Liedchen an, das bereits eine ſo glückliche Wirkung hervorgebracht hatte. Die Kranke hörte ihm in einer Art von Verzückung zu. Mehre Male verſuchte ſie es, dieſe ihrem Ohr ſo köſtlich klingenden Töne zu wiederholen; doch hörte ſie, durch die Nutzloſigkeit ihrer Bemühungen entmuthigt ſofort wieder auf. Von Zeit zu Zeit zwang ſie auch ein ſchmerzliches, durch das Brennen ihrer Wunde hervorgebrachtes Aechzen, in ihren Verſuchen inne zu halten. Endlich ſchien ihre Aufmerkſamkeit, ohne noch ermüdet zu ſeyn, nachzulaſſen; ihrer Schwäche und Erſchöpfung unterliegend, ſchlief ſie, mit einem Lächeln auf den Lippen, wie ein Kind ein, welches von ſeiner Wärterin mit dem gewohnten Wiegenliede in Schlaf gelullt wird.

Aus Furcht, sie im Schlafe zu stören, zogen sich Valentin und Giuseppe nach dem Eingange der Höhle zurück. Der junge Ingenieur war voll Freude und Hoffnung; er glaubte Antonia von Villareal wieder gefunden zu haben, sie der Gesellschaft, dem civilisirten Leben wiedergeben zu können. Der Hirt hingegen war düster und schweigsam.

»Nun Vater Giuseppe, was wollen mir jetzt thun?« frug Norbert; »das arme Geschöpf bedarf einer wirksameren Pflege als der unsrigen. . . . Es wäre dringend nothwendig, die Kranke nach Suc oder nach irgend einem andern bewohnten Orte zu schaffen.«

»In der That,« versetzte der Alte mit trauriger Miene; »es scheint mir, das Fieber habe sie bereits gepackt. Durch Anstrengungen und Gemüthsbewegungen verschlimmert, dünkt mir der Zustand ihrer Wunde keineswegs gefahrlos zu seyn . . .«

»Wohlan! Giuseppe, können wir nicht aus Tannenzweigen eine Bahre machen, meine theure Antonia darauf legen und sie bis zum nächsten Dorfe tragen?«

Der Greis streckte die Hand nach dem Thale aus. Die Bäume brachen mit lautem Krachen zusammen; der Schnee ballte sich in großen Massen, welche der Wind in die Luft hob und dann wieder mit ungeheurem Getöse herunterfallen ließ, als ginge der ganze Berg zu Grunde.

Die Natur schien entweder berauscht oder toll zu seyn; wenn man den furchtbaren Kampf der Elemente in dieser engen von Felsen umschlossenen Vertiefung sah, konnte man glauben, der ganze Erdball gehe seiner Vernichtung entgegen.

»In einem solchen Sturme,« erwiederte Giuseppe mit feierlicher Stimme, »könnten zwei Männer, und wären sie Riesen an Kraft, keine zwanzig Schritte machen, ohne zu Grunde zu gehen.«

Die Wahrheit dieſer Behauptung leuchtete ſelbſt Valentin ein; doch verſuchte er es noch, ſich ſelbſt zu täuſchen.

»Der Sturm wird bald vorüber gehen,« ſagte er; »und ſobald er ſich gelegt haben wird . . .«

»Kein Menſch kann ſagen, wie lange er noch dauern wird. . . . Und wenn er übrigens auch ſofort aufhörte, ſo könnten wir mit irgend einer ſelbſt noch ſo kleinen Laſt nicht in die Ebene hinab . . . Die Bäume ſind entwurzelt, die Abgründe mit Schnee ausgefüllt, die Felsblöcke umgeworfen . . . Stellen, über die wir noch vor einigen Stunden ohne alle Schwierigkeiten hinweg gekonnt hätten, ſind jetzt nicht einmal für fünfzig Männer wegſam und wären ſie auch noch ſo ſehr abgehärtet und vom Willen beſeelt, einander zu unterſtützen.«

»Oh! Ihr übertreibt die Gefahr. Gewiß ſind nicht alle Punkte des Gebirges ſo vom Orkane heimgeſucht worden, wie dieſer hier.

Der Alte bog ſich zur Grotte hinaus, und hob eine Handvoll halb unterm Schnee begrabenen trockenen Graſes auf.

»Sehen Sie dies hier?« frug er mit einem bittern Lächeln; »das iſt das Farrenkraut und das Stroh, welches Ihnen vergangene Nacht in meiner Hütte in der Oule-Blanche als Lager gedient hat . . . Mein Traum iſt alſo in Erfüllung gegangen . . . meine Hütte iſt vernichtet, und der Sturm hat die Trümmer verweht!«

»Aber was ſollen wir denn beginnen?« rief Valentin beſtürzt aus; »hat mir denn der Himmel Antonia blos deshalb wiedergegeben, damit ich mich verurtheilt ſehe, mit ihr zu Grunde zu gehen? . . . Laßt ſehen, Giuſeppe, Ihr habt eine genaue Kenntniß von dieſem Gebirge, Ihr wißt, was wir zu hoffen und zu befürchten haben; welchen Entſchluß ſollen wir faſſen?«

Der Alte antwortete nicht.

»Ihr wißt alſo kein Mittel, von hier fortzukommen? Sind wir ohne Rettung verloren?«

»Das wolle Gott verhüten. Es bleibt uns noch ein Ausweg übrig.«

»Welcher?«

»Bei dieſer noch nicht ſo ſehr vorgerückten Jahreszeit bleibt der Schnee zuweilen nicht ſehr lange auf dem Montcalm liegen . . . Bei dem erſten Anzeichen von Thauwetter werden wir uns beeilen, das Dorf zu erreichen.«

»Wie lange werden wir hier warten müſſen?«

»Den günſtigſten Fall angenommen, daß der Sturm nemlich in der folgenden Nacht aufhört, müßten wir hier doch noch drei bis vier Tage zubringen . . . Und ſelbſt nach dieſer Friſt hätten wir noch ſehr vieles von den Lawinen und den verſchneiten Abgründen zu befürchten.«

»Drei bis vier Tage!« rief Valentin entſetzt aus; »aber Antonia kann ja nicht ſo lange warten . . . Sagtet Ihr nicht ſoeben, ſie habe das Fieber?«

Giuſeppe ging die Kranke zu unterſuchen bevor er antwortete. Eine lebhafte Röthe färbte ihre braunen Wangen, ſie athmete ſchwer und warf ſich unter krankhaften Zuckungen herum. Der Greis ſchüttelte den Kopf und ſetzte ſich wieder neben Valentin nieder.

»Die heilige Jungfrau von Puycerda möge ſich unſer erbarmen!« ſagte er mit dem Tone verzweiflungsvoller Reſignation.

Doch Valentin wollte ſich noch nicht vor der Nothwendigkeit beugen.

»Denkt ein wenig nach, Giuſeppe,« begann er wieder; »Ihr habt die Möglichkeiten unſerer Rettung ohne Zweifel noch nicht alle erwogen . . . Man weiß bereits in Suc, in welcher gefährlichen Lage wir uns befinden;

muthige Leute werden ſich entſchließen, uns zu Hilfe zu eilen . . .«

»Wie ſollen Sie uns finden? Blos zwei Leute in der Welt kennen den unterirdiſchen Gang durch die Felſenwand, Sie und ich . . .«

»Ihr vergeßt, daß es noch einen anderen Weg durch den Wald gibt, denjenigen, den ich einſchlug, als ich zum erſten Mal nach dem Teufelsbrunnen kam.«

»Aber dieſen Weg, lieber Herr, kann von jetzt an bis zum nächſten Sommer keines Menſchen Fuß betreten. Denken Sie nur an die Klüfte, die Abgründe, die Sie überſchreiten, die ſteilen Felſen, die Sie erklimmen mußten, und zwar noch dazu in einer günſtigen Jahreszeit.«

»Das iſt wahr, mein Gott, das iſt wahr!« ſeufzte Norbert zum Himmel blickend; »und doch will ich irgend etwas wagen, um meine theuere Antonia zu retten . . . Hört mich an, Giuſeppe, die Gefahren, von welchen Ihr ſprecht, flößen mir keine Furcht ein und ich bin bereit, denſelben zu trotzen. Bleibt hier bei der Kranken, laſſet ihr alle jene Pflege angedeihen, welche in Eurer Macht ſteht . . . Was mich anbelangt, ſo will ich es verſuchen, mich nach Suc zu begeben, wo ich für Geld und gute Worte erfahrene Führer zu bewegen hoffe, mich hierher zu begleiten.«

»Das werden Sie nicht thun, junger Mann,« verſetzte der Greis mit Heftigkeit; »nein, Sie werden es nicht thun, wenn Sie ein Chriſt ſind und wenn Sie wollen, daß ſich dereinſt Gott Ihrer Seele erbarme. Sie würden ſchon auf Hörweite unfehlbar zu Grunde gehen; Sie würden in irgend einen Abgrund ſtürzen oder erfrieren. Ich bin deſſen eben ſo gewiß, als ich an das Paradies glaube! . . . Selbſt in dem Falle übrigens, daß Sie geſund und wohlbehalten im Dorfe ankämen, glauben Sie denn, es werde ſich irgend ein Führer her-

beilaſſen, Sie in dieſem Sturme auf den Montcalm zu begleiten . . . ? Nein, nein, lieber Herr! unſere Bergbewohner ſind verwegen, aber ſie würden ſich nicht einem unvermeidlichen Untergange ausſetzen, das hieße ſich an Gottes Barmherzigkeit verſündigen. Unſere gefahrvolle Lage iſt ihnen bekannt, ſobald es Menſchen möglich iſt, uns zu Hilfe zu eilen, werden ſie es gewiß thun; dann werden auch wir von unſerer Seite unſer Möglichſtes dazu beitragen und uns vielleicht auf dieſe Weiſe retten.«

»Ich habe nicht das Recht von Euch das Opfer zu fordern, welches zu bringen ich feſt entſchloſſen bin,« erwiederte Valentin mit entſchloſſener Miene. »Bleibt hier Giuſeppe, Ihr habt bereits genug gethan, um Euch meine ewige Dankbarkeit zu ſichern. Was mich betrifft, ſo vermag mich nichts zurückzuhalten.«

»Noch einmal bitte ich Sie,« flehte der Greis mit erhobener Stimme, »verlaſſen Sie uns nicht . . . Ich erſuche Sie darum im Namen dieſes jungen Mädchens, deſſen einzige Stütze Sie ſind, im Namen dieſes armen Geſchöpfes, welchem die Zukunft vielleicht noch manches Ungemach bringen wird. Hätte ein ſolcher Entſchluß nur die geringſte Wahrſcheinlichkeit eines Erfolges für ſich, ſo würde ich, dem alle Schlupfwinkel des Berges bekannt ſind, es für meine Pflicht gehalten haben, den Verſuch zuerſt zu wagen. Glauben Sie denn, daß ich, als ich Sie dieſen Morgen nach dem Teufelsbrunnen zu geleiten beſchloß, nicht wußte, welcher Gefahr ich mich ausſetzte? Ich ſah den Sturm Schritt für Schritt näher kommen, ich konnte ſeine Wuth ermeſſen . . . ich ging aber dennoch mit . . . Als einen Preis meiner Aufopferung verlange ich von Ihnen, geduldig und gefaßt zu ſeyn, wie ich es bin. Warten wir es ab, die Vorſehung wird uns nicht im Stiche laſſen.«

Valentin ſah ein, daß der Alte Recht hatte und beſtand nicht weiter auf ſeinem Vorhaben.

»Es ſey, Giuſeppe,« ſagte er mit dumpfer Stimme, »ich vertraue auf Eure Klugheit und Erfahrung . . . Möge es mir Antonia vergeben, wenn ich unthätig bleibe, da ſie in Gefahr iſt.«

»Schön, ſchön! das nenne ich wieder vernünftig ſprechen,« ſagte Giuſeppe mit einem triumphirenden Lächeln; »aber die Nacht bricht ein, und eine Nacht, die man in dieſer Höhe, bei dieſem ſchrecklichen Wetter zubringen muß, macht einige Vorſichtsmaßregeln nothwendig . . . Laſſen Sie mich nur machen, ich werde ſehen, daß ſich unſere unglückliche Lage ſo erträglich als möglich geſtalte.«

Valentin ſetzte ſich neben dem jungen Mädchen nieder, welches noch immer in einem fieberhaften Schlummer lag. Er ließ den Kopf in ſeine Hände gleiten und überließ ſich, den Blick auf die Kranke geheftet, trüben Betrachtungen.

Inzwiſchen traf der alte Hirt in aller Schnelligkeit ſeine Vorkehrungen für die Nacht. Er füllte ſeine Kanne mit friſchem Waſſer an, nahm eine gehörige Menge der überall herumliegenden Tannenzweige, und trug ſie in die Grotte, um daraus ein Lager für ſich und ſeinen jungen Gefährten zu bereiten. Er ſammelte auch größere Stücke Holz, um das Feuer zu unterhalten, welches er am Eingange der Höhle in einer vor dem Winde geſchützten Vertiefung anzündete. Mit dieſen Vorbereitungen zu Ende gekommen zog er aus ſeinem Sacke einige Ueberreſte von Brot und Fleiſch hervor und lud Valentin ein, zuzugreifen. Der junge Mann wollte ſich deſſen weigern, allein der Alte veranlaßte ihn durch ſanften Zuſpruch, ſeinem Beiſpiele zu folgen. Sie hatten keine große Noth mit dem Mundvorrathe fertig zu werden.

»Glücklicherweiſe ſteht uns noch die Speiſekammer unſerer kleinen Freundin zu Gebote,« ſagte Giuſeppe mit einem etwas erzwungenen Lächeln, indem er auf die Früchte und Wurzeln wies, welche die Nahrung des wilden

Mädchens ausmachten; »ſie wird uns von großem Nutzen ſeyn, wenn wir einige Tage hier bleiben müſſen. Die Koſt wird Ihnen mager vorkommen, allein in der Oule-Blanche hatten Sie eben auch keine beſſern Mahlzeiten.«

Eine kalte, finſtere, ſtürmiſche Nacht brach herein; draußen ſetzte der brauſende Orkan ſein Unweſen fort, und der Wind heulte mit geſteigerter Wuth durch die Felſen. Die Bäume des Waldes ächzten noch immer unter der Laſt des Schneefalles. Das am Eingange der Grotte angezündete Feuer ſchien für Augenblicke zu verlöſchen, um dann ſofort deſto heller wieder aufzulodern. Zuweilen ſchleuderte der Luftzug Maſſen von Schnee und Eis bis in's Innere der Höhle.

Giuſeppe forderte ſeinen Gefährten auf, ein wenig der Ruhe zu pflegen; was ihn anbelangte, ſo mußte er, in ſeinen Mantel gehüllt wachen, und an die Unterhaltung des Feuers ſo wie an die Pflege der Kranken denken. Bei ſeinem nomadiſchen und thätigen Leben hatte er ſich die koſtbare, nur gewiſſen kräftigen Organiſationen gegebene Fähigkeit eigen gemacht, dem Bedürfniß nach Schlaf, dem dringendſten von allen Bedürfniſſen widerſtehen zu können. Valentin hätte ihn wohl gerne in ſeiner mühſamen Aufgabe unterſtützt; allein die unerhörten Mühſeligkeiten, welche er ſeit ſeiner Ankunft am Montcalm zu ertragen gehabt hatte, die ſtarken Gemüthsbewegungen, durch welche ſein Geiſt ohne Unterlaß aufgeregt worden war, hatten ſeinen Körper außerordentlich geſchwächt, er empfand einen ſtechenden Schmerz in allen Gliedern, ſein Kopf war ſchwer und eingenommen. Er glaubte, ein wenig Schlaf würde ihm ſeine frühere Kraft wieder geben. Nachdem er Giuſeppen beauftragt hatte, ihn zu wecken, ſobald das junge Mädchen aus ſeiner Bewußtloſigkeit erwachen würde, warf er ſich auf ſein Lager.

Er war ſchon lange in einer dem Schlafe ähnlichen Bewußtloſigkeit dagelegen, als mit einem Male ein fürch-

terliches Getöſe ertönte. Der ganze Berg ſchien in ſeinen Grundfeſten zu erbeben und beinahe gleichzeitig hörte er, wie Giuſeppe ihn mit dem Ausdruck des Entſetzens wach rief und wie ſich die Kranke convulſiviſch bewegte. Valentin öffnete die Augen, doch die Höhle war finſter. Er wollte ſich erheben, aber tauſend unſichtbare Bande hielten ihn an den Boden gefeſſelt, er wollte ſprechen, aber die Worte erſtarben ihm auf den Lippen.

»Herr Norbert,« ſagte Giuſeppe mit von Schrecken gelähmter Stimme, »wachen Sie auf, um Gotteswillen! Eine Lawine iſt in den Teufelsbrunnen gefallen, und hat den Eingang zur Grotte verſchloſſen; unſer Feuer iſt ausgegangen; wir ſind lebendig begraben.«

Dieſe ſchreckliche Nachricht ſchien auf Valentin keinen Eindruck zu machen; er antwortete blos mit einem dumpfen unverſtändlichen Ausrufe. Ganz erſchreckt neigte ſich Giuſeppe zu dem jungen Manne und befühlte ihm Geſicht und Hände.

»Die heilige Jungfrau ſey uns gnädig!« rief der Hirt aus, »das Unglück fehlte uns noch . . . Die Kälte hat den armen Jungen im Schlafe ergriffen. Auf, auf, Herr Norbert,« fuhr er fort, indem er ihn kräftig ſchüttelte und es verſuchte ihn aufzuheben; »aus Erbarmung für ſich ſelbſt, wachen Sie auf, oder Sie ſind rettungslos verloren.«

Valentin verſuchte es, dieſen Rath zu befolgen, allein es mangelte ihm an Kraft und er verfiel ſogleich wieder in ſeine Betäubung.

Nun nahm Giuſeppe ſeinen weiten Mantel ab, und wickelte damit ſeinen unglücklichen Gefährten ein. Er flößte ihm einige Schlucke Branntwein ein, und rieb ihm Arme und Beine, um den unterbrochenen Kreislauf des Blutes wieder herzuſtellen. Dank ſey es dieſer Sorgfalt, Valentin war bald im Stande, ſich ſelbſt zu helfen. Er ſtand auf, und brachte es endlich ſo weit, ſich aufrecht zu erhalten.

»Und nun,« verſetzte Giuſeppe, »bleiben Sie keine Minute unbeweglich, bis das Blut wieder erwärmt iſt; vor Allem aber geben Sie ſich Mühe, den Schlaf fern zu halten, denn der Schlaf wäre Ihr Tod. Uebrigens iſt er für Sie, wie für uns, nicht weniger nahe und unvermeidlich.«

Valentin gehorchte maſchinenmäßig; die fortwährende Bewegung brachte in ſeinem Organismus eine heilſame Veränderung zuwege. Nach und nach kam Wärme in ſeine erſtarrten Glieder, allein es war eine krankhafte von Kraftloſigkeit und Beklemmung begleitete Wärme. Giuſeppe bemerkte es.

»Er hat das Fieber,« murmelte er. »Mein Gott! haſt du denn deinen Diener noch nicht ſchwer genug heimgeſucht! ... Legen Sie ſich wieder nieder,« fügte er im traurigen Tone hinzu, »jetzt iſt nicht mehr zu befürchten, daß ſie erfrieren.«

Valentin ſank ganz kraftlos auf ſeinem Lager von Tannenzweigen nieder.

»Antonia! Wo iſt Antonia?« ſtammelte er.

»Antonia!« wiederholte eine klagende Stimme im Hintergrunde der Grotte.

Noch einige Stunden vergingen für Giuſeppe in der tödtlichſten Angſt, für die Kranken in lethargiſcher Betäubung. Allein die Kälte war, wie es der Alte vorher geſehen hatte, nicht mehr zu fürchten. Die Luft in dieſer engen Höhle hatte durch die Ausdünſtung von drei Perſonen jene laue Temperatur angenommen, welche gewöhnlich in einem verſchloſſenen Keller herrſcht. Unglücklicherweiſe wurde dieſelbe auch mit jedem Augenblick mehr verdorben, da der gänzlich verſperrte Eingang der Grotte keine friſche Luft zukommen ließ. Von außen ließ ſich nicht das mindeſte Geräuſch hören; es war dies bereits die Stille des Grabes.

Während dieſes Zeitraumes war das wilde Mädchen mehre Mal vom Fieberwahn befallen worden. Sie wälzte

sich auf ihrem Lager herum und stieß ein sonderbares Geschrei aus, indem sie den Gesang verschiedener Waldvögel nachahmte. Zuweilen bemühte sie sich auch, Töne hervorzubringen, welche ihrem Gedächtniß längst entschwunden waren. Ihre Verstandesthätigkeit schien durch die Wirkungen des Fiebers allmälig geweckt worden zu seyn, als hätte die Gegenwart von Menschen, ihre Sprache, der Anblick ihrer vernünftigen und wohlüberlegten Handlungen in ihr eine Reaction gegen den Instinct hervorgebracht. Sie sprach Worte ohne Zusammenhang aus, in die sie augenscheinlich keinen Sinn legen wollte, ihr Mund war nicht einmal im Stande dieselben deutlich hervor zu bringen. Die einzigen ganz genau verständlichen Worte in dieser verwirrten Anhäufung von einzelnen Sylben, waren ihr eigener Name und derjenige Valentins; für sie drückten dieselben alle Gefühle des Herzens aus, Schmerz und Freude, Furcht und Hoffnung. Doch diese aufblitzenden Funken von Verstand und Erinnerungsvermögen gingen schnell vorüber und bald verlöschte die Macht der Krankheit diese einzelnen Lichtpunkte.

Allein der Bergbewohner war nicht der Mann, der lange unthätig bleiben konnte. Da die Luft in der Grotte keinen frischen Zufluß erhielt, so verdarb sie zusehends und mußte bald ihre belebenden Eigenschaften einbüßen. Von dieser schrecklichen Wahrheit überzeugt und da er weiter nicht mehr auf Valentin zählen konnte, dessen Zustand von Stunde zu Stunde beunruhigender wurde, wollte Giuseppe einen Versuch machen, um sich und seine Freunde von dem bevorstehenden Tode des Erstickens zu bewahren. Ohne ein anderes Werkzeug als seinen langen, mit Eisen beschlagenen Stock, machte er sich daran, die Schneemauer welche sie von der übrigen Welt abschloß, mit dem Muthe und der Kraft der Verzweiflung anzugreifen.

So viel er es in der Dunkelheit zu beurtheilen vermochte, bestand das Hinderniß aus einem Schnee- und Steinhaufen von bedeutendem Durchmesser. Auf die Gefahr hin, durch ein Herabrollen der Masse zerdrückt zu werden, bemühte er sich, dieselbe mit seinem Stocke zum Weichen zu bringen. Der nasse und durch den Frost fest gewordene Schnee bildete eine Art Mörtel zwischen den anfänglich einzeln stehenden, dicht an einander gefügten Materialien. Durch seine Beständigkeit brachte es endlich Giuseppe dahin, am obern Rande des Einganges eine Oeffnung zu bewerkstelligen, durch welche, wie durch ein Kellerloch frische Luft eindrang.

Dieser Erfolg war wohl sehr ungenügend, allein er gab wenigstens den armen Gefangenen die Gewißheit, nicht ersticken zu müssen. So geringfügig er übrigens auch war, so wäre es dennoch unmöglich gewesen, ihn weiter auszudehnen. Die Steine waren schwer und durch das dazwischen befindliche Eis fest verbunden. Ein durch Arbeit, Schlaflosigkeit und Entbehrungen aller Art geschwächter Greis wäre nicht im Stande gewesen, sie allein zum Weichen zu bringen. Er mußte also auf diese augenscheinlich erfolglose Bemühung Verzicht leisten und begab sich nun auch auf einige Augenblicke zur Ruhe.

Die Nacht verging auf diese Weise. Ein blasser und schief auffallender Strahl, welcher sich durch die von Giuseppe mit so vieler Mühe angebrachte Oeffnung in die Höhle schlich, verkündigte den Anbruch des Tages. Dieser Strahl konnte die in der Grotte herschende Finsterniß nicht zerstreuen; doch so oft die Gefangenen ihr Haupt erhoben, glänzte ihnen dieser flimmernde und schwach leuchtende Stern wie ein letzter Hoffnungsstrahl entgegen.

Valentin und das wilde Mädchen waren nicht im Stande, das Schreckliche ihrer Lage zu begreifen. Aus verschiedenen Ursachen lagen sie beide an demselben Uebel darnieder; beide waren in einen tiefen, unruhigen, zeit-

weilig von Fieberphantaſien unterbrochenen Schlaf verſunken. Ein einziges Mal hatte Valentin einen lichten Augenblick.

»Nun Giuſeppe,« frug er mit verzweiflungsvoller Stimme, »was gibt es Neues? Iſt denn die arme Antonia dazu verurtheilt, mit uns zu Grunde zu gehen?«

»Muth gefaßt, mein Sohn,« verſetzte der Greis mit feſter Stimme.

»Ihr glaubt alſo, daß man uns retten, uns zu Hilfe kommen wird?«

»Ja wohl, ich glaube es.«

»Aber wer ſoll uns helfen, Giuſeppe? die Menſchen verlaſſen uns...«

»Gott!« ſagte eine feſte und deutliche Stimme.

Es war diejenige des wilden Mädchens.

War es eine zufällige Erinnerung an ein vordem oft ausgeſprochenes Wort, oder ſollte man in dieſer ſo ganz zur rechten Zeit gegebenen Antwort das thatſächliche Erwachen des ſo lange im Schlummer begrabenen Verſtandes begrüßen: Valentin und der Greis ſahen beide, der eine durch das Fieber erhitzt, der andere durch ſeinen Hang zum Myſticismus geleitet, in dieſem Ausſpruche einen Fingerzeig der Vorſehung.

Der Tag ging indeſſen zu Ende, ohne irgend eine günſtigen Veränderung herbeizuführen. Der Lichtfunke am Eingange der Grotte erloſch noch ein Mal und die Nacht brach wieder mit all ihren Schrecken und Gefahren herein. Gegen Morgen ſchien ſogar der Greis von der Nothwendigkeit, ſich zum Sterben vorzubereiten, durchdrungen zu ſeyn. Die Wilde weigerte ſich irgend eine Nahrung zu ſich zu nehmen, Valentin, ſeine brennenden Lippen mit dem ſchmutzigen Schneewaſſer zu befeuchten; die Eine und der Andere wurden von Stunde zu Stunde ſichtlich ſchwächer. Giuſeppe hatte ſelbſt nicht mehr den Muth, einige trockene Früchte im Hintergrund der Grotte aufzuleſen, um

ſich in etwas zu ſtärken ... Zu was ſollte er auch ſeinen Todeskampf verlängern? War es nicht beſſer er ſtarb gleichzeitig mit den beiden in dieſer Höhle lebendig begrabenen jungen Leuten?

Als die erſten Stunden des dritten Tages herankamen, hatte das wilde Mädchen kaum Kraft genug, um vor Schmerz zu wimmern. Giuſeppe faßte ihre Hand und fühlte jene unheilverkündende Feuchte, welche dem Tode vorherzugehen pflegt. Der Greis ſtieß einen tiefen Seufzer aus und näherte ſich dem andern Kranken; Valentins Athem war kurz und zeitweilig unterbrochen; ſein Puls kaum fühlbar, ſeine Glieder ungeachtet der lauen Temperatur der Höhle eiskalt.

Giuſeppe begab ſich traurig wieder auf ſeinen Platz zurück.

»Wohlan denn!« ſagte er leiſe, »Alles iſt zu Ende ... die Beiden jetzt, und ich heute Abends... Was liegt an mir? Aber ſie, ſo jung, ſo ſchön, ſo kräftig...«

Nach einer Pauſe hob er wieder an:

»Die Menſchen haben uns verlaſſen, allein ich hatte auf beſſere Freunde gerechnet... ſie haben mich aber auch verlaſſen... Nun will ich noch die hilfreiche Mutter Gottes für mich und für ſie anflehen, die nicht mehr beten können!«

Er legte ſich mit dem Geſichte auf die Erde und verblieb längere Zeit in dieſer demüthigen Stellung.

Mit einen Male hob er ſeinen Kopf in die Höhe; er hatte ein leiſes Geräuſch vor der Höhle vernommen. Das Geräuſch näherte ſich und wurde immer deutlicher; Giuſeppe ſprang empor; hätte nicht in der Höhle die dichteſte Finſterniß geherrſcht, man hätte ſein Geſicht vor Freude glänzen ſehen müſſen.

»Muth gefaßt, Kinder!« rief er aus, »man kömmt uns zu Hilfe.«

Allein nichts antwortete dieſem Hoffnungsruf. Die Stimme des Greiſes erſtarb in der Todtenſtille der Nacht.

Endlich huſchte ein Schatten an der Oeffnung vorüber und ein wahnſinniges Geheul ertönte vor der Grotte.

»Ja, ja, ich bin es, Negrot, ich bin es Blanchette!« rief Giuſeppe aus; »auf Euch wartete ich, meine treuen Hunde, und ihr habt mich nicht im Stiche gelaſſen!«

Das Gebell wurde immer ſtärker. Stücke von Schnee und Eis fielen in die Grotte hinein, als würde der Boden mit wüthender Anſtrengung aufgekratzt. Sofort ließen ſich auch menſchliche Stimmen vernehmen, die Hunde wurden bei Seite geſchoben und Jemand frug ängſtlich im Dialecte des Landes:

»Sind lebende Chriſtenmenſchen in dieſem Felſen?«

»Welche leben und welche ſind vielleicht ſchon todt,« verſetzte Giuſeppe.

Dieſe Antwort ſchien den Fragenden zu erſchrecken, denn er zog ſich ſofort zurück und das Gebelle nahm wieder ſeinen Anfang. Giuſeppe kannte den Aberglauben ſeiner Landsleute; er fürchtete, ſie durch ſeine unheilverkündenden Worte, deren Wirkung er nicht ermeſſen hatte, in die Flucht gejagt zu haben; allein ſeine Unruhe war nicht von langer Dauer. Bald frug eine feſte Stimme auf Franzöſiſch durch die Oeffnung hindurch:

»Heißt Ihr nicht Giuſeppe? Seyd Ihr nicht der Hirt von der Oule-Blanche?«

»Ja wohl,« erwiederte der Greis, ohne die Stimme des Fragenden zu erkennen.

»Seyd Ihr allein in dieſer Höhle?«

»Wollte Gott! Aber ich habe den Herrn Ingenieur von Vic d'Eſſos und noch eine zweite Perſon bei mir.«

»Norbert! Valentin!« rief die Stimme mit dem Ausdrucke unſäglicher Freude; »ſo antworte doch, theurer Valentin!«

»Er kann Ihnen nicht antworten,« verſetzte Giuſeppe in traurigem Tone; »und wenn Sie ihm vielleicht

das Leben retten wollen, so machen Sie sich schnell an die Arbeit.«

»Was soll geschehen?«

Giuseppe erklärte mit wenigen Worten die ganze Sachlage.

»Es ist gut; entfernt Euch, um nicht durch das Herabrollen des Schnees erdrückt zu werden.«

Eine Minute später wurde über dem Haupte des Greises eine ungemeine Rührigkeit bemerkbar, und es schien, als würde der Schneehaufe mit eisernen Werkzeugen bearbeitet.

Giuseppe lief schnell nach dem Hintergrunde der Grotte.

»Man kommt, Ihr jungen Leute!« rief er mit lauter Stimme aus; »Muth! Muth! Noch einen Augenblick und wir sind gerettet!«

Dasselbe grauenhafte Schweigen folgte auf diese Worte; nicht einmal das unterbrochene Athmen der Kranken war mehr zu hören.

»Für die Beiden kommt die Hilfe zu spät!« murmelte Giuseppe in verzweiflungsvollem Tone.

Indessen wurde draußen mit verdoppelter Thätigkeit gearbeitet; die Arbeiter waren zahlreich und geübt und das Werk ging rasch vorwärts. Endlich ließ sich ein donnerähnliches Rollen vernehmen und ein blendender Lichtstrom drang in das Innere der Höhle. Die anfänglich schmale Oeffnung erweiterte sich zusehends und ein unerwartetes Schauspiel bot sich Giuseppens Augen dar.

Der vor zwei Tagen so frühzeitig gefallene Schnee war zum großen Theile verschwunden, nur hin und wieder sah man einen großen weißen Fleck oder einen Schneehaufen, ähnlich demjenigen, welcher den Eingang zur Höhle verstopft hatte. Der übrige Theil des Teufelsbrunnens war frisch und grün, wie im Frühling; die Tannen hatten von ihrem düstern, majestätischen Grün

nichts verloren; der Waſſerfall plätſcherte ruhig wie ehedem und die Sonne erleuchtete vom azurblauen Himmel herab die Felſen, die Bäume und das ſilberhelle Waſſer. Hin und wieder ſah ein Stückchen Raſen, gleich einer lachenden Oaſe, unter der Schneedecke hervor.

Dreißig bis vierzig Perſonen, Jäger und Hirten von Suc, belebten dieſe Scene. Die braven Bergbewohner in ihrer maleriſchen Tracht, ihren cataloniſchen Mützen, rothen Gürteln und Gamaſchen, ſtanden an verſchiedenen Orten, Hacken und Schaufeln in den Händen, gruppenweiſe beiſammen und erwarteten den Augenblick, um in die Höhle dringen zu können. Als der Zugang frei war, ſtießen ſie ein lautes Freudengeſchrei aus und liefen die Ueberreſte der Lawine hinunter.

Ungeachtet ihrer Beweglichkeit kam ihnen dennoch ein alter Prieſter von ehrwürdigem Ausſehen zuvor, welcher die gefährliche Expedition angeführt hatte. Er war an den Füßen eben ſo bekleidet, wie die Bergbewohner; ſein ſeitwärts aufgeſchürztes, mit Schnee und Koth bedecktes Prieſtergewand lieferte den Beweis, daß er nicht unthätig geblieben war. Er überſtieg der Erſte die ungeheuern Felsblöcke, welche vor dem Eingange der Höhle lagen, und drang ins Innere derſelben, indem er ängſtlich rief:

»Valentin! mein theurer Valentin, wo biſt Du?«

Ein lautes Geheul übertönte ſeine Stimme. Negrot und Blanchette, die beiden Hunde Giuſeppe's ſtürzten auf ihren Herrn los. Den beiden klugen Thieren hatte man die Entdeckung dieſes unbekannten Ortes zu verdanken; ſie waren es, welche der Truppe den unterirdiſchen Gang zum Teufelsbrunnen gezeigt hatten; ihr bewunderungswürdiger Inſtinct hatte den unterirdiſchen Aufenthaltsort des Hirten und ſeiner Gefährten errathen. Man kann ſich daher ihre Freude vorſtellen, als ſie ihren

Herrn wiedersahen; sie weinten, sie krochen vor seinen Füßen herum, sie leckten ihm liebevoll beide Hände.

Allein Giuseppe erwiederte die Liebkosungen der treuen Thiere nicht, die ihm doch eben das Leben gerettet hatten. Er gebot ihnen durch eine ernste Geberde, sich ruhig zu verhalten; dann nahm er den Abbé Norbert bei der Hand, und führte ihn nach dem Lager hin, wo Valentin ohne Bewußtseyn ausgestreckt lag.

Der Priester fiel auf die Knie.

»Valentin, mein Kind, antworte mir doch,« rief er, indem er ihn sanft rüttelte, »ich bin es .... ich, dein alter Onkel! ... Ach, mein Gott, sollte er vielleicht ....«

»Nein,« unterbrach ihn Giuseppe mit freudigem Ausdrucke, »sehen Sie doch nur ... der Ton Ihrer Stimme hat ihn zum Leben gebracht.«

In der That hatten sich die Wangen des jungen Mannes geröthet; er öffnete die Augen und heftete seinen Blick auf den Anführer seiner Befreier.

»Mein Onkel! mein guter Onkel!« rief er im Tone des höchsten Glückes aus.

»Er erkennt mich, mein Gott! er erkennt mich.... Glücklicherweise haben wir vorausgesehen, Ihr würdet nach einem dreitägigen Aufenthalte auf dem Montcalm ohne Zweifel ärztlicher Hilfe bedürfen... Wo ist der Doctor?« frug er, gegen die Bergbewohner gewendet, welche sich in achtungsvoller Entfernung am Eingange der Grotte hielten.

»Hier bin ich, Herr Pfarrer!«

Ein flinker junger Mann drang durch die Menge; er trug einen Kasten in der Hand, welcher eine tragbare Apotheke enthielt.

»Retten Sie meinen Neffen,« sagte der Priester im flehenden Tone.

Der Arzt wollte den jungen Mann bei der Hand nehmen, um ihm den Puls zu fühlen, allein Valentin weigerte sich dessen.

»Nein, nein, nicht mich zuerst!« sagte er mit schwacher Stimme; »sie, vor Allem sie zuerst ... Ich bitte Sie, zuerst an sie zu denken!«

Und er wies nach einem finstern Winkel der Höhle hin.

Nun erst bemerkten der Abbé Norbert und der Arzt, daß noch eine andere Person am Schmerzenslager lag. Das wahrhaft ungewöhnliche Aeußere der Unbekannten erfüllte sie mit Erstaunen.

»Wer ist das?« frug der Priester, »wer ist dieses arme Geschöpf?«

»Das wilde Mädchen vom Montcalm,« erwiederte Giuseppe.

Alle Bergbewohner näherten sich voll Neugierde, das arme Mädchen zu sehen, welches eine so außerordentliche Berühmtheit erlangt hatte.

»Mein Onkel, eilen Sie...« begann Valentin wieder, indem er seine ganze Kraft zusammennahm, »sie hat ein Anrecht auf Ihre Aufopferung, so wie auf die meinige, es ist Antonia von Villareal.«

»Antonia von Villareal!« rief der Abbé erstaunt aus, »das ist unmöglich! bist Du dessen gewiß?«

»So gewiß, als ich das Licht der Sonne wieder sehe, das ich nie wieder zu erblicken glaubte,« versetzte Valentin mit Energie.

Und er erzählte dem Geistlichen mit kurzen Worten, an welch untrüglichen Zeichen er die Freundin seiner Kindheit wieder erkannt hatte.

Während dieser Unterredung blieb der Arzt keineswegs unthätig. Ohne Unterlaß von einem Patienten zum andern gehend, hatte er bald erkannt, das belebende Prin-

elp ſey in dieſen jungen und kräftigen Organiſationen leicht wieder zu kräftigen. Nachdem er ihnen einige Herzſtärkungen eingeflößt hatte, erklärte er, er bürge für ihr Aufkommen, und bat die Anweſenden, Tragbahren zu errichten, um ſie nach dem Dorfe zu ſchaffen.

Der Abbé hatte Valentins oft unterbrochener Erzählung aufmerkſam zugehört.

»Es iſt ein Wunder! eine Fügung Gottes!« ſagte er nach einem kurzen Schweigen.

Dann näherte er ſich dem lebloſen jungen Mädchen, ließ ſich auf ein Knie nieder und ſtreckte ſegnend ſeine Hand über ſie aus.

»Sey mir gegrüßt, Du armes Kind!« ſagte er mit tiefer Wehmuth, »ſey mir gegrüßt, Du, die uns von der Vorſehung geſendet wird, um eine Schuld der Dankbarkeit gegen deine edle Familie an Dir abtragen zu können! .... Wir werden unſere Pflicht, die uns Gott auferlegt, erfüllen ... Du biſt nun arm, ſchwach, dem Tode nahe, beinahe nackt; Du haſt an Gott, die Menſchheit, die natürlichen Gefühle vergeſſen; Du biſt nur ein Gegenſtand des Mitleides für Alle, welche ſich Dir nahen. ... Mit Gottes Beiſtand werden wir deinen Geiſt aufklären, die Gefühle deines Herzens wecken, Dich in die gewöhnlichen Verhältniſſe des geſelligen Lebens einführen; wir werden Dir deinen Namen, deinen Rang, dein Vermögen wieder geben; iſt unſere Aufgabe vollendet, dann werden uns die großmüthigen Märtyrer des Römerhauſes vom Himmel herab ſegnen!«

Die Wilde ſtieß ein leiſes Aechzen aus, gleichſam als nähme ſie dieſe Aufopferung und dieſes Gebet entgegen.

Einige Augenblicke ſpäter bewegte ſich ein langer Zug unter Anführung von mit Hacken und Beilen bewaffneten

Männern, welche den Weg zu bahnen hatten, nach dem Dorfe Suc zu. Hinter den Tragbahren, auf welchen die Kranken lagen, ging Giuſeppe, ſeiner Gewohnheit nach ganz einſam einher, und brummte indem er den Kopf ſchüttelte:

»Sie wollen ihr ihren Namen und ihr Vermögen zurückgeben... Wird es ihnen gelingen? Sie wiſſen nicht, weſſen der Mann mit der blutigen Hand fähig iſt .... Doch ich kann nichts weiter thun .... Der Böſe hat mir den Mund verſiegelt .... Ich werde ſchweigen.«

X.

Wir wollen nun über einen Zeitraum von anderthalb Jahren, welcher auf die eben erzählten Ereigniſſe folgte, ſchnell hinweggehen.

Einem faſt unausweichlichen Tode entgangen, waren Valentin und das wilde Mädchen ſehr ſchnell geneſen. Nach etwa vierzehn Tagen war der junge Ingenieur bereits im Stande geweſen, mit ſeinem Onkel nach Vic d'Eſſos zurückzukehren. Das wilde Mädchen hingegen hatte man, nachdem ſie in etwas an die Gegenwart von Menſchen gewöhnt war, nach Foix in ein Nonnenkloſter gebracht. Auf die Weigerung Villareals, ſich des armen Geſchöpfes anzunehmen, hätte ſie Valentin gerne zu ſich genommen, wo ſich der Abbé Norbert ſehr gerne mit ihrer Erziehung beſchäftigt haben würde; allein Schicklichkeitsrückſichten hatten die Ausführung dieſes Planes verhindert. Der Eifer und die chriſtliche Nächſtenliebe der Nonnen ſollten die Verſtandesgaben erſetzen, die ohne Zweifel nöthig waren, um dieſe ſchwere und ganz beſondere Aufgabe zu löſen.

Wir wollen uns nicht auf die Einzelnheiten des bei dem wilden Mädchen angewandten Erziehungsſyſtems einlaſſen. Wir wollen blos bemerken, daß die Lehrerinen mit derſelben wie mit einem kleinen Kinde vorgingen, deſſen Einfalt und Naivität die junge Wilde im vollen Maße beſaß.

Mögen nun die mit ihr vorgenommenen Uebungen von was immer für einer Art geweſen ſeyn, ſoviel iſt

gewiß, daß ihre Verstandesbildung einen außerordentlich raschen Fortgang nahm. Die Ideen um deren Einimpfung es sich handelte, waren schon bei ihr vorhanden, wiewohl sie noch schlummerten. Sie hatte es weniger nöthig zu lernen, als sich blos zu erinnern. Ihr längere Zeit in seiner Entwicklung stehengebliebener Geist, nahm einen kräftigen Anlauf nach vorwärts. Es war wie mit einem guten, lange Zeit brach gelegenen Acker, welcher seine frühere Unfruchtbarkeit durch ein um so üppigeres Wachsthum ersetzt. Nach einigen Monaten verstand sie diejenigen welche mit ihr sprachen; sie hatte eine große Mühe sich selbst geläufig auszudrücken, doch brachte sie es endlich auch so weit. Es war dies ein ungeheurer Forschritt, das arme Mädchen trat damit wieder in die menschliche Gesellschaft ein, aus welcher sie außerordentliche Ereignisse gewaltsam vertrieben hatten. Sie dachte, sie hatte ein Mittel mit ihres Gleichen zu verkehren, Grundsätze der Religion und der Moral hatten in ihrem Herzen Wurzel gefaßt. Ihre Lehrerinen waren mit Recht auf diese Ergebnisse ihrer Bemühungen stolz. Ein mit Gelehrsamkeit vollgepfropfter Hofmeister wäre gewiß nicht im Stande gewesen, einen ähnlichen Erfolg zu erzielen.

Ein so außerordentliches Frauenzimmer mußte nothwendiger Weise die Aufmerksamkeit von Foix und der ganzen Umgebung in Anspruch nehmen. In der ersten Zeit war das Kloster, in welchem die Wilde eine Zufluchtsstätte gefunden hatte, von Neugierigen, im wahren Sinne des Wortes belagert. Ihre Handlungen, ihre Bewegungen beschäftigten alle müßigen Köpfe, die albernsten Fabeln waren über sie im Umlaufe. Nach und nach hatte sich indessen, wie das gewöhnlich der Fall zu seyn pflegt, diese Neugierde gelegt. Einige besonders bevorzugte Damen, welche ins Kloster zugelassen wurden, waren erstaunt, ein schönes, ernstes, schweigsames junges Mädchen vor sich zu sehen, welches übrigens von anderen Personen ihres

Alters wenig verſchieden war. Bald verlor ſie den romantiſchen Zauber, welcher ſie umgab und die Aufregung, welche ihre Gegenwart zuerſt hervorgebracht hatte, fing an, einer gewiſſen Ruhe zu weichen. Die großen politiſchen Ereigniſſe, welche den Sturz des Kaiſerthums begleiteten, trugen nicht wenig dazu bei, der allgemeinen Aufmerkſamkeit eine andere Richtung zu geben.

Inzwiſchen war das Geheimniß ihrer Herkunft durchaus nicht aufgeklärt worden. Auf einige Aeußerungen Valentins und Giuſeppe's hin, verbreitete ſich anfänglich das Gerücht, das intereſſante Kind gehöre der unglücklichen Familie von Villareal an, deren tragiſches Ende noch Jedermann im Gedächtniſſe war. In der erſten Zeit hatte dieſe Vermuthung die Sympathie für das Mädchen vermehrt, doch fand dieſelbe ſpäter durch nichts auch nur die mindeſte Beſtätigung. Die Familie der jungen Koſtgängerin des Marienkloſters hatte ſich nicht gemeldet und ſie ſelbſt konnte keinen Aufſchluß geben. Man wußte nicht einmal ihren wahren Namen und nannte ſie, um ſie von ihren Gefährtinen zu unterſcheiden, nach der Patronin des Kloſters Marie.

Mit Ausnahme einiger mitleidiger Damen der Stadt welche ſich, von ihrer traurigen Lage gerührt, für ihr Schickſal intereſſirten, hatte ſie weiter keine Gönner als Valentin und den Abbé Norbert. Der gute Pfarrer zahlte für ſie das Koſtgeld, und er und ſein Neffe beſuchten ſie häufig von Vic d'Eſſos aus. Ein jeder ſolcher Beſuch erfüllte das arme Kind, welches ſeine neue ſitzende Lebensweiſe zuweilen in die tiefſte Traurigkeit verſetzte, mit außerordentlicher Freude.

So ſtanden die Sachen, als an einem warmen Julitage des Jahres 1815 zwei Reiſende zu Pferde vor dem Gaſthofe zu »den zwei Kronen,« dem vorzüglichſten von Foix hielten.

Die ganze Stadt war in Folge der am Morgen eingelangten politiſchen Nachrichten in vollſter Aufregung; man hatte ſo eben den Fall des Kaiſers erfahren; auf den Plätzen und an den Straßenecken ſtanden Gruppen von Einwohnern und beſprachen ſich mit Lebhaftigkeit. Bei der gereizten Stimmung der Bevölkerung genügte ſelbſt das geringfügigſte Ereigniß, um die Aufmerkſamkeit rege zu machen, deshalb verſammelte auch die Ankunft der beiden mit Schweiß und Staub bedeckten und anſcheinend große Eile habenden Reiter, eine große Menge von Maulaffen vor dem Eingange des Gaſthofes. Allein dieſe Neugierde fand ſich bald getäuſcht; der Gaſtwirth, welcher herbeigekommen war, um ſie zu empfangen, grüßte ſie mit einem Tone achtungsvoller Vertraulichkeit als längſt bekannte Gäſte; der Eine war ein Greis, welcher trotz ſeiner Reiſekleider die Auszeichnungen des geiſtlichen Standes beibehalten hatte, der Andere war ein anſtändig gekleideter junger Mann, und jedenfalls ein Landeskind. Mit Einem Worte, es waren der Abbé Norbert und Valentin. Sobald die Menge erkannte, es ſey hier weder von einem Courier der Regierung der mit Befehlen nach Spanien eilte, noch von einem diplomatiſchen, in europäiſchen Angelegenheiten reiſenden Agenten die Rede, zerſtreute ſie ſich ſogleich, um anderwärts Nahrung für ihren Müßiggang zu ſuchen.

Valentin war raſch vom Pferde geſprungen, und während ſein Onkel, nicht ſo gelenkig, mit Hilfe des Gaſthofsbeſitzers gleichfalls abſtieg, frug er mit Haſt:

»Iſt nicht heute ein Reiſender von Toulouſe bei Ihnen angekommen, Herr Vitrac?«

»Nicht, daß ich wüßte, Herr Ingenieur.«

»Wie! es iſt hier Niemand angekommen, der uns ein Stelldichein in Ihrem Hauſe gegeben hat und auf uns wartet?«

»Nein, mein Herr!«

»Sie hören es, lieber Onkel,« ſagte der junge Beamte mit Verdruß, »er iſt nicht gekommen . . . Er wird auch nicht kommen.«

Der Abbé war endlich mit vieler Mühe abgeſeſſen.

»Geduld, nur Geduld!« ſagte er in einem gleichzeitig grollenden und gutmüthigen Tone, »es iſt ja noch keine Zeit verloren . . . Der Chevalier von Villareal hat verſprochen, Abends hier ſeyn zu wollen und es iſt kaum erſt Mittag. Wir ſind ſeit unſerer Abreiſe von Vic d'Eſſos gar nicht aus dem Galopp gekommen, ich bin gerädert und mein armer Roland hier iſt ganz lahm . . . Wenn Du auch kein Erbarmen mit dem Pferde haſt, ſo ſollteſt Du doch wenigſtens Mitleid mit dem Reiter haben! Ich bin keineswegs böſe darüber, noch eine Weile auszuruhen zu können, bevor ich an die Geſchäfte gehe, wegen welcher wir nach Foix gekommen ſind.«

Valentin antwortete nichts, allein man konnte an ſeiner fieberhaften Aufregung erkennen, wie ſehr er durch die Langſamkeit des Greiſes litt. Dieſer letztere empfahl die Pferde einem Stalljungen und ließ ſich, nachdem er Befehl gegeben hatte, ihn ſofort von der Ankunft der erwarteten Perſon zu benachrichtigen, in ein Zimmer führen, das er mit ſeinem Neffen während ſeines Aufenthaltes in Foix gewöhnlich bewohnte.

Vor einem Tiſche auf welchem einige Erfriſchungen ſtanden, bequem im Lehnſtuhle ſitzend, ſchien der Abbé Norbert ſeine gewöhnliche gute Laune wiedergefunden zu haben. Valentin ging mit verlegener Miene um ihn herum.

»Lieber Onkel,« ſagte er endlich mit furchtſamer Stimme, »da Sie meiner Sorgfalt nicht weiter bedürfen, ſo bitte ich Sie um Erlaubniß, mich auf einen Augenblick entfernen zu dürfen.«

»Wohin willſt Du denn gehen, mein Junge?«

»Errathen Sie es nicht? . . . Ich kann nicht so nahe bei Antonia seyn, ohne den Wunsch zu hegen, sie ohne Zeitverlust zu sehen.«

»Oh! was könntest Du unserer Schutzbefohlenen sagen? Wäre es nicht besser noch einige Stunden auf das Resultat unserer Unterredung mit dem Chevalier von Villareal zu warten? Gedulde Dich lieber Valentin, vielleicht gehen wir heute Abends insgesammt zu der lieben Kleinen, um ihr gute Nachrichten mitzutheilen.«

Valentin setzte sich in ruhiger Ergebung nieder.

»Sie haben Recht, lieber Onkel,« versetzte er, »verzeihen Sie mir, wenn ich meiner Sehnsucht und meiner Unruhe nicht Herr werden konnte . . . allein Sie wissen selbst, wie kritisch sich die Umstände für Antonia, für uns selbst gestalten.«

»Armes Kind!« sagte der Pfarrer in liebevollem Tone, »wie möchte ich Dir so lobenswerthe Gesinnungen zum Verbrechen anrechnen? Nur um das Eine bitte ich Dich, Valentin, sey deines Wortes eingedenk . . . im Falle wir den Chevalier von Villareal nicht so finden sollten, wie wir es erwarten, so bleibst Du ruhig, nicht wahr?«

»Ruhig! lieber Onkel!« rief der Ingenieur vom Stuhle aufspringend aus; »wie könnte ich ruhig seyn, wenn sich dieser Mensch hartnäckig weigert, seine Nichte anzuerkennen, seine einzige Nichte, welche wie durch ein Wunder der Niedermetzelung ihrer ganzen Familie entkam? Seit achtzehn Monaten weicht er jeder Erklärung durch nichtige Vorwände, durch leere Entgegnungen aus, oder er läßt unsere Briefe ganz unbeantwortet. Nachdem er mir so viel Vertrauen eingeflößt hatte, als ich ihn am Montcalm traf, nachdem er mir eine so hohe Idee von seiner Uneigennützigkeit beigebracht, zeigte er die abscheulichste, die strafwürdigste Gleichgiltigkeit hinsichtlich seiner unglück-

lichen Verwandten, ſeiner Pflegbefohlenen; man mußte ihm mit einer gerichtlichen Klage drohen, um ihn zu einem Entſchluſſe zu bringen . . . Endlich kündigt er in ſeinem letzten Briefe an, er werde ſich heute hier einfinden und uns ſeinen Entſchluß bekannt geben. Oh! er möge kommen; es bedarf einer Genugthuung, einer vollſtändigen Genugthuung. Zu was hätte ich denn Antonia dem Leben in der Wildniß entriſſen, wenn ſie in der menſchlichen Geſellſchaft als eine arme Verſtoßene ohne Familie leben, der öffentlichen Mildthätigkeit zur Laſt fallen ſoll? . . . Nein, nein! das darf nicht ſo bleiben; ſie iſt die Tochter meines Wohlthäters und ich werde ihr zu ihrem Recht zu verhelfen wiſſen. Der Chevalier von Villareal ſoll kommen und wenn er ſich noch ferner weigert, ſeine Pflicht zu erfüllen . . .«

»Nun, was wirſt Du dann thun, mein Sohn? Welches Mittel ſteht Dir zu Gebote um den Chevalier zu zwingen, nach deinem Willen zu thun? . . . Wenn ich mich an gewiſſe Erinnerungen halte, iſt Montes von Villareal mehr daran gewohnt, Furcht einzuflößen, als ſich ſelbſt einſchüchtern zu laſſen.«

»Lieber Onkel,« rief Valentin mit Heftigkeit aus, »ich bitte Sie, ſagen Sie mir gütigſt, was Sie von ihm wiſſen . . . Sie haben ſich ſtets geweigert, ſich über ihn deutlich auszuſprechen und in der That je mehr ich über meine Beziehungen mit Montes nachdenke, deſto mehr nimmt meine Verlegenheit zu. Sein Betragen enthält ſehr viel Zweideutiges und ich weiß noch immer nicht, ſoll ich ihn für einen rechtſchaffenen Mann halten, oder für einen herzloſen Schurken.«

»Vielleicht iſt er weder das Eine, noch das Andere ſo ganz unbedingt,« verſetzte der Greis mit einem trüben Lächeln; »wenige Menſchen ſind ganz gut oder ganz ſchlecht, ſo ſehr paart ſich in unſerer erbärmlichen Menſchennatur Gutes mit Böſem . . . Ich weiß nicht viel vom Capi-

tain Montes; ſein Bruder ſprach von ihm nur mit dem äußerſten Widerwillen. Wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, ſo war zwiſchen ihnen ein Zwieſpalt theils wegen des Vermögens, theils wegen einer Herzensangelegenheit ausgebrochen, was den Aelteren veranlaßte Spanien zu verlaſſen und ſich diesſeits der Grenze anzuſiedeln. Montes führte, wie es ſcheint, ein ſehr zügelloſes Leben in ſeiner Heimat und verpraßte ſein Erbtheil in kurzer Zeit . . . Allein die chriſtliche Liebe verbietet, Jugendſünden, welche vielleicht in reiferem Alter wieder gut gemacht wurden, zu ſtreng zu beurtheilen.«

»Alles das zerſtört den Verdacht nicht, den ich hinſichtlich Antoniens einzigem Anverwandten zu hegen berechtigt wäre . . . Laſſen Sie einmal hören, mein vortrefflicher Onkel, und antworten Sie mir nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen: halten Sie den Capitain Montes für fähig, ſeine unglückliche Nichte blos deshalb nicht anzuerkennen, um nicht die reiche Erbſchaft zurückſtellen zu müſſen, in deren Beſitze er ſich gegenwärtig befindet?«

»Gott allein ſieht in die Herzen der Menſchen, und es wäre ſchlecht, ſeinem Nächſten verbrecheriſche Abſichten zuzumuthen, die er vielleicht gar nicht hat . . . Indeſſen habe ich, die Wahrheit zu geſtehen, es ſtets gefährlich gefunden, die Menſchen in Verſuchung zu führen und ihre Intereſſen und Pflichten in Widerſpruch zu bringen . . .«

»Ihrer Anſicht nach könnte alſo dieſe Verſuchung für Montes von Villareal zu ſtark ſeyn?«

»Das wollte ich gerade nicht damit ſagen . . . allein das ängſtlichſte Gewiſſen ſucht zuweilen nach Gründen, um einem ſchmerzlichen Opfer auszuweichen; ſind dieſe Gründe halbwegs ſtichhaltig und zahlreich, ſo kann man ganz unſchuldig fehlen. Wenn es ſtreng erwieſen wäre, unſer Schützling ſey wirklich Antonia von Villareal, ſo würde der Chevalier, wie ich glaube, ſeine Nichte nicht verläugnen; allein bei der Ungewißheit in welcher er ſich

befindet, könnte er sich bei dem Abgange aller Beweise selbst ohne sein Wissen bestimmen lassen . . .«

»Was sprechen Sie von Ungewißheit!« unterbrach ihn Valentin; »kann dem Chevalier darüber auch nur der Schatten eines Zweifels übrig bleiben, daß die arme Wilde die Tochter unseres Wohlthäters ist? Glaubte nicht Montes selbst an diese Identität, als er mit ihr auf dem Montcalm zusammen traf? Habe ich nicht die Gefährtin meiner Kindheit an einem untrüglichen Zeichen erkannt? Ist nicht mein Zeugniß, mit dem ihrigen verbunden, hinreichend, um zu beweisen . . .«

»Unsere Meinung, mein liebes Kind, wäre vielleicht von einigem Gewicht; allein könntest Du es mit einem Eide bekräftigen, daß die Kostschülerin des Marien-Klosters wirklich die Tochter und die Erbin des Chevalier von Villareal ist? . . . Was mich anbelangt, so muß ich gestehen, daß ich es nicht wagen würde.«

»Und ich, ich würde es thun, lieber Onkel . . . würde es ohne Zögern thun . . . Woher um des Himmelswillen kommen Ihnen diese Bedenklichkeiten?«

»Gib Acht, Valentin, daß Du Dich nicht zu sehr deiner glühenden Einbildungskraft überlässest. Ich will einmal einen Augenblick mit Dir annehmen, daß in Folge noch nicht aufgeklärter Umstände, das, wie es heißt dem Blutbade im Römerhause entronnene Kind, eben dasselbe wilde Mädchen sey, welches man sieben Jahre darnach in einem so traurigen Zustande auf dem Montcalm wieder findet, wie willst Du nun diesen Fall vor Gericht beweisen? Zwei mit Mühe ausgesprochene Namen, die Endreime eines im Gedächtniß behaltenen Liedes, eine flüchtige Aehnlichkeit mit der kleinen Antonia, sind das hinreichende Beweise, um zum Anspruche auf ein großes Vermögen, einen edlen Namen zu berechtigen? Hätte unsere Freundin seitdem sie die Sprache wiedererlangt hat, selbst einige Einzelnheiten über ihre Familie angeben, das Dun-

kel lichten können, welches ihr früheres Daseyn umhüllt, so hätten sich schon längst starke Vermuthungen zu ihren Gunsten erhoben. Allein Du weißt es ja, daß das gute Kind, so oft es wegen dem seinem Aufenthalte im Gebirge vorangegangenen Ereignisse befragt wird, zittert und blaß wird und noch unter dem Einflusse eines Schreckens zu seyn scheint, der ihr Besinnung und Sprache raubt. Was bleibt nun bei dem gänzlichen Mangel an Aufklärungen von ihrer Seite übrig? Deine Ueberzeugung? Sie mag eine ganz aufrichtige und feste seyn, allein man wird Dich fragen, auf welche Thatsachen sie sich gründet und diejenigen welche Du anführen kannst, werden Leuten, die bei der Ausübung ihrer Amtsobligenheiten kalt und unparteiisch seyn müssen, nicht sehr beweiskräftig erscheinen. Man wird Dir vorwerfen, Du gebest einem übrigens sehr natürlichen Interesse für ein armes Geschöpf, welches Du aus seiner traurigen Lage befreitest, allzuviel Gehör. Vielleicht wird man — denn es ist Alles möglich — so weit gehen, bei Dir eine geheime Leidenschaft für deine Pflegbefohlene zu vermuthen, welche Dich hinsichtlich der Ansprüche der letztern irre führt!«

Valentin ließ den Kopf sinken und erröthete. Doch bald blickte er wieder mit einem enthusiastischen, hartnäckigen Ausdrucke in die Höhe.

»Also hat Antonia nur noch an mir eine Stütze,« hob er an; »Ihre Ansichten, lieber Onkel, sind ohne Zweifel sehr vernünftig und ich will sie nicht weiter bestreiten; allein ich kann durchaus nicht gegen meine Ueberzeugung handeln und nichts wäre im Stande, dieselbe wankend zu machen. Ich habe zu lange mit der kleinen Antonia gelebt, ich habe ihre kindlichen Launen zu sehr studiert, meine Jugenderinnerungen sind meinem Geiste zu sehr gegenwärtig, als daß ich mich in der Person irren könnte, wiewohl ein Zeitraum von sieben Jahren nothwendiger Weise die wesentlichsten Veränderungen in ihrem Aeußern hervorbrin-

gen mußte . . . Was Sie hinderte, ſie gleichfalls wieder zu erkennen, lieber Onkel, das iſt Ihre außerordentliche Zaghaftigkeit, das zu große Mißtrauen, das Sie in ſich ſelbſt ſetzen. Ihre Ungewißheit kömmt von einer übertriebenen Wahrheitsliebe . . . Was den Chevalier Montes anbelangt, ſo ſucht er nur einen Vorwand, um die Waiſe ihres Erbes zu berauben.«

»Du biſt ſehr vermeſſen in deinen Anſichten,« ſagte der Greis in ſtrengem Tone; »ich habe durchaus keinen Grund, von dieſem Manne eine allzu günſtige Meinung zu hegen, allein es ſteht Niemanden zu gegen ihn eine ähnliche Anklage zu erheben . . . Erinnere Dich Valentin . . . Gibt es nicht noch eine Perſon, welche uns vielleicht ſehr werthvolle Aufſchlüſſe geben könnte?«

»Wer wäre das, lieber Onkel?«

»Jener alte Hirt, der Dir und dem wilden Mädchen im Teufelsbrunnen das Leben rettete . . . Als wir nach deiner Geneſung Suc verließen, nahm er mich bei Seite, und bat mich, deiner Tollkühnheit zu mißtrauen; er verkündigte mir in prophetiſchem Tone, Du würdeſt auf deinem Lebenswege gefährlichen Feinden begegnen, vor denen Du auf deiner Hut ſeyn ſollſt. Allein dieſe Eröffnungen waren ſo unbeſtimmt und ſo geheimnißvoll gehalten, daß ich nicht recht wußte, was ich davon denken ſollte. Ich erſuchte ihn um eine nähere Aufklärung, allein er verließ mich, ohne weiter ein Wort zu verlieren.«

»Sie ſprechen vom alten Giuſeppe. Ich bin dem würdigen Manne den größten Dank ſchuldig und es thut mir unendlich leid, mich ungünſtig über ihn äußern zu müſſen; allein er iſt denn doch nur ein ...«

»Ein Narr, willſt Du ſagen? Je nun, Valentin, ich bin in dieſer Hinſicht nicht ganz deiner Meinung. Du geſtehſt ſelbſt, daß Ihr in jenem fürchterlichen Sturme im Teufelsbrunnen ohne die Klugheit und Kaltblütigkeit des Alten, ſämmtlich verloren geweſen wäret. Sein

Betragen zeigte bei dieser Gelegenheit durchaus nicht von Geistesverwirrung; was Du mir anderseits von seinen sonderbaren Vorhersagungen erzähltest, beweist ganz klar, daß Giuseppe den Capitain Montes, den Zigeuner Biroben und vielleicht auch Dich sehr gut kannte; wäre es nun nicht leicht möglich, daß er, um sich nicht durch eine zu große Aufrichtigkeit bloß zu stellen, bei Ertheilung seiner Rathschläge diese mystische Redeweise in Anwendung brachte? Diese alten Landleute sind schlau; übrigens kann dieser hier auch allen Ernstes den Glauben hegen, daß er seine ganz gewöhnliche Erkenntniß übernatürlichen Mitteln verdankt. In diesem einzigen Punkte könnte seine Narrheit stecken; doch würde dieselbe nicht hindern, Giuseppe's Zeugniß mit Vertrauen entgegen zu nehmen.«

Valentin dachte einen Augenblick nach.

»Sie haben Recht, lieber Onkel,« versetzte er; »und mir selbst ist schon einmal dieser Gedanke gekommen; allein andere Ideen verhinderten mich, dabei stehen zu bleiben . . . Warum verhinderte mich Ihre allzu große Schweigsamkeit, schon früher daran zu denken, welchen Nutzen man aus Giuseppe's Aussagen ziehen könnte? Ich hätte ihn schon längst aufgesucht; ich hätte ihn gebeten, ihm gedroht, und besäße vielleicht schon jetzt ein Mittel, die verbrecherische Hartnäckigkeit des Herrn von Villareal zu besiegen!«

Der Abbé Norbert lächelte.

»Nicht so eilig, mein Lieber! dadurch, daß ein alter Gebirgsbewohner, den Du für ganz närrisch hieltst, es blos zur Hälfte ist, sind noch nicht alle Schwierigkeiten beseitigt... fassen wir uns in Geduld und warten wir das Ergebniß unserer bevorstehenden Unterredung mit Herrn von Villareal ab; sollte, wie ich beinahe befürchte, dasselbe für unsere arme junge Freundin ungünstig ausfallen, so werden wir schon Giuseppe zu zwingen wissen, daß er die Wahrheit gestehe.«

»Meinetwegen, lieber Onkel, wir wollen diesen Gegenstand noch nachher besprechen . . . Indessen,« fuhr Valentin vom Stuhle aufstehend fort, »indessen vergeht eine Stunde nach der andern und Herr von Villareal läßt sich nicht sehen. Wie, wenn er am Ende gar nicht käme!«

»Fürchte Dich nicht, lieber Freund . . . Ich müßte mich sehr irren, wenn Montes von Villareal dieser Unterredung nicht ebenso viel Werth beilegt als wir; er wird kommen, er wird kommen, ich stehe Dir gut dafür.«

Während der Abbé noch sprach, rollte eine Postkutsche in den Hof des Hôtels. Valentin lief zum Fenster; aber dieses Fenster ging nicht auf den Hof hinaus: der junge Mann konnte blos nach dem Tumulte der sich im Hause erhob, auf die Ankunft eines vornehmen Gastes schließen.

»Er ist es . . . er muß es seyn!« rief er aus.

»Ja, er ist es!« sagte der Greis, die Hand seines Neffen heftig drückend; »überlege Dir es, Valentin, so lange wir allein sind, wie sehr Beleidigungen und Drohungen der Sache schaden müßten, welche Du zu vertreten gedenkst.«

»Ich werde mein Möglichstes thun, es nicht zu vergessen, lieber Onkel, ich verspreche es Ihnen?«

Tritte wurden auf der Treppe hörbar; der Gastwirth öffnete die Thüre, führte zwei Personen ein, welche hinter ihm kamen und entfernte sich mit einer tiefen Verbeugung. Von diesen beiden Personen war die eine der Capitain Montes von Villareal, die andere ein junges reich gekleidetes Mädchen von wahrhaft bewunderangswürdiger Schönheit.

Der Onkel und der Neffe waren aufgestanden, um sie zu empfangen; beim Anblicke dieses unbekannten Frauenzimmers konnte Valentin eine Bewegung des Erstaunens nicht unterdrücken; der Abbé Norbert, der sich

besser beherrschen konnte, erwiederte die Begrüßungen des Capitains aufs Artigste und bot den Neuangekommenen Sitze an. Von der langen Reise in der großen Hitze und auf der staubigen Straße angegriffen, nahmen sie Platz, und Valentin konnte sie endlich mit mehr Muße betrachten.

Eine vollkommene Veränderung hatte in dem Aeußern des Chevaliers von Villareal stattgefunden. Sein langer Schnurbart war verschwunden, sein noch jugendliches Gesicht schien, ohne den gewohnten Ausdruck der Härte ganz verloren zu haben, offener und freundlicher zu seyn. Er trug einen einfachen Anzug, der gleichwohl einen an den Genuß des Reichthums gewöhnten Mann von Welt verrieth. Das Band eines fremden Ordens schmückte sein Knopfloch, sein würdevolles Betragen flößte Achtung ein. Selbst auf Valentin machte diese Erscheinung einen tiefen Eindruck und die Gegenwart von Antoniens Onkel drängte seine stürmischen Gefühle für einen Augenblick in den Hintergrund zurück.

Das junge Mädchen, welches mit Montes gekommen war, fesselte gleichfalls seine sowie des Abbé's Aufmerksamkeit. Sie war höchstens fünfzehn bis sechzehn Jahre alt, von mittlerer Größe, doch schlank, schmiegsam und kräftig. Ihre vollkommnen regelmäßigen Gesichtszüge hatten jenen den Creolinen und Spanierinen eigenthümlichen gelbbraunen Teint, ihre schwarzen Augen sprühten Feuer. Ihr dichtes braunes Haar war an den Schläfen niedergekämmt, etwas gewellt und kraus, doch dabei auch weich und seidenartig. Ihr Anzug zeigte von einem wunderlichen Geschmacke; er war aus lauter Stoffen von lebhafter schreiender Farbe verfertigt. Die Unbekannte hatte alles Geschmeide an sich gelegt, was nur immer nach damaliger Mode ein junges Mädchen tragen konnte: Ringe, Armbänder und goldene Kreuze und die Vorliebe für derlei Schmuck schien bei ihr einen hervorragenden Charakterzug

zu bilden. Beſonders aber zeichnete ſich dieſes ſchöne Mädchen durch ein ſtolzes und freies Betragen aus; ſie ſchlug ihr kühnes Auge vor Valentins Blicken nicht nieder, das verächtliche Lächeln verſchwand keinen Augenblick von ihren etwas aufgeworfenen, doch friſchen und roſigen Lippen. Die genaue Beſichtigung, deren Gegenſtand ſie war, machte ſie nicht im geringſten erröthen; ſie ſchien es gewohnt zu ſeyn die Blicke von Männern ohne Scheu zu ertragen.

Die beiden Norbert wußten indeſſen nicht, ob ſie vor dieſer Perſon den Gegenſtand ihrer beabſichtigten Unterredung zur Sprache bringen ſollten. Der Chevalier bemerkte ihre Verlegenheit und machte ſich ein boshaftes Vergnügen daraus, dieſelbe zu verlängern.

»Meiner Treu, meine Herren!« begann er im Tone der vollſten Unbefangenheit, »es hat gewichtiger Gründe bedurft, um mich zu einer Reiſe in dieſen unruhigen und revolutionären Zeiten zu veranlaſſen ... Auf dem Wege von Toulouſe nach Foix wurden wir mehr als zehn Mal von bewaffneten Leuten angehalten, welche von uns Neuigkeiten wiſſen wollten. In einem Dorfe nicht weit von hier ſollten wir ſogar feſtgenommen werden; ein Dummkopf von Maire hielt uns für verdächtige Bonapartiſten und wollte uns durchaus in einen Stall einſperren, der in jenem Dorfe als Gemeindegefängniß dient.«

»Dieſe Maßregel,« ſagte der Pfarrer lächelnd, »hätte für Sie Herr Chevalier und beſonders für dieſe junge Dame ſehr unangenehme Folgen nach ſich ziehen können.«

»Den Teufel auch! Ich war ja bewaffnet,« erwiederte das junge Mädchen mit einer raſchen und drohenden Bewegung.

Der Geiſtliche fuhr bei dieſer amazonenhaften Antwort auf ſeinem Stuhle in die Höhe; Montes lachte laut auf.

»Sie ſehen, die Nationalgarde und die Behörde von

Z*** hätten es mit einem tüchtigen Gegner zu thun gehabt!« rief er voll Luſtigkeit aus; »die Leute gingen aber auch in ſich und ließen uns weiter ziehen.«

Valentin brannte vor Ungeduld und keine Rückſicht der Schicklichkeit und der Höflichkeit war im Stande ihn zu einem längeren Stillſchweigen zu vermögen.

»Sie wußten wohl, mein Herr,« ſagte er mit Beſtimmtheit, »daß Sie eine heilige Pflicht hierher rief und durften ſich deshalb durch kein Hinderniß abſchrecken laſſen.«

»Nicht einmal durch den Stall des Herrn Maire von Z***...?« bemerkte Villareal mit ironiſcher Betonung; »doch ich begreife Ihre Ungeduld, Herr Norbert,« fuhr er fort, indem er ſeine ſcherzende Redeweiſe fahren ließ, »und ich will mir nicht das Vergnügen machen, dieſelbe zu verlängern, da es ſich in der That um ernſte Angelegenheiten handelt. ... Sie können vor dieſem Fräulein ganz ohne Scheu ſprechen; ſie iſt von dem Zwecke meiner Hieherkunft unterrichtet und ſogar dabei nicht ganz unbetheiligt.«

»Wenn es ſo iſt,« ſagte Valentin, »ſo wollen wir ſofort zur Sache ſchreiten. Wohlan denn, Herr Chevalier von Villareal, wollen Sie endlich Ihrer einzigen Anverwandten den Namen, den Rang, das Vermögen, die väterliche Zärtlichkeit zukommen laſſen, welche Sie ihr ſchuldig ſind? Es wäre dies das einzige Mittel, das Andenken an gewiſſe Zögerungen zu verwiſchen, welche zu dem Glauben führen könnten ...«

»Valentin!« fiel der Abbé in vorwurfsvollem Tone ein.

»Laſſen Sie ihn doch ſprechen, Herr Pfarrer, ich bitte Sie darum,« ſagte Montes mit einem gutmüthigen Lächeln. »Ich liebe dieſen Enthuſiasmus, dieſen edlen Unwillen eines jungen Mannes, eines Mannes von rechtlicher Geſinnung. ... Herr Norbert,« fuhr er mit gewohnter Herzlichkeit zu Valentin gewendet fort, »ich

werde alle Ihre Fragen beantworten, oder vielmehr nur Ein Wort zu sagen haben, damit Sie das Ungerechte Ihrer Vorwürfe einsehen, damit Sie über einen Verdacht erröthen, der mich nicht zu treffen vermag.«

Valentin war sprachlos vor Verwunderung.

»Herr Norbert,« fuhr Montes fort, »Sie beschuldigen mich der Theilnahmlosigkeit, ja sogar der Härte gegen meine Verwandte und Pflegbefohlene . . . Ich wollte, daß sie selbst mich rechtfertige, und habe sie eben deshalb mitgebracht.«

Er stand auf und nahm das junge Mädchen bei der Hand.

»Herr Pfarrer, Herr Valentin Norbert,« sagte er mit fester Stimme, »ich stelle Ihnen hier meine Nichte Antonia von Villareal vor.«

XI.

Der alte Prieſter war vielleicht auf dieſe Vorſtellung gefaßt, und begnügte ſich mit einer Verbeugung; allein Valentin war wie niedergedonnert.

»Sie?« ſtotterte er; »dieſes junge Mädchen . . . dieſes Fräulein? Unmöglich!«

Diejenige, welche man Antonia von Villareal nannte, warf ihm einen hochmüthigen Blick zu, welcher zu ſagen ſchien: »Und warum nicht?«

Montes beobachtete den Onkel und den Neffen mit geſpannter Aufmerkſamkeit.

»Meine Herren,« begann er, »Sie, die Sie ſonſt in ſo naher Beziehung zu meinem unglücklichen Bruder ſtanden, waren Sie nicht ſofort von der Aehnlichkeit Antoniens mit ihrem Vater und mir ſelbſt überraſcht? . . . Sehen Sie ſie einmal an, Herr Norbert, befragen Sie doch Ihr Gedächtniß, Herr Pfarrer, finden Sie nicht in dem Geſichte dieſes Mädchens die Züge Ihres Freundes Ferdinand von Villareal wieder?«

»Ich bemerke in der That eine entfernte Aehnlichkeit,« erwiederte der Pfarrer, »zwiſchen Ihren Geſichtszügen und denjenigen des Fräuleins, aber . . .«

»Antonia ſah beſonders ihrer Mutter ähnlich!« rief Valentin mit Heftigkeit aus; »ſie beſaß ganz den ſanften melancholiſchen und bei allem den leidenſchaftlichen Ausdruck der Frau von Villareal.«

»Ich geſtehe,« bemerkte Montes mit Ruhe, »daß Sie in dieſer Angelegenheit ein competenterer Richter ſind, als ich, Herr Norbert, denn durch meine militäriſchen

Obliegenheiten in Spanien zurückgehalten, setzte ich nie den Fuß nach Frankreich, bevor jenes unglückliche Ereigniß im Römerhause stattfand; ich habe also meine Nichte Antonia nie gesehen.«

»Wie konnten Sie denn eine so wichtige Frage so leichthin abfertigen?« frug Valentin. »Auf welche Beweise stützt sich Ihre Annahme?«

»Auf Thatsachen, Herr Ingenieur, auf unabweisliche Aussagen unverdächtiger Zeugen, auf logische Schlüsse welche beinahe die Kraft der Gewißheit haben . . . Solche Argumente haben, wie mir der Herr Abbé zugeben wird, einen weit höhern Werth, als eine flüchtige Aehnlichkeit mit diesem oder jenem Gliede der Familie von Villareal.«

»Der Herr Chevalier hat Recht,« sagte der Geistliche, »die Aehnlichkeit kann mit zunehmendem Alter verschwinden, und ein solcher Beweis ist seiner Natur nach nichts weniger als entscheidend. Bevor man so schnell abspricht, Valentin, muß man sich wohl erst erkundigen, auf welche Anzeichen hin der Herr Chevalier seine Nichte erkannt hat.«

Der Ingenieur erwiederte nichts und setzte sich mit düsterer Miene nieder.

»Ich habe nicht erst nöthig, Sie zu versichern,« begann Montes inmitten einer allgemeinen Stille, »mit welch' lebhaftem Interesse ich stets den Spuren des auf eine so unbegreifliche Weise verschwundenen Kindes nachforschte. Meine gleichzeitige Ankunft auf dem Montcalm mit Herrn Norbert hat also durchaus nichts Wunderbares an sich. Durch die Gerüchte, welche über das wilde Mädchen im Umlauf waren, hatten wir Beide denselben Gedanken und vielleicht hegte auch Biroben, dieser elende Zigeuner, den wir dort trafen, dieselbe Vermuthung . . .«

»Nun, mein Herr,« unterbrach ihn Valentin, nicht länger im Stande sich zu mäßigen, »beweist diese gleichzeitige Handlung dreier Personen, die sämmtlich, wenn auch aus verschiedenen Ursachen an Antonia von Vil-

lareal Antheil nahmen, durchaus nichts zu Gunsten der Bergbewohnerin?«

»Ich läugne es nicht; ich gebe sogar zu, wenn Sie wollen, daß das Verbrechen jenes schurkischen Zigeuners ein Beweis mehr zu Gunsten unserer Freundin ist. Ich wünsche durchaus nicht, die Wichtigkeit der Gründe zu bestreiten, welche bei Ihnen eine so innige, so vollkommene Ueberzeugung hervorgebracht haben, allein es wird mir wohl gestattet seyn, Ihnen nun auch die Beweggründe der meinigen auseinander zu setzen.

»Die Ereignisse sind Ihnen bekannt; als das wilde Mädchen vom Zigeuner Biroben verwundet worden war, hielt ich meine Nichte für todt. Ich beweinte ihren Tod mit gleicher Aufrichtigkeit wie Sie, als ein Brief anlangte, ein Brief, der von Ihnen, Herr Abbé, an Herrn Valentin Norbert gerichtet war. Er benachrichtigte den letztern, es sey eine Zigeunerin von Biroben's Bande in Foix festgenommen worden. Dieses Weib, die Saltarella genannt, hatte ein kleines Mädchen bei sich, welches wie sie dem sie verhörenden Beamten sagte, eigentlich ein Haus so schön wie eine Kirche bewohnen und wie ein Muttergottesbild gekleidet seyn sollte. Sie weigerte sich, etwas Näheres mitzutheilen, allein diese Worte genügten, um weitere Entdeckungen möglich zu machen. Der Umstand daß die Zigeunerin bei dem im Römerhause begangenen Verbrechen gegenwärtig gewesen seyn mußte, die wohlbekannte Gewohnheit dieser Zigeunerinen, welche Kinder stehlen, um mit denselben das öffentliche Mitleid rege zu machen, das Alter des jungen Mädchens, welches mit dem muthmaßlichen Alter Antoniens übereinstimmte, alle diese Umstände gaben Veranlassung zu bedeutsamen Zusammenstellungen. Der Richter schrieb an Herrn Norbert und an mich, um uns seine Vermuthungen mitzutheilen. Ich erhielt das Schreiben nicht, weil ich abwesend war; allein

der Herr Abbé beeilte sich uns dasjenige mitzutheilen, welches an ihn gerichtet worden war.

»Ich muß gestehen, daß ich dieser Entdeckung im ersten Augenblicke eine sehr geringe Wichtigkeit beimaß; ich glaubte, Antonia sey am Montcalm erschossen worden. Darum war es auch nur um mein Gewissen zu beruhigen, daß ich sie verließ, und mich hieher begab.

»Der Beamte setzte mir nun auseinander, auf welchen Anzeichen seine Vermuthungen beruhten, er legte mir die Verhörsprotokolle der Saltarella vor, so wie diejenigen des jungen Mädchens selbst; ich fing an der Ansicht des Beamten beizupflichten. Ich begab mich ins Gefängniß; dort fand ich ein durch Entbehrungen aller Art abgezehrtes Weib und ein armes junges mit verblaßtem Flitterwerk bedecktes Mädchen. Ich befragte die Saltarella und hatte große Mühe, ihr ein vernünftiges Wort zu entlocken; gewisse fixe Ideen nahmen ihren Geist ein, und hinderten sie aufrichtig zu antworten. Da sie mit zu Biroben's Bande gehört hatte, so fürchtete sie wegen der Ermordung der Familie von Villareal zur Rechenschaft gezogen zu werden, und es wurde mir sehr schwer, ihr Vertrauen zu gewinnen; erst nach vielen Versprechungen und Drohungen, nachdem sie lange gezögert und gegebene Aufschlüsse eben so schnell wieder zurückgenommen hatte, gelang es mir einige positive Andeutungen zu sammeln.

»Aus diesen letztern schien hervorzugehen, daß die Saltarella sich nicht bei der Zigeunerbande befand, als diese die Gastfreundschaft des Herrn von Villareal in Anspruch nahm; sie war in einem nahen Dorfe zurückgeblieben, um in einem Bauernhause, dessen Eigenthümer seine Vermälung feierte, zu singen und Castagnetten zu spielen. Am nächsten Morgen wollte sie sich mit Tagesanbruch wieder zu ihrer Bande begeben, noch ehe dieselbe das Römerhaus verlassen hatte. Sie schritt eben durch Gonac, als sie plötzlich in einem dichten Gebüsch, wenige

Schritte von der Straße entfernt, ein leiſes Wimmern hörte. Sie blieb erſchreckt ſtehen, denn ſie war eben ſo abergläubiſch als die Bewohner des Landes ſelbſt. Indeſſen gewann ſie es doch über ſich, in das Dickicht zu dringen, wo ſie ein armes kleines Mädchen auf dem Graſe liegen ſah, das mit dem Tode zu ringen ſchien. Das Kind, etwa fünf bis ſechs Jahre alt, war nur mit einem leichten zerfetzten Nachtgewande bekleidet, ſeine Füße waren aufgeriſſen und bluteten, Schrecken, Müdigkeit und Erſchöpfung malten ſich auf ſeinem hübſchen Geſichtchen, ſeine Augen waren matt und ſtarr. Die Saltarella wollte die Kleine befragen, doch dieſe antwortete nur mit einem leiſen Wimmern....

»Bevor ich jedoch weiter erzähle, Herr Valentin Norbert,« ſagte Montes, indem er ſich zu dem jungen Ingenieur wandte, »ſo will ich Ihnen nur zu bedenken geben, wie ſehr alle dieſe Andeutungen mit den von Ihnen ſelbſt aufgeſtellten Behauptungen übereinſtimmen, deren Richtigkeit vordem von Seite der Behörde ſelbſt in Zweifel gezogen worden war.«

Valentin ließ den Kopf ſinken, wie Jemand der wider ſeinen Willen überzeugt worden iſt, und einem verhaßten Gegner den Anblick ſeines Triumpfes nicht gönnen mag.

»Die Saltarella,« fuhr Montes in ſeinem Berichte fort, »nahm das Kind auf den Arm, wickelte es in ihren Mantel ein, und wollte es nach dem Römerhauſe tragen, da ihr der Wohlthätigkeitsſinn der Beſitzer desſelben ſehr gut bekannt war... Doch als ſie ihren Weg weiter fortſetzte, bemerkte ſie in der Dämerung mehre Perſonen von Biroben's Bande welche eilig nach verſchiedenen Richtungen flohen. Sie rief ihnen zu, allein ſie antworteten ihr nicht und ſetzten ihre Flucht nur noch ſchneller fort. Ein einziger der ihr gerade in den Weg

kam, konnte ihr nicht ausweichen; die Saltarella erkundigte sich nach der Ursache dieses panischen Schreckens.

»Es ist im Römerhause etwas vorgefallen,« gab der Mann in barschem Tone zur Antwort. »Mach Dich aus dem Staube wie die Andern, wenn Dir dein Kopf lieb ist... In einigen Stunden wird es hinter allen Zigeunern des Gebirges heiß hergehen.«

»Und fort war der Mann ohne weiter etwas gesagt zu haben.

»Anfänglich wußte die Saltarella gar nicht, um was es sich handle, und sie behauptet, erst später in die Kenntniß des begangenen Verbrechens gelangt zu seyn. Doch hatte sie eine zu üble Meinung von gewissen Individuen ihrer Bande, um sich nicht die erhaltene Warnung zu Nutzen zu machen. Sie schlug den Weg nach dem Gebirge ein, und fand bei einem Grenzbewohner Aufnahme, dessen Namen und Wohnort zu bezeichnen sie sich beharrlich weigerte. Dort blieb sie verborgen, während man das ganze Land durchsuchte und erst mehre Monate später, nachdem die Nachforschungen der Gerechtigkeit in etwas nachgelassen hatten, wagte sie es nach Spanien hinüber zu gehen.

»Die Saltarella hätte das Kind gerne in dem Hause ihres Beschützers zurückgelassen, allein da sie fürchtete, diesen letztern bloßzustellen, so entschloß sie sich es nach Catalonien mitzunehmen und zu ihrem Broterwerb zu verwenden. Sie lehrte es singen und mit Begleitung der Castagnetten tanzen, und als die Kleine hinlänglich unterrichtet war, führte sie dieselbe von Dorf zu Dorf. Dieses herumziehende Leben führte sie etwa sieben Jahre; durch die Noth dazu getrieben, und fest überzeugt, es seyen bei der Grazie und dem hübschen Aeußern ihrer Schülerin in Frankreich gute Geschäfte zu machen, entschloß sie sich endlich wieder trotz der drohenden Gefahren, die französische Grenze zu überschreiten. Die Sache bekam

ihr ſehr übel, denn ſie wurde bald darauf mit ihrer Ziehtochter, welche nicht dazu geboren war, um ſo tief zu ſinken, als Landſtreicherin feſtgenommen.

»So etwa lautete der Bericht der Saltarella, meine Herren, allein dieſe Geſtändniſſe mußten ihr allmälig, ſo zu ſagen Stück für Stück, entriſſen werden. Die Schwierigkeiten mehrten ſich, als es ſich darum handelte, ihre Wahrheit und Echtheit zu beweiſen. Die noch immer furchtſame Zigeunerin nahm vor Gericht Alles das zurück, was ſie mir noch Tags zuvor unter vier Augen geſtanden hatte. Endlich gelang es mir, ſie durch gute Behandlung zu einem formellen Geſtändniß zu vermögen, welches ein vollſtändiges Licht über die bis jetzt unerklärlich geweſene Vergangenheit verbreitet.

»Ihre Gegenwart, meine Herren, wäre mir bei dieſen Verhandlungen von ſehr vielem Nutzen geweſen; ich wußte wohl, durch welch ernſte Hinderniſſe Sie zurückgehalten wurden. Herr Valentin wäre bald in Folge ſeiner Aufopferung auf dem Montcalm zu Grunde gegangen, und brauchte lange Zeit, ehe er ſich von ſeiner Krankheit erholt hatte; natürlich war der Platz ſeines vortrefflichen Onkels am Krankenbette des geliebten Neffen, und ich war daher Ihrer Einſicht und Ihres Scharfſinnes gerade in dem Augenblick beraubt, wo ich ihrer am meiſten bedurft hätte. Andererſeits glaubten Sie der armen Einſiedlerin vom Montcalm alle Sorgfalt und alle Rückſichten angedeihen laſſen zu müſſen, deren Lage, wie ich gerne geſtehe, wahrhaft bedauernswerth war. Auf dieſe Art kam es, daß Sie von meinen ſtufenweiſen Entdeckungen nichts wußten und mit ihrer Pflegebefohlenen nach Foix kamen, als ich bereits die Stadt mit der meinigen verlaſſen hatte.

»Ich ſelbſt wollte, ich muß es aufrichtig geſtehen, Ihr Zeugniß nicht eher in Anſpruch nehmen, bis ich eine vollkommene Gewißheit erlangt hatte. Ich befragte

nun auch das arme Mädchen, welches Sie hier sehen, ihre Erinnerungen waren dunkel und verwirrt, allein sie sagte auch nichts aus, was mit den Geständnissen der Saltarella im Widerspruche stand. Uebrigens hatte die Kleine die wilden Sitten, das kecke Wesen, das freie Benehmen der Landstreicher an sich, unter denen sie ihr Leben zugebracht hatte. In der Hoffnung von ihr wichtige Aufschlüsse zu erlangen, sobald ich sie nur erst von den Vorurtheilen und den Irrthümern einer bodenlosen Unwissenheit befreit haben würde, versuchte ich es, ihr in einer Kostschule von Toulouse die Elemente der Erziehung beibringen zu lassen. Bisher haben diese Bemühungen noch keinen besondern Erfolg gehabt, und ich schämte mich, sie Ihnen so ganz roh und ungehobelt vorzuführen; allein Herrn Norbert's leidenschaftliche Vorwürfe erlaubten mir nicht noch länger zu warten und ich glaubte, seinen Anschuldigungen am besten dadurch zu begegnen, daß ich ihm die wirkliche Antonia von Villareal vorführte.«

Während dieser Auseinandersetzung ließ Valentin mehr als ein Mal die lebhafteste Ungeduld blicken; doch frug er in einem ziemlich ruhigen Tone:

»Könnte ich diese Zigeunerin, diese Saltarella welche sich selbst des Kindesraubes anklagte, nicht vielleicht sehen und selbst befragen?«

»Leider nein,« erwiederte Montes, mit einiger Verlegenheit. »Um sie zu noch freimüthigern Geständnissen zu vermögen, verlangte ich vom Gerichte ihre einstweilige Freilassung: es lag keine schwere Anklage gegen sie vor, und mein Verlangen wurde ohne Schwierigkeiten gewährt; allein, gegen meine Bürgschaft aus dem Gefängnisse entlassen, blieb das Weib nur zwei Tage bei mir. Ohne Unterlaß von der Furcht gequält, wegen des im Römerhause begangenen Verbrechens in Anklagestand versetzt zu werden, wußte sie meine Wachsamkeit zu täuschen, und entfloh.«

»Wahrhaftig, mein Herr,« verſetzte Valentin in trockenem und ironiſchem Tone, »Sie ſind in der Bewachung von Gefangenen, welche über dieſe traurigen Angelegenheiten einiges Licht verbreiten könnten, nicht ſehr glücklich.«

Montes fühlte den Hieb, denn ſein Auge blitzte vor Wuth.

»Still, Valentin, keine Leidenſchaftlichkeit!« rief der alte Prieſter in befehlendem Tone aus. »Die Aufklärungen des Herrn von Villareal wollen mit kaltem Blute und mit Vernunft geprüft ſeyn ... Was mich betrifft, ſo geſtehe ich gerne, daß ich den Raub des Kindes durch eine Zigeunerin von Biroben's Bande weit wahrſcheinlicher finde, als die ſonderbaren Vermuthungen, zu denen das wilde Mädchen vom Montcalm Veranlaſſung gab . . .«

»Wie, mein Onkel, auf die bloße Ausſage einer Zigeunerin hin wollten Sie zugeben . . .«

»Verwirf nichts leichtſinnig, junger Menſch; die Wahrheit gibt ſich nicht immer in der Geſtalt eines blendenden Blitzes kund, denn dann würde ſie leicht in die Augen fallen; man erkennt ſie oft an gewiſſen Zeichen, die nicht minder ſichtbar, gewiß und unzweifelhaft, wenn auch nicht ſo glänzend ſind ... Gedulde Dich, ſie wird bald an's Tageslicht kommen!«

»Ich ſchätze mich glücklich, Herr Pfarrer,« bemerkte Montes mit einem Anfluge von Bitterkeit, »daß Ihr geſundes und vernünftiges Urtheil den beleidigenden Verdacht verdammt, zu deſſen Gegenſtand mich Herr Norbert auserkoren zu haben ſcheint ... Ich erwartete nach ſeinen freundſchaftlichen Verſicherungen am Montcalm kein ſolches Benehmen von ſeiner Seite ... allein,« fügte er mit einem feinen Lächeln und Augenzwinkern hinzu, »ich fange nun an, ſeinen Eifer für die Intereſſen des wilden

Mädchens erklärlich zu finden, und wundere mich nicht mehr über seinen Eifer, sie zu vertheidigen.«

Valentin wagte es nicht zu antworten.

»Lassen wir meinen Neffen aus dem Spiele,« versetzte der Pfarrer mit Ernst, »und kommen wir auf eine Angelegenheit zurück, die ich als ehemaliger Freund der Familie von Villareal gerne nach Recht und Gerechtigkeit geschlichtet sehen möchte . . . Kann ich nicht in Ermanglung der Zigeunerin, deren Aufschlüsse so werthvoll wären, die Erinnerungen dieses Fräuleins befragen?«

»Sie wird Ihnen wenig sagen können,« antwortete Montes, indem er sich gegen seine Begleiterin wandte, welche sich während der ganzen Unterredung mit gleichgiltiger, unaufmerksamer Miene fern gehalten hatte, gleichsam, als langweile sie der ganze Vorgang; »fragen Sie sie indessen ... Sie werden an ihr noch die ursprüngliche Rohheit bemerken; die Erziehung hat nicht Zeit gehabt, diese ungebildete Natur zu ändern; allein gerade diese Fehler verbürgen die Wahrheit ihrer Aussagen.«

»Ich beabsichtige nicht, sie einzuschüchtern,« versetzte der Pfarrer, indem er dem Mädchen einen freundlichen Blick zuwarf, »ich will sie blos fragen, ob sie denn wirklich glaubt, sie sey Antonia von Villareal?«

Montes mußte diese Frage wiederholen, denn das halsstärrige, ungelehrige Kind hatte nicht einmal darauf gehört.

»Man hat mir es gesagt, man will es, und ich glaube daran!« antwortete sie mit Sorglosigkeit.

»Wie, meine Tochter? Können Sie sich gar nicht mehr Ihrer Kindheit entsinnen? Haben Sie gänzlich vergessen, wo Sie die ersten Jahre Ihrer Kindheit zubrachten?«

Die Zigeunerin rümpfte die Nase und kehrte dem Geistlichen den Rücken zu. Montes wurde verwirrt und richtete ganz leise einige Worte an sie.

»Ich langweile mich, ich will hinausgehen,« verſetzte das Mädchen, indem es nacheinander die Thüre und das Fenſter anblickte.

Montes wiederholte ſeine Bitte und ſchien dem ungefügigen Geſchöpfe die glänzendſten Verſprechungen zu machen, um ſie zur Folgſamkeit zu veranlaſſen. Sie wurde etwas ſchmiegſamer.

»Zum Teufel denn, wenn es ſeyn muß, aber ſchnell,« antwortete ſie, »das Wetter iſt ſchön und ich will mir die Leute auf dem großen Platze anſehen.«

Und ſie ſetzte ſich mit Widerwillen nieder.

Montes wiederholte die Frage des alten Prieſters.

»Als ich noch ganz klein war,« ſagte das junge Mädchen mit Geläufigkeit, »hielten wir uns nirgends lange auf... Die Saltarella ließ mich in den Dörfern durch die wir kamen, ſingen und tanzen. Ich hatte ein goldenes Haarnetz und ein weißes Kleid mit kleinen Quaſten, ein weit ſchöneres Kleid als dieſes hier... Die Zuſeher fanden mich hübſch und gaben der Saltarella Scus und Maravedis.«

»Erinnern Sie ſich nicht noch vor dieſem Zeitraume ein großes Haus bewohnt zu haben, wo ſich eine hübſche Dame mit einem ſchönen Herrn befand, von denen Sie mit Liebkoſungen überhäuft wurden; erinnern Sie ſich nicht an kleine muntere Knaben, deren Schweſter Sie waren?«

»Nein.«

»Denken Sie wohl nach... Entſtand nicht eines Nachts plötzlich ein großer Lärm in Ihrer Nähe? Es wurde ein herzzerreißendes Hilfsgeſchrei ausgeſtoßen; Sie fürchteten ſich und liefen in die Felder hinaus...«

»Ich habe mich nie gefürchtet.«

»Wenigſtens erinnern Sie ſich... Sehen Sie uns doch an, liebes Kind, mich und meinen Neffen Valentin; glauben Sie wohl uns ſchon früher einmal geſehen zu haben?«

»Bah! ich weiß nichts davon.«

»Ich habe mich seit der Zeit etwas verändert,« sagte der Abbé mit liebreichem Tone; »ich hatte damals noch nicht diesen Kranz von grauen Haaren und diese Runzeln, die jetzt mein Gesicht durchfurchen. Valentin, der jetzt ein Mann ist, war damals ein junger Bursche der Ihnen schöne baskische Lieder vorsang, die Ihnen so sehr gefielen.«

»Ich habe die kleinen Jungen und die Schwarzröcke nie leiden können; die Schwarzröcke verhinderten andere Leute daran, mir zuzusehen und der Saltarella Geld zu geben, und die kleinen Jungen warfen mit Steinen nach mir, wenn ich durchs Dorf ging, wofür ich ihnen mit meinem Messer drohte.«

Der gute Priester erhob die Augen zum Himmel, indem er diese mit einem naiven Stolze erzählten Einzelnheiten vernahm.

»Wohlan denn, lieber Onkel,« sagte Valentin mit halblauter Stimme, »sind Sie endlich überzeugt? Dieses Mädchen in seiner groben Natürlichkeit war nicht im Stande, die Wahrheit zu verheimlichen.«

»Einen Augenblick, meine Herren,« fiel Montes eilig ein; »ist es wunderbar, daß Antonia in Folge der traurigen Katastrophe, welche sie ihrer Familie beraubte, jede Erinnerung an ihre erste Kindheit verloren hat? Sie selbst sagten es, Herr Norbert, als es sich um das wilde Mädchen handelte, dieser Gedächtnißfehler müsse eine Folge des von einem so kleinen Kinde ausgestandenen Schreckens seyn ... Fragen Sie nur Antonien, ob ihr nicht ihre Pflegemutter oft gesagt hat, sie sey für den Reichthum und eine hohe Stellung geboren?«

»Warum fragen Sie nach Dingen, die Sie schon wissen?« lautete die barsche Antwort des Mädchens.

Sie stand auf und ging abermals mit mürrischer Miene zum Fenster. Montes hatte viele Mühe, sie wieder auf ihrem Platz zurückzubringen.

»Alſo, mein Fräulein,« fuhr der Pfarrer mit Sanftmuth fort, »Sie haben weder Ihren Vater noch Ihre Mutter gekannt?«

»Ich glaubte, die Saltarella wäre meine Mutter.«

»Hatten Sie ſie lieb?«

»Ich weiß nicht.... Allein ſie gab mir zuweilen ſchöne Kleider, wenn ich ihr recht viel Geld einbrachte und ich hätte ſie nicht verlaſſen; allein dieſer da (ſie zeigte auf Montes) hat mit ihr gezankt, worauf ſie abgereiſt iſt.«

»Hat ſie Ihnen nie etwas von Ihrem Vater geſagt?«

»Von meinem Vater? Ich kannte ihn nicht und kümmerte mich auch nicht um ihn.«

Eine tiefe Betrübniß überzog das Geſicht des Abbé's.

»Unglückliches Kind!« fuhr er fort, »die reinſten und ſchönſten Genüſſe der Menſchheit ſind Ihnen unbekannt... wenigſtens hat man doch mit Ihnen von Gott geſprochen?«

»Von Gott!« wiederholte das Mädchen mit einem ſpöttiſchen Lächeln; »die Frömmler dort unten in der großen Stadt wollten mir mit ihm Schrecken einjagen, aber ich fürchtete mich vor nichts. Unterwegs zeigte mir zuweilen die Saltarella die Niſchen der Madonnen und der Heiligen und befahl mir ein Kreuz zu machen; allein ſie konnte mir nicht erklären, was das zu bedeuten hätte und ich lachte ſie aus.«

»Die religiöſen und die natürlichen Gefühle ſind ihr gleich fremd,« ſagte der Prieſter mit einer Art Verzweiflung. »Du guter Gott, wie konnte nur ein nach deinem Ebenbilde erſchaffenes Geſchöpf ſo tief ſinken!«

»Und das ſollte jenes fromme Kind ſeyn,« ſagte Valentin leiſe, »das wir ſo oft des Abends niederknien, die Händchen falten und zu dem großen Chriſtusbilde von Elfenbein im Römerhauſe beten ſahen?«

Montes ſtudierte mit ſichtlicher Unruhe die verſchie-

denen beim Onkel und beim Neffen hervorgebrachten Eindrücke.

»Mein Herr,« ſagte er mit traurigem Tone, »ich empfinde gleich Ihnen eine tiefe Betrübniß über den verwahrloſten Zuſtand, in welchem ich meine Nichte wiedergefunden habe... Indeſſen beweiſt dieſe traurige Verworfenheit durchaus nichts gegen ihre rechtmäßigen Anſprüche. Man kann ſie wohl beklagen, allein es ſcheint mir nicht erlaubt zu ſeyn, ſie deshalb zu verſtoßen.«

»Sie verdient bemitleidet zu werden,« erwiederte der Pfarrer, und es wäre grauſam, ſich nicht alle Mühe zu geben, um ihre in tiefer Finſterniß ſchmachtende Seele zu erleuchten; in Ermanglung eines Würdigeren würde ich mich äußerſt iglücklich ſchätzen, an dieſem Werke zu arbeiten.«

»Wohl, wohl, ich vertraue ſie Ihnen mit Vergnügen an,« rief Montes mit Eifer aus; »wo ſollte ich auch einen vernünftigeren und religiöſeren Mann finden?... Sie haben alſo in dieſem jungen Mädchen Antonia von Villareal erkannt, Herr Abbé?«

»Ich wage nicht, zu behaupten, daß ſie es nicht iſt; allein viele Gründe verbieten mir anzunehmen, ſie ſey es wirklich ... Mit Rückſicht auf ſie, wie auch auf die Wilde vom Berge werde ich warten, bis Gott die Wahrheit mit mehr Genauigkeit zu Tage gefördert haben wird.«

»Mithin,« ſagte Montes mit ſichtlichem Unmuthe, »würden weder Sie noch Herr Valentin geneigt ſeyn, die Anerkennungsurkunde zu unterzeichnen, welche ich in der Vorausſicht eines andern Ergebniſſes aufſetzen ließ und mitgebracht habe?«

Valentin blickte ſeinen Onkel feſt an, der letztere verſetzte in einem ruhigen und gefaßten Tone:

»Erklären Sie ſich deutlicher, mein Herr; Ihr Verlangen iſt mir nicht ganz klar.«

»Das iſt eine ſehr einfache Sache, Herr Abbé ... Ich zweifle nicht im geringſten daran, daß dieſes Mädchen

die Tochter und Erbin meines Bruders Ferdinand ist . . . Indessen genügt meine persönliche Ueberzeugung nicht, um ihr die Vortheile des ihr gebührenden Ranges und Vermögens zu sichern; sie muß durch einen öffentlichen Act gesetzlich anerkannt seyn, und zu diesem Behufe haben zwei ehrenhafte Personen, welche ehedem zu der Familie in inniger Beziehung standen, eine Art authentischer Erklärung, ein Zeugniß über die Identität der Person zu unterzeichnen. Von allen denjenigen, welche ehemals das Römerhaus besuchten, sind Sie und Herr Valentin die Einzigen, deren Zeugniß von großem Gewicht seyn kann. Ich hoffte daher, Sie würden sich nicht weigern, diese Förmlichkeit zu erfüllen.«

Der Geistliche schwieg still.

»Was sollen wir thun, lieber Onkel?« frug Valentin.

»Die Sache ist jedenfalls nicht thunlich,« versetzte der Pfarrer mit Festigkeit; »Ihre Hartnäckigkeit, Herr von Villareal, ist aller Ehren werth, und zwar um so mehr als sie uneigennützig zu seyn scheint . . . Allein da die erwähnten Thatsachen nicht hinlänglich erwiesen sind, so wäre es mit meinem Gewissen unverträglich . . .«

»Recht, recht so, mein Onkel,« rief der junge Mann mit Wärme aus, »und fügen Sie noch hinzu, Herr von Villareal lasse sich täuschen, wenn er sich nicht selbst täuscht; sagen Sie ihm, daß diejenige von welcher er es vermuthet, Antonia von Villareal nicht ist, daß die wahre Antonia . . .«

»Wieder die alte Geschichte,« sagte Montes mit einem unwilligen Achselzucken; »ich habe schon bemerkt, wie hartnäckig Herr Valentin Norbert in seinen Ansichten ist . . . Allein ich lege auf die erwähnte Förmlichkeit einen so hohen Werth, daß ich mich durch die erste Weigerung nicht abschrecken lasse. Es schmerzt mich als

liebenden Verwandten, es verletzt mein Ehrgefühl als Vormund, meiner Nichte nicht vom Rechtswegen den Namen ihres Vaters geben, die ihr in der Welt gebührende Stellung anweisen zu können, und ich möchte um jeden Preis dieser sowohl für mich als auch für sie gleich peinlichen Lage ein Ende machen.«

»Das sind die Gefühle,« sagte Valentin mit einem Anfluge von Melancholie, »welche Ihnen eine andere noch weit unglücklichere Person einflößen sollte.«

»Ich bin gegen ihr Schicksal nie theilnahmlos oder gleichgiltig gewesen; allein meine Verwandte hatte vor Allem ein Anrecht auf meinen Schutz, meine Zärtlichkeit. Wohlan denn, wiewohl mir diejenige, von welcher Sie sprachen, ganz fremd ist,« fügte er mit einem herzlichen Ausdrucke hinzu, »so werde ich mich ihrer annehmen, wenn Sie mit meiner theuern Antonia ein Gleiches thun. Unterzeichnen Sie diese Anerkennungsurkunde und Antonia wird der jungen Wilden eine Jahresrente aussetzen, die sie für immer vor jedem Mangel schützen soll.«

Der alte Priester hob den Kopf stolz empor.

»Ein Handel!« sagte er kurz und trocken.

»Mein Herr!« rief Valentin ganz roth vor Unwillen aus, »so lange Gott meine Arbeit segnet, wird diejenige, die Sie verstoßen, weder die öffentliche Mildthätigkeit noch die Ihrige in Anspruch nehmen müssen; ich werde an ihr meine Verpflichtung gegen ihren edlen Vater nach Kräften abtragen!«

Montes fühlte, er sey zu rasch gewesen und zu weit gegangen.

»Es thut mir sehr leid, wenn ich Ihnen zu nahe getreten bin,« sagte er in einem fast flehenden Tone; »aber urtheilen Sie selbst, wie schrecklich meine Lage ist; hier ist meine Nichte Antonia, die Tochter meines Bruders, der letzte Sprößling meiner Familie und es ist mir nicht gestattet, es laut zu erklären, für sie zu handeln,

meine Autorität über sie geltend zu machen! Ist es also unverzeihlich, wenn ich alle Mittel anwende, um aus dieser schwierigen Lage herauszukommen?«

Ein augenblickliches Stillschweigen trat ein; der Abbé Norbert war nachdenklich, Valentin auf's Heftigste bewegt. Das junge Mädchen spielte mit seinen langen Haarflechten und sah gähnend in den Hofraum hinunter.

»Mein Herr,« sagte endlich der Ingenieur, »es bleibt noch ein Versuch zu machen. Wir haben so eben Ihre junge Pflegbefohlene gesehen und befragt; nun mögen auch Sie die unsrige sehen und befragen. Nach dieser Untersuchung wollen wir dann noch alle geheimnißvollen Umstände besprechen, die Ungewißheit zu zerstreuen suchen und wenn Sie dann noch darüber im Zweifel sind, Antonia und das wilde Mädchen seyen nicht eine und dieselbe Person, wenn ich selbst die Möglichkeit eines von meiner Seite unterlaufenen Irrthums anerkenne, dann, ich schwöre es Ihnen, nehme ich durchaus keinen Anstand alle diejenigen Acten zu unterzeichnen, die Sie mir vorlegen werden.«

Dieser ganz natürliche Vorschlag schien Montes ungelegen zu kommen.

»Wozu das?« sagte er mit Ungeduld.

»Mein Neffe hat Recht,« bemerkte der Abbé Norbert; »Sie kennen erst den einen Theil des schwierigen Räthsels, man muß auch die andere Hälfte kennen, bevor man seine Lösung versucht . . . Wir wollen nach dem Marienkloster gehen und möge sich die arme Kleine mittheilsamer zeigen, als sie es bis jetzt war! . . . Vielleicht bedürfte es nur eines Wortes von ihr, um unsere Unentschlossenheit zu beendigen, und dieses Wort wird ihr hoffentlich Gott in den Mund legen! In jedem Falle müssen Sie aus Rücksicht für sich selbst und zur Beruhigung

Ihres Gewiſſens noch dieſen letzten Verſuch unternehmen!«

»Ihre augenſcheinliche Weigerung, dieſes junge Mädchen zu ſehen,« fügte Valentin mit ironiſcher Betonung hinzu, »könnte ſonſt zu ſonderbaren Vermuthungen Veranlaſſung geben.«

Montes fuhr zuſammen.

»Es genügt, meine Herren,« ſagte er mit Sicherheit, »ich will mit Ihnen nach dem Kloſter gehen; allein ich erkläre Ihnen im Voraus . . .«

»Keinen Vorbehalt, keine zuvor gefaßte Entſchlüſſe, Herr von Villareal, Sie mögen entſcheiden, nachdem Sie gehört und geſehen haben.«

»Sie haben Recht,« erwiederte Montes mit einem leichten Lächeln, »ich ſtehe Ihnen zu Dienſten, meine Herren . . . wenn ich einen Augenblick zögerte, ſo war es blos deshalb, weil ich mich fürchtete, das junge Mädchen hier, deſſen wilde Laune mir vielen Verdruß macht, allein im Wirthshauſe zu laſſen; ſie kümmert ſich, wie ich Ihnen verſichern kann, ſehr wenig um die Ehre einer reichen und edlen Familie anzugehören; es iſt eine kleine wilde Löwin, die mich oft zur Verzweiflung bringt. Ich will einige Vorkehrungen treffen, damit ſie uns mittlerweile nicht entwiſche. Ich bin gleich wieder hier.«

Er ſagte einige Worte zu der Schülerin der Saltarella und zog ſie mit ſich fort. Einen Augenblick ſpäter hörten die beiden Norbert ein heftiges Strampfen mit den Füßen, ein gellendes Geſchrei und dumpfe Scheltworte, die aus einem benachbarten Zimmer kamen. Als Montes wieder erſchien, war er roth und ganz außer Athem.

»Sie wollte ſich nicht einſperren laſſen,« ſagte er, indem er ſich zu beruhigen ſuchte; »ihr Widerſtand hat lange gedauert . . . Sie ging ſogar ſo weit, mir mit ihrem Meſſer zu drohen . . . Endlich fügte ſie ſich. Ich

habe ſie dem Wirth anvertraut, der mich im Kloſter aufſuchen wird, wenn ſich das Jüngferchen wieder etwas in den Kopf ſetzen ſollte . . . Kommen Sie, wir wollen keine Zeit verlieren . . . Wir können ganz glücklich ſeyn, wenn ſie uns eine Stunde Ruhe läßt! Oh! meine Herren, mein Amt als Vormund wird kein leichtes ſeyn, und nur meine Hinneigung zu meiner Familie konnte mich zu dieſem Opfer vermögen.«

Während er noch ſprach, hatte er ſich zum Ausgehen bereit gemacht. Im Augenblick, wo er zum Hauſe hinaustreten ſollte, blieb er ſtehen.

»Da fällt mir gerade ein, meine Herren,« begann er wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, »wäre es nicht möglich, daß ſich die junge Koſtgängerin des Marienkloſters weigerte, in meiner Gegenwart eine Erklärung abzugeben? . . . Sie kennt mich nicht, und wenn Sie mich als einen bei dieſen Geſtändniſſen Betheiligten vorſtellen . . .«

»Wohin ſoll das hinaus, Capitain?«

»Daß es vielleicht vernünftig wäre, wenn Sie mich nicht ſogleich Ihrer Freundin vorſtellten . . . Ich würde mich ſo verborgen halten, daß ich ſie hören könnte, während ſie von Ihnen befragt wird . . . Auf dieſe Weiſe würde ſie durch die Gegenwart eines Unbekannten nicht eingeſchüchtert und mithin weit freimüthiger reden können.«

Dieſer wiewohl in einem ganz unbefangenen Tone vorgebrachte Antrag machte ſofort den Verdacht des Geiſtlichen rege.

»Ich weiß nicht, ob es möglich ſeyn wird, Ihren Wunſch zu befriedigen,« ſagte er, »allein dieſe Vorſicht ſcheint mir mindeſtens überflüſſig zu ſeyn.«

»Ach, was liegt daran, lieber Onkel,« unterbrach ihn Valentin mit Heftigkeit; »gehen Sie auf alle Lau-

nen des Herrn von Villareal ein, wenn er nur mit uns geht . . . Er soll Antonia sehen und hören, und Gott wird das Uebrige thun!«

Der Priester sah zum Himmel empor, als flehe er ihn um seine Unterstützung an und die drei Männer schlugen alsbald den Weg nach dem Marienkloster ein.

XII.

Das Marienkloſter war ein altes in unſern Tagen bereits zerſtörtes Gebäude, das ſich am Waſſer, nicht weit vom Zuſammenfluſſe der Large und der Arriege erhob. Seine ſchönen Gärten bildeten eine köſtlich gelegene, mit Bäumen bepflanzte Terraſſe; es wäre nicht möglich geweſen einen entſprechenderen Zufluchtsort für das arme Geſchöpf zu finden, das ſeine Jugend im Walde zugebracht hatte und für welches die Luft, der Sonnenſchein und ein durch nichts beengter Geſichtskreis nothwendige Lebensbedürfniſſe waren.

Die Beſucher wurden im Sprachzimmer von der Oberin ſelbſt empfangen, einer hübſchen, friſchen, noch jungen Frau, mit einem freundlich lächelnden Geſichte, die in ſich allein alle weltliche Anmuth der Kloſterbewohnerinen zu vereinigen ſchien. Drei Schritte hinter ihr ſtand eine Laienſchweſter, eine Art Adjutantin in Nonnenkleidung mit gelbem, pergamentartigen Geſichte, deren graue Augen ſtets mit heuchleriſchem Ausdrucke zur Erde ſahen. Vielleicht war es nicht allein das Werk des Zufalls, daß dieſes garſtige widerwärtige Geſchöpf die lebhafte und hübſche Oberin begleitete. Dem ſey wie ihm wolle, der Contraſt war ſchneidend und ganz zum Vortheile der Letzteren. Ihre einnehmende Miene, ihr leutſeliges Aeußere ſtach von demjenigen ihrer Begleiterin ſeltſam ab, welche unbeweglich, mit vorgebeugtem Oberleib daſtand, und einen ungeheuren mit Medaillen und elfenbeinenen Todten-

Köpfen reichlich verzierten Rosenkranz lautlos durch die Finger gleiten ließ.

Die Oberin grüßte die Fremden sehr anmuthig und lächelte, um ihnen zwei Reihen der schönsten Zähne zu zeigen, während sich ihre Acolytin sehr tief verneigte, ohne nur eine Miene zu verändern. Nach den ersten Begrüßungen beeilte sich der Geistliche, sich nach dem Befinden der jungen Kostgängerin zu erkundigen.

»Ihre Gesundheit ist so ziemlich gut, Herr Pfarrer,« erwiederte die Klosterfrau in gemessenem Tone, »aber was müssen wir für Geduld haben! Man muß dem lieben Kinde Alles beibringen, das Gehen, das Stehen und das Sprechen. Würden Sie es glauben, daß ich drei volle Tage damit zubrachte, sie eine anständige Verbeugung zu lehren! . . . Drei Tage, Herr Pfarrer! fragen Sie einmal Schwester Ursula.«

Die andere Nonne verbeugte sich mit demüthiger Miene.

»Je mehr Mühe Sie haben, desto verdienstlicher ist Ihr Werk,« versetzte der Abbé mit Sanftmuth; »fahren Sie in der begonnenen Aufgabe fort, meine Schwester, Ihr Zögling verdient Ihre ganze Liebe, Ihre ungetheilte Sorgfalt.«

»Das ist wahr, Herr Pfarrer; sie ist gelehrig und für den ihr ertheilten Unterricht dankbar . . . Aber Du heilige Mutter Gottes! wenn Sie hören könnten, was sie zuweilen für sonderbare Fragen an uns stellt! Bei jeder andern Person würden wir ein Aergerniß daran nehmen . . . Nur die Schwester Ursula, eine heilige und erfahrene Frau, weiß ihr gehörig zu antworten.«

Ursula's Bescheidenheit machte sich durch eine dritte Verbeugung und durch ein unverständliches Brummen bemerkbar.

»Indessen werden Sie wohl nicht vergessen haben,« versetzte der Abbé Norbert, »Ihrer Schülerin eine

Idee von der Welt beizubringen und ohne Zweifel wird sie wohl ungeachtet ihrer naiven Unschuld im Stande seyn, ein Gespräch über ihre gegenwärtige Lage zu führen?«

»In der That, ich weiß nicht, Herr Pfarrer, es gibt gewisse Dinge, die sich so schwer erklären lassen ... Uebrigens ist Schwester Ursula ganz besonders mit der Ueberwachung der Kostgängerinen beauftragt und wird Ihnen in dieser Hinsicht die besten Aufschlüsse geben können.«

Der Pfarrer und die übrigen Anwesenden wandten sich nun zu der Nonne, deren Name ohne Unterlaß in den Reden der Frau Oberin vorkam. Ursula war, sagen wir es nur gleich heraus, die unsichtbare und doch unumschränkte Macht, welche das Kloster beherrschte. Wiewohl von niedriger Herkunft, ohne alle Bildung und nach den Regeln der Hierarchie eine sehr niedrige Stellung einnehmend, hatte sie es doch in Folge einer gewissen Gewandtheit und des Zurschautragens einer sittlichen Strenge dahin zu bringen gewußt, daß sich ihr Einfluß nach und nach über das ganze Kloster erstreckte. Die andern Schwestern fürchteten und verachteten sie und sie war endlich die rechte Hand der Oberin geworden, deren Schwächen sie anfänglich geschmeichelt hatte. Was die Kostmädchen anbelangt, so sahen sie in ihr eine wachsame, unbarmherzige Späherin, sie haßten sie so sehr, als nur immer heitere junge Mädchen hassen können.

Schwester Ursula mit der von ihr ausgeübten Autorität zufrieden, fühlte nicht das Bedürfniß, dieselbe zur Schau zu tragen. Eben deshalb hatte sie es gewünscht, im Dunkeln zu bleiben, nicht etwa aus angeborner Demuth, sondern aus Lichtscheu, wie die Nachteule. Als sie sich indessen so geradezu aufgefordert sah, trat sie ein klein wenig vor, und verkündete in einem frömmelnden Tone, mit einer Menge Seufzer und zum Himmel erhobener Blicke, Fräulein Marie (so hieß das wilde Mädchen

im Kloſter) ſey in Dingen der Religion und der Moral beſſer unterrichtet, als in irdiſchen Angelegenheiten, doch ſehe ſie, die Schweſter Urſula, darin kein Hinderniß, daß man dieſe Koſtgängerin, natürlich mit gewiſſen Vorſichtsmaßregeln befrage.

»Nun denn, lieber Onkel,« fiel Valentin durch das Geſchwätz der Nonnen ungeduldig geworden ein, »beeilen wir uns . . . Sie wiſſen, daß die Augenblicke des Herrn von Villareal gezählt ſind . . . Wo iſt in dieſem Augenblicke Fräulein Marie?«

»Im Garten, mein Herr,« erwiederte Urſula.

Valentin wollte ſeine Begleiter mit ſich fortziehen; allein der Pfarrer hielt ihn zurück und ſetzte den Kloſterfrauen Montes' Abſicht auseinander, der beabſichtigten Unterredung ungeſehen beizuwohnen. Die Oberin lächelte.

»Nichts iſt leichter als das,« antwortete ſie, »der Herr hat Recht . . . Die junge Marie iſt noch ſo furchtſam und trotz unſerer Vorſtellungen ſo ſcheu, daß ſie die Gegenwart eines Fremden zur Flucht treibt oder ungemein verwirrt macht . . . Allein es gibt ein Mittel, dies zu verhindern und Schweſter Urſula wird es Ihnen zeigen.«

Schweſter Urſula erklärte den Fremden, es gebe im Garten einen kleinen Pavillon zu welchem man vom Hauſe aus durch einen Gang von Weinreben gelangen könne. Von dort aus ſey es leicht Alles zu ſehen und zu hören, was auf der Terraſſe vorgehe. Die fromme Schweſter benutzte den Ort ſehr oft, um die Koſtgängerinen während ihrer Erholungsſtunden insgeheim zu beaufſichtigen. Sie machte Montes den Vorſchlag ihn hinzuführen, während der Abbé und Valentin Marien abholen und ohne etwas merken zu laſſen zum Pavillon führen ſollten.

Bei jeder andern Gelegenheit hätten ſich Norbert und ſein Onkel Vorwürfe darüber gemacht, ihrer Pflegbefohlenen auf eine ſolche Weiſe Schlingen zu legen; allein es handelt ſich um ihre theuerſten Intereſſen und ſie ſchreckten vor nichts zurück. Montes hatte ſich beeilt, den Vorſchlag der Schweſter Urſula anzunehmen.

„Vorwärts!“ rief der junge Mann mit Ungeduld.

Und ohne auf ſeine Begleiter zu warten, ſtürzte er zum Sprachzimmer hinaus. Da er die ſämmtlichen Gemächer des Hauſes kannte, ſo gelangte er ſchnell in den Garten, während der Abbé bei den Nonnen zum Schluſſe noch einige Erkundigungen einzog.

Der Garten war groß, gut gehalten und mit Blumen und prachtvollen Bäumen geſchmückt. Hin und wieder erinnerten Kreuze und Madonnenbilder an das Kloſter zu dem der Garten gehörte. Einige muntere Koſtmädchen gingen unter Aufſicht einer Nonne in den geraden mit dem goldhaltigen Sande des nahen Stromes beſtreuten Gängen plaudernd auf und nieder. Doch Valentin ſchenkte den hübſchen Spazirgängerinen keine Aufmerkſamkeit; er hatte von weitem eine weiße ſchlanke Geſtalt auf der Terraſſe bemerkt und war einen Augenblick darauf in ihrer Nähe.

Es war wirklich das junge Mädchen vom Montcalm. Am Fuße desſelben Pavillons, deſſen unedle Beſtimmung wir kennen, an einem Baume lehnend, war ſie in trübes Nachdenken verſunken. Eine weite Landſchaft zog ſich vor ihren Blicken hin. Oberhalb ihres Kopfes erblickte ſie durch das dichte Laub der Ulmen das auf einem Felſen erbaute Schloß von Foix; der große Thurm ſchien ſich in der azurenen Bläue des Himmels zu verlieren. Zu ihren Füßen liefen die durchſichtigen Waſſer des Fluſſes hin, deſſen Ufer mit maleriſchen Häuschen und grünenden Gärten bedeckt waren. Ueber dieſen Fluß hinaus erhoben ſich die hohen Felſenwände, welche die Stadt beherrſchen und in weiter blauer Ferne die ſchneebedeckten

Gipfel der Berge, welche die junge Wilde ſo viele Jahre bewohnt hatte.

Auf dieſen fernen Bergen ruhte ihr Blick am häufigſten. Waren es glückliche oder traurige Erinnerungen, welche dieſer Anblick in ihrer Seele hervorrief? Dachte ſie mit freudiger Wehmuth oder mit bitterem Schmerz an ihre grauſe Vergangenheit? Dem ſey wie ihm wolle, zwei ſtille Thränen liefen über ihre Wangen herunter.

Aber Valentin war vor Allem über die Veränderung betroffen, welche in dem Aeußern des unglücklichen Mädchens während kaum anderthalb Jahren vor ſich gegangen war. Der ſtarke Sonnenbrand, der ſonſt ihr Geſicht und ihre Hände bedeckte, war vollkommen verſchwunden. Ihr weißer Teint zeigte die Zartheit, ihre regelmäßigen Züge die Feinheit, welche Frauenzimmern eigen iſt, die in Städten, gegen alle ſchädlichen Einflüſſe der Witterung geſchützt, aufwachſen. Sie war ſogar ſo blaß, ſo hager, daß man bei ihr nicht ohne Grund das Vorhandenſeyn einer auszehrenden Krankheit befürchten konnte. Ihr Auge hatte ſeine frühere Lebhaftigkeit beibehalten, dagegen aber ſeinen ſtieren Ausdruck verloren. Ihre männliche Entſchloſſenheit war einer melancholiſchen Naivität und Sanftmuth gewichen. Sie war noch immer ſchön; allein zwiſchen ihrer früheren und ihrer jetzigen Schönheit war derſelbe Unterſchied, der zwiſchen einer wilden, am Rande des Abgrundes in Wind und Wetter aufgewachſenen Blume und zwiſchen einer exotiſchen Pflanze beſteht, die ihre zarte Blumenkrone in der duftenden Atmoſphäre eines Treibhauſes nur ſchüchtern öffnet.

Ihr einfacher beſcheidener Anzug hatte eine leichte Excentricität an ſich, die allein daran erinnerte, was für eine außergewöhnliche Lebensart das arme Geſchöpf geführt hatte. Ein Kleid von weißem Wollſtoffe ſchloß ſich an ihre Geſtalt, durch ein Band zuſammen gehalten, eng an; ihr Wuchs ſelbſt war gerade und ſchmiegſam, und ſchien bei

seiner Schmächtigkeit ordentlich gebrechlich zu seyn. Ein silbernes, an einer schwarzen Schnur hängendes Kreuz fiel auf ihre Brust herab. Ihr Haar, das ihr sonst als Mantel gedient hatte, war an den Schläfen glatt gekämmt und bildete oben am Kopfe eine üppige Krone. In dieser Kleidung, welche so ziemlich mit derjenigen der andern Kostmädchen übereinstimmte, bot die junge Wilde ein reizendes Bild schüchterner und wahrhaft rührender Anmuth dar.

Valentin sah sie während einiger Secunden an, und konnte sich einer gewissen Besorgniß nicht erwehren, als er wahrnahm, was die Civilisation aus diesem kräftigen Naturkinde gemacht hatte. Allein seine Beobachtung war von keiner langen Dauer; Marie hatte noch immer die frühere Schärfe ihrer Sinne bewahrt. Ein leises Geräusch verrieth ihr Norbert's Gegenwart und sie drehte sich rasch herum.

Beim Anblicke ihres Freundes überfiel sie eine jener heftigen Gemüthsbewegungen von ehemals, und sie schien auf den jungen Mann losstürzen zu wollen; doch die Macht der Erziehung trug sofort über den natürlichen Trieb den Sieg davon; sie unterdrückte die Regung ihres Herzens, und anstatt Valentin entgegen zu laufen, verbeugte sie sich schweigend, schlug die Augen nieder und erröthete.

Norbert, der sich weniger beherrschen konnte, ging rasch auf sie zu und ergriff ihre Hand, die er mit Innigkeit an die Lippen drückte.

»Antonia, oder vielmehr meine theure Marie,« sagte er mit Wärme, »erkennen Sie mich denn nicht, mich, Ihren Freund, Ihren Bruder?«

»Ich habe Sie gleich erkannt, Herr Valentin,« versetzte das junge Mädchen mit sanfter Stimme; »es freut mich sehr, Sie zu sehen ... es freut mich außerordentlich!«

Ihr Blick bestätigte dieses aufrichtige Geständniß.

Aber Valentin ſchien mit dieſem Empfange nicht zufrieden zu ſeyn.

»Marie,« ſagte er in vorwurfsvollem Tone, »Sie haben mich dieſe Froſtigkeit vordem nicht ſehen laſſen ... Wenn ich Sie ſonſt beſuchte, empfingen Sie mich mit einer weit größeren Herzlichkeit.«

»Man ſagte mir, es ſchicke ſich nicht,« verſetzte das Mädchen mit anbetungswürdiger Herzenseinfalt, »und haben Sie mir nicht aufgetragen, mein theurer Freund, Alles zu thun, was die guten Nonnen von mir verlangen würden?«

Dabei ſchlug ſie ihr feuchtes Auge zu Valentin auf, wie ein Kind, das für ſeine Folgſamkeit Lobſprüche zu ernten hofft.

»Gewiß, gewiß,« bemerkte der Ingenieur mit einiger Bitterkeit, »und vielleicht iſt in der That dieſes froſtige Betragen gegen mich ein Zeichen Ihrer Fortſchritte im Sinne der erhaltenen Anleitung. Aber um Gotteswillen, Marie, woher kommt dieſe Traurigkeit, die noch vor einer Weile Ihr Antlitz umflorte? Und was dachten Sie? Fühlen Sie ſich in dieſem Hauſe nicht glücklich?«

»Ich weiß nicht, was es heißt, glücklich zu ſeyn; allein ich freue mich ſehr, Sie zu ſehen, Valentin.«

»Doch vorhin weinten Sie. Was war die Urſache dieſer Thränen?«

»Ich weiß es nicht. Ich ſah mir den hohen Berg dort drüben an und mußte unwillkürlich weinen.«

»Mein theures Kind, Sie vermiſſen wohl Ihren frühern Aufenthalt? Sie möchten wohl wieder ins Gebirge zurückkehren?«

Das junge Mädchen erbebte; ihre Geſichtszüge belebten ſich und nahmen ſofort einen heitern Ausdruck an.

»Nein,« verſetzte ſie langſam, »man hat mir auseinander geſetzt, wie ſehr ich zu bedauern ſey, ſo lange auf dem Montcalm gelebt zu haben, ohne etwas von

Gott, von meinen Pflichten als Chriſtin zu wiſſen . . . Dann mußte ich auch zu viel Kälte, Hunger und Durſt ertragen und endlich . . .«

»So ſprechen Sie doch aus, Marie!«

»Je nun, ich ſah Sie nicht, Valentin.«

Norbert drückte einen heftigen Kuß auf die Hand des Mädchens, das ſein Geſicht wegwandte, als ſchämte es ſich, zu viel geſagt zu haben.

»Alſo Sie ſind mit Ihrer jetzigen Lage zufrieden?« begann der junge Mann nach einer kurzen Pauſe.

»Ich glaube es, Valentin... Wenn Sie indeſſen fern ſind, ſo habe ich viele traurige Stunden... Aber ich bin viel zu unwiſſend und darf meinen eigenen Anſichten keinen Werth beimeſſen.«

Valentin erſchrack; er errieth das Daſeyn eines tiefen Schmerzes unter dieſer ſcheinbaren Ruhe, dieſer geduldigen Ergebung. Er wollte in ſeinen Fragen weiter fortfahren, als er ſeinen Onkel die Stufen zur Terraſſe heraufkommen hörte. Marie wurde es gleichfalls inne und ohne Zweifel war ihr dem Abbé Norbert gegenüber keine ſolche Zurückhaltung empfohlen worden, denn ſie ſprang ihm raſch wie ein junges Reh entgegen. Der Greis begrüßte ſie mit Herzlichkeit, drückte ihr einen Kuß auf die Stirne und richtete einige Worte voll väterlicher Zärtlichkeit an ſie.

»Wie blaß und krank Sie ausſehen meine Tochter!« ſagte er, indem er ſie näher in's Auge faßte; »bei jedem Beſuche kommen Sie mir mehr leidend vor.«

»Ich... ich weiß nicht, mein Vater...«

»In der That, lieber Onkel,« bemerkte Valentin mit Beſorgniß, »der lange Aufenthalt in dieſem Kloſter iſt Mariens Geſundheit keineswegs zuträglich. Die Veränderung ihrer Lebensweiſe kam zu plötzlich, ſie welkt hin und geht zu Grunde. Ihre Erziehung iſt nun ſo weit gediehen, daß ſie das Kloſter verlaſſen kann.«

*

»Du vergiſſeſt, mein lieber Valentin, daß wir noch nicht wiſſen, ob wir auch ein Recht haben, über ſie zu verfügen,« verſetzte der Pfarrer, indem er Marien in die Nähe des Pavillons führte; »doch beeilen wir uns, wir haben noch viel zu beſprechen und es wäre gefährlich die Geduld einer gewiſſen Perſon auf die Probe zu ſtellen.«

Das Koſtmädchen unterwarf ſich willig der Leitung des Geiſtlichen. Die drei Perſonen ließen ſich auf roh gearbeiteten Gartenſtühlen in der Nähe des kleinen Gebäudes nieder.

Der Abbé Norbert wies ſeinem Neffen mit einer beinahe unmerklichen Handbewegung ein von Weinreben umranktes Fenſter einige Fuß über Mariens Haupte; dann faßte er das über die feierliche Miene des Onkels und des Neffen einigermaßen verwunderte Mädchen bei der Hand und begann in einem liebevollen, herzgewinnenden Tone:

»Der Augenblick iſt gekommen, mein Kind, wo an Ihre Zukunft gedacht werden muß. Wiewohl Sie bereits in die menſchliche Geſellſchaft wieder eingetreten ſind, ſo bilden Sie doch noch inmitten derſelben eine ſchmerzliche Ausnahme. Sie müſſen nun ſelbſt Ihre Freunde in den Stand ſetzen, ihre Aufgabe vollenden zu können. Hören Sie mich alſo, ich bitte Sie darum, mit Aufmerkſamkeit an, denn ich werde in Ihnen unwillkürlich dunkle Ideen wachrufen... Beſonders aber dürfen Sie keinen Anſtand nehmen, uns beſtimmte in Ihrem Gedächtniß zurückgebliebenen Erinnerungen mitzutheilen, ſelbſt wenn dieſelben alte und ſchmerzliche Wunden aufreißen ſollten.«

»Es fällt mir nicht bei, mein Vater, Gott mit einer Lüge beleidigen zu wollen,« verſetzte Marie in trübem Tone.

»Ich zweifle durchaus nicht an Ihrer Aufrichtigkeit,« erwiederte der Prieſter, »ich wollte Sie blos auffordern... Doch ich werde noch mehr als ein Mal von Ihnen miß-

verſtanden werden. Ich werde mir alle Mühe geben, klar und deutlich zu ſprechen und frage Sie vor Allem, meine Tochter, ob Sie ſich bereits ein Urtheil über die Geſellſchaft gebildet haben, in welcher Sie fortan einen Rang einzunehmen berufen ſind.«

»Es ſcheint mir, daß alle Welt gut iſt und man hat mir, der armen Wilden, die früher ſo boshaft und ſo ungebildet war, viele Beweiſe von Zuneigung gegeben.«

»Leider! iſt dies nicht ſo ganz wahr, meine Tochter ... Doch wenn Sie dieſe Meinung von der Menſchheit haben, warum flohen Sie denn vordem den Umgang von Ihres Gleichen mit ſolcher Hartnäckigkeit?«

»Ich fürchtete mich... Ich ſah in allen Menſchen Feinde.«

»Und erinnern Sie ſich nicht,« fuhr der Pfarrer fort, indem er einen raſchen Blick nach dem Fenſter warf, an welchem eine Geſtalt in unbeſtimmten Umriſſen ſichtbar wurde, »erinnern Sie ſich nicht irgend einer Thatſache, welche geeignet wäre, Ihre Menſchenſcheu zu erklären?«

»Ja... nein!« ſtotterte das Mädchen ſichtlich verwirrt; »ich will Ihnen und Valentin Alles ſagen; allein ich wage es nicht, Ihnen Träume mitzutheilen ...«

»Nur zu, meine Tochter; was Ihnen ein Traum zu ſeyn dünkt, iſt vielleicht nur eine halbverwiſchte Erinnerung an Ihre Kinderjahre.«

Marie legte die Hand an die Stirne, als wollte ſie ihrem Gedächtniſſe zu Hilfe kommen.

»Nein, nein,« ſagte ſie endlich, »es iſt ein Spiel meiner Phantaſie, und Schweſter Urſula wird mich ausſchelten ... Wenn ich übrigens daran denke, ſo empfinde ich ein Unwohlſeyn, einen Schmerz ... es ſummt mir im Kopfe und ich werde dann ſchlimm und möchte fliehen.«

In der That befiel ſie ein heftiges Zittern und alle ihre Nerven geriethen in Aufregung. Der Pfarrer begriff,

er sey zu schnell vorgeschritten, und versuchte es nun, seinen Zweck auf Umwegen zu erreichen.

»Wie ich bereits bemerkte, meine Tochter,« hob er wieder an, »ist die menschliche Gesellschaft nicht zum größern Theile aus guten, großherzigen, durch die Bande der allgemeinen Bruderliebe vereinigten Menschen zusammengesetzt. Die bösen Menschen bilden bei weitem die Mehrzahl und eine in diesem Chaos egoistischer Leidenschaften einzeln dastehende Person würde unfehlbar zu Grunde gehen. Um den Menschen gegen solche Angriffe zu verwahren, hat ihm Gott an gewissen Personen, die voll Liebe, Aufopferung und Selbstverleugnung sind, natürliche und feste Stützen gegeben. Diese freundlichen Personen, welche jedes Individuum umgeben und es von Geburt an beschützen, bilden das, was man Familie nennt . . . Haben Sie eine Familie, arme Marie?«

Der Priester hielt inne, um dem jungen Mädchen Zeit zu lassen, seine Worte aufzufassen. Sie dachte nach und frug dann mit rührender Einfalt:

»Entschuldigen Sie meine Unerfahrenheit, mein Vater; verzeihen Sie mir, wenn ich mich falsch ausdrücke; allein umgeben mich nicht auch Personen, welche mich lieben, mich beschützen? Wer sind denn sie Alle, wenn sie nicht meine Familie sind?«

Der Abbé Norbert ließ ein trübes Lächeln blicken.

»Sie irren sich, meine theure Marie, Sie verwechseln die christliche Liebe, die Anhänglichkeit Ihrer Freunde mit den natürlichen Gefühlen ... Marie, theures, unglückliches Mädchen, gehen Sie in Ihrem Gedächtnisse so weit zurück als Sie nur können ... In einer edlen Seele, wie die Ihrige ist, müssen die ersten Regungen des Herzens trotz aller Ereignisse tiefe Spuren zurückgelassen haben; Sie können diejenigen, welche Sie in Ihrer Kindheit mit Zärtlichkeit überhäuften, nicht vergessen haben! ... Hören Sie mich wohl an: eine Mutter ist eine besorgte, auf-

merkſame, gute Frau, welche Sie in Ihren Armen getragen hat; ſie hat ihre erſten Thränen geſtillt und ihre erſten Schritte unterſtützt; ſie hat Sie geliebkoſt, noch ehe Sie im Stande waren, dieſe Liebkoſungen zu erwiedern . . . Ein Vater iſt ein kräftig auftretender, herriſcher Mann, der ſich ganz klein gemacht hat und freundlich war, um Ihnen Freude zu machen, er hat ſeine von Sorgen gefurchte Stirne geglättet, um Ihnen zuzulächeln. Sie waren gewohnt, ihn als eine ſichtbare Vorſehung anzuſehen, ſtets bereit, Sie zu vertheidigen und auch das Unmöglichſte zu vollbringen ... Sagen Sie doch, Marie, können Sie ſich gar nicht erinnern, dieſe beiden Engel an Ihrer Wiege geſehen zu haben, von denen der eine die Kraft und die Sicherheit, der andere die Liebe und Sanftmuth vorſtellte?«

Marie hörte in athemloſer Spannung zu.

»Warten Sie, warten Sie,« flüſterte ſie, indem ſie ſich die Augen zuhielt.

Nach einem kurzen Stillſchweigen hob ſie, ohne ihre Stellung zu verändern, mit verwirrter Miene wieder an:

»Ja, ja, hier iſt ſie, ich finde ſie wieder, ich erkenne ſie . . . Ich befand mich in einem großen Zimmer, mit koſtbaren Tapeten und Fenſtern, die oben rund waren... Sie ſaß an meiner Seite, ihr Antlitz lächelte, ihre Augen ſahen mich freundlich an; ſie war ſchöner, als die Muttergottes am großen Bilde, welches die Kirche ziert . . . Sie nahm mich auf die Kniee, ihre Hand ſpielte mit einer meiner Haarlocken, und ſie ſang ganz leiſe, um mich einzuſchläfern ... Doch ich träume, mein Gott! ich träume,« rief das junge Mädchen aus, indem es raſch aufſtand, »glauben Sie es ja nicht, das war nicht meine Mutter!«

Und ſie zerfloß in Thränen.

»Sie träumen nicht, mein Kind,« ſagte der Prieſter mit Wärme, »fahren Sie fort, ich bitte Sie darum . . . Erinnern Sie ſich nicht auch an Ihren Vater?«

»Nein, nein, fragen Sie mich nicht weiter.«

»Hören Sie mich an . . . Ehedem sah ich in diesem Gebirge sehr oft einen schlank gewachsenen Mann von Ehrfurcht gebietendem Aussehen, in einer malerischen Tracht, welcher ein kleines Mädchen an der Hand führte. So oft sie an einem Kreuze ankam, deren es in den Pyrenäen so viele gibt, knieten sie beide nieder, um zu beten.«

»Ja, das ist wahr!« rief diejenige aus, welche man Marie nannte.

»Eines Tages,« fuhr der Priester fort, »waren sie bis an's Hirten-Kreuz gekommen, welches in einem öden Thale unweit von Gonac steht. Am Piedestal des Kreuzes fanden sie eine arme, noch junge, mit Lumpen bedeckte Reisende, deren Füße bluteten; ein ganz kleines, halbnacktes Mädchen hockte ihr nach Zigeunerart am Rücken.

»Der Vater reichte der armen Frau von Mitleid bewegt ein Almosen und lud sie ein, in seinem Hause auszuruhen; sie weigerte sich das Almosen anzunehmen und verwarf den Vorschlag mit Verachtung. Die kleine Antonia bot nun auch ihrerseits dem Kinde der Fremden ihr Frühstück an, und trat vor, um es zu küssen . . .«

»Aber es biß mich in die Wange, und ich stürzte mich weinend in die Arme meines Vaters!« rief das Mädchen mit zitternder Stimme aus.

Bei dieser positiven Enthüllung konnte Valentin einen Triumphschrei nicht zurückhalten.

»Noch einen Augenblick Geduld,« versetzte der alte Priester, »ich beschwöre Dich, Dich zu mäßigen.«

»Was bedarf es noch weiterer Fragen? Nie hat sie sich noch in so bestimmter Weise ausgesprochen . . . Hat Sie Ihnen nicht den Salon des Römerhauses ganz genau beschrieben? Ist es möglich, das Bild, das sie von ihrer vortrefflichen Mutter entwarf, zu verkennen? Kann wohl Jemand anderem der kleine Vorfall mit dem Zigeunermädchen bekannt seyn?«

»Meine Ueberzeugung iſt nun, wie ich gerne geſtehe, eine vollkommene,« ſagte der Prieſter, »allein Du vergiſſeſt,« fuhr er mit einem Blicke nach dem Pavillon fort, »daß ich nicht allein zu überzeugen bin.«

Inzwiſchen ſchien das junge Mädchen von dieſem Verhör außerordentlich angegriffen zu ſeyn. Gleich einer im magnetiſchen Schlafe liegenden Perſon konnte ſie auf gewiſſe Fragen nur um den Preis unſäglicher Schmerzen antworten.

»Meine Tochter,« ſagte der Abbé Norbert mit einem Ausdrucke des Mitleids, »verzeihen Sie mir, daß ich meine Grauſamkeit ſo weit treibe; allein ich muß Sie bitten, noch einen Verſuch zu machen, um den geheimnißvollſten und wahrſcheinlich auch den traurigſten Theil Ihrer Vergangenheit aufzuklären . . . Wiſſen Sie auf welche Weiſe die glückliche Periode Ihres Lebens endigte, wo Sie mit Ihrem Vater zum Hirten-Kreuze ſpaziren gingen?«

»Ich . . . ich weiß es nicht.«

»Denken Sie nach,« fuhr der Prieſter mit Beharrlichkeit fort, »ich will Ihnen dabei behilflich ſeyn . . . Wurden Sie nicht eines Nachts in Ihrem kleinen Bettchen durch ein ſchreckliches Geſchrei aufgeweckt?«

»Oh, und was für ein Geſchrei das war, was für ein Geſchrei!« ſagte das Mädchen halblaut vor ſich hin, indem es entſetzt zuſammenfuhr.

Der Abbé Norbert ſetzte ſein Verhör ſchonungslos fort.

»Durch dieſes Geſchrei erſchreckt, liefen Sie in den Salon von wo es herkam . . .«

»Ich ſah etwas, das in Blut gebadet am Boden zuckte. Ich blieb unbeweglich ſtehen; ich wollte rufen, aber ich konnte nicht . . . Er hatte meine Mutter bei den Haaren gefaßt und ſchlug mit ſeinem Beile auf ſie zu. Das Blut ſpritzte bis zu mir herüber, ich fiel,

nieder, und wiewohl ich mich nicht erheben konnte, so sah und hörte ich doch Alles . . . Er trat in das anstoßende Zimmer, wo meine Brüder waren und aus welchem bald darauf ein klägliches Geschrei ertönte, dann war es ganz still . . . er kam in den Salon zurück und sah sich lächelnd um. Ich weiß nicht, wie es geschah, aber ich stand wieder auf; nun bemerkte er mich und seine Augen sprühten Feuer . . .«

»Aber von wem sprechen Sie denn, liebes Kind?«

»Vom schwarzen Manne.«

»Wer war der schwarze Mann?«

»Jetzt kann ich es Ihnen sagen . . . es war der Teufel . . . Als mir Schwester Ursula die Hölle und den Bösen beschrieb, erkannte ich ihn sogleich.«

»Du lieber Gott,« sagte der Pfarrer mit schmerzlicher Betonung und indem er Valentin einen Blick zuwarf, »ich glaubte endlich der Wahrheit auf der Spur zu seyn und ihr Verstand geräth abermals auf Abwege.«

»Keineswegs, lieber Onkel,« versetzte der junge Mann, »ich habe in meinem Verhör erklärt, der eine der Böse-wichter, welche ich am Abende durch den Hof des Römerhauses gehen sah, habe ein geschwärztes Gesicht gehabt, weshalb ich ihn für einen Kohlenbrenner hielt. Das ist jedenfalls jenes Ungeheuer, welches das Verbrechen beging.«

»Du hast Recht, ich dachte nicht mehr daran, doch fahren wir fort.«

Er wandte sich wieder zu Antonien, denn wir können fortan der Kostgängerin des Marien-Klosters wohl nur diesen Namen geben. Es schien fast unmöglich zu seyn, das Verhör weiter fortzusetzen. Der ganze Körper des jungen Mädchens zitterte; die Augen waren zu den Höhlen herausgetreten, die blassen Lippen fest auf einander gepreßt und mit einem leichten Schaume bedeckt.

Der Abbé Norbert ſtählte ſein Herz gegen das Gefühl des Mitleids.

»Muth gefaßt, meine Tochter,« ſagte er, »nur zu Ihrem Vortheile geſchieht es, daß ich Sie ſo quäle . . . Sagen Sie mir nur, wären Sie im Stande den ſogenannten ſchwarzen Mann wieder zu erkennen, wenn Sie ihn heute ſähen? Oder könnten Sie mir ſein Ausſehen beſchreiben?«

»Nein, nein, das war kein Menſch! Er hatte durchaus nichts Menſchliches an ſich, es war der Teufel!«

»In dieſer Hinſicht werden wir nichts aus ihr herausbringen,« ſagte der Greis mit einem Seufzer. »Nun, und wie entkamen Sie dem abſcheulichen Mörder?«

»Als er meiner anſichtig wurde, ſtieß er eine Art Gebrüll aus und ſtürzte auf mich los . . . Ich wollte fliehen . . . In der Eile ſtieß ich mit der Stirne an die Thürkante und brachte mir eine Wunde bei, von der Sie noch jetzt das Mal ſehen können.«

Sie wies bei dieſen Worten nach einer über dem linken Auge befindlichen leichten Narbe.

»Dieſer Stoß machte Sie ohne Zweifel beſinnungslos und zwang Sie, ſtehen zu bleiben?«

»Im Gegentheil, es erfaßte mich eine Art Wahnſinn, der Kopf drehte ſich mir und ich lief mit vergrößerter Schnelligkeit. Meine nackten Füße machten kein Geräuſch und ich war mit einem Satze die Treppe hinunter. Er verfolgte mich. Ich kam bei mehren Leuten vorbei, die ſtarr und unbeweglich am Fuße der Treppe lagen, gelangte in den Hof, lief zum offenen Gitterthore hinaus und befand mich ſofort im Freien. Er lief mir ſtets auf dem Fuße nach und ich hörte ihn ſchnauben . . . Aber ich floh weiter, immer weiter; meine Füße waren von den ſpitzen Steinen am Wege verletzt, die Dornhecken zerfetzten mir das Geſicht, das herabrinnende Blut machte mich halb blind . . . Er kam immer näher, er war ſchon da . . .«

»Nein!« fuhr das junge Mädchen sich mit Hast erhebend fort, »er wird mich nicht einholen! Lassen Sie mich fort, ich will nicht, daß er mich berühre . . . er soll mich nicht erreichen! ... ich kann Felsen ersteigen, Bäume erklettern, kann im Flusse untertauchen ... er bekömmt mich nicht! ... Da ist er, lassen Sie mich fort! . . .«

Und sie suchte sich mit ungeheurer Kraftanstrengung den Armen Valentins und des Pfarrers zu entwinden, welche es versuchten, sie zurückzuhalten. Das war nicht mehr das sanfte fromme Mädchen, der ungezähmte Instinct der Wilden war unter dem Einflusse der schrecklichen Erinnerung wieder erwacht. Ihr aufgelöstes Haar fiel über die Achseln herab; ihr Gesicht war krampfhaft verzerrt. Die Verzweiflung des Wahnsinns verdreifachte ihre Kräfte und sie entriß sich den Händen der beiden Männer, welche sich Mühe gegeben hatten, ihrer Bewegungen Herr zu werden. Sie lief nach der Terrasse zu, sie wollte sie überspringen und sich in's Wasser stürzen . . . Außer sich vor Entsetzen rief ihr Valentin in verzweiflungsvollem Tone nach:

»Antonia! unglückliche Antonia!«

Diese Stimme, welche stets auf sie eine große Macht ausübte, beschwichtigte sofort die Aufregung der armen Unglücklichen. Sie blieb im Augenblicke, wo sie einen Anlauf nehmen wollte stehen, wandte sich um, sandte Valentin einen freundlichen Blick zu und brach ohnmächtig auf dem Sandwege zusammen.

XIII.

Auf das Hilferufen Valentins und seines Onkels waren sämmtliche Nonnen, darunter auch die Oberin des Klosters und die unermüdliche Schwester Ursula von allen Seiten herbeigeeilt. Die Oberin befahl das ohnmächtige junge Mädchen in sein Zimmer zurückzubringen und sofort den Klosterarzt zu suchen. Valentin wollte, ganz außer sich vor Schmerz, Antonia in seine Arme nehmen; allein Ursula stieß ihn mit gebieterischer Miene zurück, indem sie erklärte, es sey nicht schicklich, daß ein Mann ein Kostmädchen des Klosters berühre; übrigens dürfe er bei Strafe der Excommunication das Innere des Klosters ohnedies nicht betreten.

Der Ingenieur wurde über die Vorbringung dieser erbärmlichen Bedenklichkeiten in einem solchen Augenblicke beinahe wüthend; allein die Oberin beeilte sich den Ausspruch ihrer geliebten Rathgeberin durch ihre Autorität zu unterstützen.

»Schwester Ursula ist stets ein Muster der Bescheidenheit und Schicklichkeit,« bemerkte sie, »denn in der That ist es nicht erlaubt, daß eine fremde Person die liebe Kleine begleite . . . Indessen,« fügte sie in einem freundlichen Tone hinzu, gleichsam um diese harte Maßregel in etwas zu ersetzen, »wenn der Herr Pfarrer noch einen Augenblick verweilen will, so werde ich mich beeilen, ihm bekannt zu geben, wie es der Kranken geht, sobald sie nur zu sich gekommen und ärztliche Hilfe nahe seyn wird.«

»Wir wollen warten, Madame,« sagte der Pfarrer; »aber um des Himmelswillen, beeilen Sie sich.«

Zwei Laienschwestern trugen das junge Mädchen fort.

»Madame,« sagte Valentin zur Oberin in dem Augenblicke wo sich der Trauerzug entfernte, »Sie sind gut, Ihnen vertraue ich sie gerne an. Oh, geben Sie auf die arme Antonia wohl Acht!«

»Antonia!« wiederholte die Oberin ganz erstaunt.

»Antonia!« rief Schwester Ursula aus, indem sie ihr neugieriges und boshaftes Gesicht hinzusteckte; »sollte die sonderbare Geschichte von der man ehedem so viel sprach, wirklich wahr seyn? Wäre es möglich, daß unsere Kostgängerin wirklich so hieße?«

»Sie heißt Marie,« sagte der Pfarrer mit Bestimmtheit, »und sie wird diesen Namen so lange tragen, bis es Gott anders beschlossen haben wird.«

Der Onkel und der Neffe blieben allein auf der Terrasse zurück. Sie waren zu tief bewegt, um ihre Gedanken über den eben stattgefundenen außerordentlichen Auftritt austauschen zu können. Zwischen der Freude, Antonia von Villareal wieder gefunden zu haben und zwischen dem Schmerz, sie in einem so beklagenswerthen Zustande zu wissen, getheilt, hatten sie sich noch nicht von ihrer Bestürzung erholt, als Montes von Villareal aus dem Pavillon trat.

»Nun, mein Herr?« frug der Abbé Norbert.

»Ich habe Alles gehört.«

»Und Sie sind nicht länger in Ungewißheit, nicht wahr?« rief Valentin aus.

»Ich muß gestehen, daß ich sehr wankend geworden bin, allein ich weiß noch nicht, was ich für einen Entschluß fassen soll, ich verirre mich in einem Labyrinth von Dunkelheiten und Widersprüchen und werde etwas Zeit brauchen, um diese wirren Ideen zusammen zu stellen.«

»Wie, mein Herr, die fürchterlichen Leiden Ihrer armen Nichte sind nicht im Stande, Sie zu rühren? Sie

wollen ſich noch weigern, eine Wahrheit anzuerkennen, die auf der Hand liegt?«

»Ich bin lebhaft gerührt, Herr Norbert,« erwiederte Montes mit bewegter Stimme, »und mehr als ein Mal ſind mir während dieſer ſchmerzlichen Scene Thränen in die Augen getreten .... Bedenken Sie indeſſen, daß das, was für Sie eine augenſcheinliche Wahrheit iſt, es nicht auch ſchon für mich ſeyn muß. Ihre vormaligen Beziehungen zu meinem Bruder erlauben Ihnen, eine Menge Kennzeichen und Wahrſcheinlichkeiten zu finden, die für mich, der ich meiner Familie durch ſo lange Zeit entfremdet war, gar nicht vorhanden ſind.«

»Das mag in der That der Fall ſeyn, Herr von Villareal,« bemerkte der Pfarrer; »doch wenn Sie auf das Wort eines Prieſters, dem ſein geheiligter Charakter verbietet, dasſelbe leichtſinnig zu verpfänden, einigen Werth legen, ſo glauben Sie mir, wenn ich Ihnen hiermit vor Gott erkläre, daß das Mädchen vom Montcalm in der That Ihre Nichte Antonia iſt.«

»Genug, mein Herr, ich werde die Sache prüfen und mir Alles überlegen ... Noch weiß ich nicht recht, was ich namentlich hinſichtlich der Saltarella und ihrer Tochter denken ſoll.«

»Capitain Montes,« rief Valentin mit Heftigkeit aus, »ohne Zweifel wurden Sie von den beiden Frauenzimmern betrogen. Wegen des im Römerhauſe begangenen Verbrechens mit der Verurtheilung bedroht, wollte ſich die Zigeunerin wahrſcheinlich dadurch an Ihnen eine Stütze erwerben, daß ſie Ihnen eine koſtbare Fabel erzählte. Was die Tochter anbelangt ...«

»Sie waren ja ſelbſt im Stande zu beurtheilen, ob dieſe letztere von der Art iſt, um ſich zu einem ſolchen Betruge herzugeben.«

»Gerade ihr barſches, wildes Weſen gibt mir die Verſicherung, es ſey irgend ein Irrthum unterlaufen. Nichts

wäre im Stande geweſen, Antoniens ſanftes, ſchüchternes, zartes Gemüth ſo ſehr zu verändern.«

»Sie mögen vielleicht Recht haben,« verſetzte der Capitain nachdenklich; »ich werde die Anſprüche dieſes phantaſtiſchen Geſchöpfes einer näheren Prüfung unterziehen. Ein Gleiches werde ich mit Ihrer Pflegebefohlenen thun; ich werde ſie noch einmal und zwar vor der zuſtändigen Behörde befragen.«

»Wie, Herr von Villareal, unſere Erklärung und die Ihrige ſollten nicht genügen, um die Rechte Ihrer Nichte vollkommen darzuthun? Wäre es nicht möglich, ihr dieſes zweite, noch peinlichere Verhör zu erſparen?«

»Ich bezweifle es, Herr Pfarrer; es handelt ſich um einen großen Namen, um ein großes Vermögen und die Behörde wird jedenfalls wiſſen wollen . . . Doch wir wollen warten, bis das arme Mädchen wieder etwas geſund und kräftig geworden iſt.«

Im ſelben Augenblicke erſchien Schweſter Urſula am andern Ende des Gartens und kam langſamen Schrittes mit geſenkten Augen und in den Aermeln verſteckten Händen herbei. Valentin lief ihr entgegen.

»Nun, gute Schweſter?«

»Die Engel des Paradieſes ſeyen geprieſen!« antwortete die Frömmlerin, indem ſie die Augen verdrehte; »ſie befindet ſich beſſer, ſie iſt wieder zu ſich gekommen.«

Ungeachtet des nichts weniger als anziehenden Aeußern der Nonne, hatte doch Valentin ſehr viele Mühe ſich zu enthalten und ihr nicht um den Hals zu fallen.

»Und was ſagt der Arzt zu ihrer Krankheit?« frug der Pfarrer.

»Der Arzt ſchüttelte mit dem Kopfe, allein er verſicherte, für den Augenblick ſey durchaus keine Gefahr vorhanden.«

»Für den Augenblick? Was wollen Sie damit ſagen? Sollte für die Zukunft etwas zu befürchten ſeyn?«

»Wie Herr Pfarrer, Sie wiſſen nicht, daß die Geſundheit unſers Zöglings ſehr ſtark angegriffen iſt? . . . Möge ſie unſere heilige Schutzpatronin vor allem Uebel bewahren, aber man befürchtet, ſie ſey bruſtkrank.«

Der Pfarrer und Valentin waren wie vom Blitz getroffen. Villareal beſonders ſchien durch dieſe traurige Nachricht ſehr ergriffen zu ſeyn.

»Wäre es möglich?« frug er; »iſt man deſſen ſo gewiß?«

»Nur zu gewiß, mein Herr; indeſſen hofft man noch es werde möglich ſeyn, ſie durch Schonung und beſondere Sorgfalt zu heilen ... und an Beidem ſoll es von unſerer Seite nicht fehlen.«

»Möge der Himmel Ihren Wunſch erhören, gute Schweſter,« ſeufzte Valentin.

»Inzwiſchen,« fuhr die Nonne fort, »hat der Arzt ganz beſonders angeordnet, jede heftige Gemüthsbewegung von der lieben Kleinen fern zu halten. Eine ähnliche Scene wie die heutige würde ſie unfehlbar tödten oder zum Wahnſinn bringen?«

»Sie hören es, Capitain?«

»Dieſe Behauptung der frommen Schweſter wird nicht ſo ganz richtig ſeyn,« ſagte der Pfarrer.

»Der Arzt hat ſich in meiner Gegenwart ganz deutlich ausgedrückt,« verſetzte die Nonne; »Wahnſinn oder Tod ſtehen für Marien in Ausſicht, wenn man ſie noch länger quält.«

Ein augenblickliches Stillſchweigen trat ein.

»Lieber Onkel,« verſetzte Valentin mit Innigkeit, »es wäre beſſer, ſie leiſtete auf den ihr gebührenden Namen und Rang Verzicht, wenn ſie beide nur um den Preis ihres Lebens oder ihres Verſtandes erlangen könnte . . . Niemand und am allerwenigſten Herr von Villareal wird dieſes Opfer fordern können.«

Der Name Villareal erregte Urſula's Aufmerkſamkeit.

»Mein Herr,« ſagte ſie zu Montes, »entſchuldigen Sie, daß ich einen mir gegebenen, Sie betreffenden Auftrag nicht früher beſorgte ... Sie wurden durch eine volle Stunde im Sprachzimmer erwartet.«

»Von wem, liebe Schweſter?«

»Von Jemanden, der wie er ſagte, Ihnen ſehr wichtige und dringende Mittheilungen zu machen hatte... Doch in der durch das Unwohlſeyn unſeres Zöglings verurſachten Verwirrung hat man ganz darauf vergeſſen und vielleicht iſt der Mann ſchon fortgegangen. Doch Gott vergebe mir, ich bin im Irrthum, denn hier kömmt er ſelbſt...«

In der That näherte ſich ein Mann der Terraſſe mit einigem Zögern.

»Das iſt der Gaſtwirth zu den zwei Kronen!« rief Montes aus; »ohne Zweifel kommt er, um mir irgend einen tollen Streich der Gefangenen zu erzählen.«

»Ein Gaſtwirth hat es gewagt, das Innere des Kloſters ohne Erlaubniß zu betreten!« rief die Nonne ganz erzürnt aus; »welche Schmach, welches Scandal für dieſes heilige Haus ... Allein es iſt nicht zu verwundern, daß der Erſte Beſte die Hausregeln zu überſchreiten wagt, wenn man ſie ſo leichtſinnig von Andern überſchreiten läßt ...«

»Liebe Schweſter,« bemerkte der Pfarrer lächelnd, »Sie ſagten ja ſelbſt, der Mann habe über eine Stunde gewartet.«

Urſula hielt es nicht für angemeſſen, auf dieſe Bemerkung geradezu zu antworten; ſie warf dem Eindringling noch einen zornigen Blick zu, dann zog ſie ſich zurück, indem ſie erklärte, ſie wolle über die Sache ihrer Oberin Bericht erſtatten.

Inzwiſchen war Montes raſch zum Gaſtwirth getreten.

»Was iſt geſchehen?« frug er; »aus welchem Grunde haben Sie das Mädchen verlaſſen, das ich Ihrer Obhut anvertraut hatte?«

»Meiner Treu, lieber Herr,« verſetzte der Wirth mit Verlegenheit, »blos deshalb, weil meine Obhut nicht mehr nothwendig iſt.«

»Was ſoll das heißen?«

»Je nun mein Herr, ich will Sie nicht lange in Ungewißheit laſſen . . . ſie iſt entflohen!«

»Entflohen!« wiederholte Montes ganz erſchrocken, »Sie meinen doch nicht Zerbinen, meine junge Begleiterin?«

»Wen ſollte ich ſonſt meinen? Das iſt gar kein Mädchen, es iſt der Teufel im Unterrock.«

»Sie iſt davon gelaufen!« hob Montes in größter Unruhe wieder an; aber wie? mit wem? . . . Verheimlichen Sie mir nichts, mein Herr; es wird dies das einzige Mittel ſeyn, Ihre Schuld zu verringern.«

»O, meine Schuld iſt es nicht, Capitain, ich ſchwöre es Ihnen . . . Ich war mit ihr in meinem Zimmer geblieben, wie Sie es mir anempfohlen hatten; mehre Male waren Leute in Geſchäftsangelegenheiten gekommen, und wollten mich abholen, allein ich verließ ſie nicht und ſie ſchien ziemlich ruhig zu ſeyn, bis ein Charlatan und Balſamverkäufer vor dem Gaſthauſe hielt. Er machte einen großen Lärm, um Neugierige anzulocken. Beim Schmettern der Trompete ſtellte ſich das Mädchen, welches ſich ſehr zu langweilen ſchien, an's Fenſter, ſo wie ich und mehre Reiſende . . . Der Charlatan ſaß in einem alten Wagen, an dem ein ſchäbiges Maulthier und ein jämmerlicher kleiner Eſel angeſpannt waren. Er hatte einen rothen bordirten Frack an, einen ungeheuren Schnurbart und ſprach mit einer nicht zu ermüdenden Geläufigkeit. Ein Weib, das hinter ihm ſtand, theilte den Käufern die Waare aus . . . Das junge Mädchen betrachtete dieſe

Leute mit einer unbegreiflichen Aufmerkſamkeit; ich glaubte das Schauſpiel würde ſie noch eine Zeit lang unterhalten und huſchte fort, um einigen Reiſenden aufzuwarten, die eben angekommen waren und ſchleunigſt zu Mittag ſpeiſen wollten. Sie wiſſen, meine Herren, daß wenn der Herr vom Hauſe ſelbſt abweſend iſt, Alles darunter und darüber geht . . .«

»Was ſoll das ganze Geplauder?« unterbrach ihn Montes voll Unmuth; »die junge Perſon hat mit Einem Worte Ihre Abweſenheit benützt, um zu entwiſchen, nicht wahr?«

»Das ſollen Sie gleich erfahren, mein Herr; das was ich Ihnen noch zu erzählen habe, iſt beſonders unglaublich . . . Ich war kein Augenzeuge des Vorganges, denn ich hatte bei meinen Gäſten zu thun, aber eine meiner faulen Mägde erzählte mir nach der Hand, was ſich zugetragen hatte . . . Das Weib des Charlatans hatte zufällig die Augen erhoben und wurde beim Anblicke des jungen Fräuleins ganz verwirrt; ſie beſprach ſich mit dem Quackſalber und die Beiden kümmerten ſich nun ſo wenig um ihre Kunden, daß ſich alle Anweſenden nach und nach zerſtreuten. Endlich ſagte das Mädchen einige Worte in einer unbekannten Sprache zu ihnen; die Leute antworteten ihr in gleicher Weiſe, das Weib weinte und breitete die Arme nach ihr aus . . . Plötzlich trat das Fräulein ſchnell vom Fenſter weg und ſaß zwei Minuten darauf an der Seite der Gauklerin im Wagen, welche ſie vor Zärtlichkeit aufaß; der Mann im rothen Rocke hieb in ſein Zugvieh und das Fuhrwerk rollte zum großen Erſtaunen der Müßiggänger davon. . .«

»Und Sie haben ſie nicht verfolgt?«

»Gerade in dieſem Augenblicke trat ich vor den Gaſthof hinaus. Als ich Ihre Pflegebefohlene bei dieſen Landſtreichern ſah, wollte ich meinen Augen nicht trauen . . . ich lief ihnen indeſſen nach, und rief ihnen zu, anzu-

halten. Am Ende der Straße holte ich ſie ein; allein der Charlatan drohte mir mit ſeiner Peitſche, ſobald ich mich dem Wagen zu nähern wagte; ſein Weib weinte und drückte das junge Mädchen an ihre Bruſt. Endlich wandte ſich dieſe Letztere zu mir und ſagte in einem barſchen Tone:

»Laſſen Sie mich ungeſchoren ... ich will nicht mit Ihnen zurückkehren.«

Ich war ganz außer mir; doch verſuchte ich es, ihr in kurzen Worten auseinander zu ſetzen, wie böſe Sie über Ihre Abreiſe ſeyn würden.

»Was geht mich das an?« gab ſie zur Antwort, »ſagen Sie dem Sennor von Villareal, daß ich anderer Meinung geworden bin und keine vornehme Dame ſeyn will ... den Teufel auch, die Geſchichte iſt langweilig ... Es gefällt mir beſſer, mit der Saltarella im Lande herum zu ziehen!«

»Mit der Saltarella!« rief Montes aus; »die Saltarella iſt in Frankreich, ungeachtet ... Ah, nun iſt mir Alles klar!«

»Die Saltarella!« wiederholte Valentin, »dieſe Betrügerin, welche eine Landſtreicherin für Antonia von Villareal ausgeben wollte!«

»Dieſes Weib war Zeuge, vielleicht auch eine Mitſchuldige an dem im Römerhauſe begangenen Verbrechen,« fügte der Pfarrer hinzu.

»Man darf ſie nicht entwiſchen laſſen; ſie muß ihren Betrug geſtehen.«

»Man muß ſie der Gerechtigkeit überliefern.«

»Ruhig, meine Herren,« verſetzte Montes; »laſſen Sie mich vor Allem den Thatbeſtand erheben .... Sie widerſetzten ſich alſo ihrer Abreiſe nicht?« fuhr er zum Gaſtwirth gewendet fort.

»Was konnte ich thun? Der Mann im rothen Rocke drohte mir mit ſeiner Peitſche, das junge Mädchen hatte ſogar ihr Meſſer hervorgeholt, um ſich zu vertheidigen ...«

»Sie hätten ſchreien, die Vorüberhehenden zu Hilfe rufen ſollen.«

»Ja wohl, aber das hätte zu viel Lärm gemacht, einen Scandal hervorgebracht, in dem zwei ehrenwerthe Namen, der Ihrige und der meinige geglänzt hätten ... Ich dachte, es könnte Ihnen unangenehm ſeyn und zog es vor, ſie ruhig weiter ziehen zu laſſen und Ihnen das Geſchehene zu erzählen.«

»Vielleicht haben Sie Recht gehabt ... Iſt es ſchon lange her, daß ſich Alles das zutrug?«

»Zwei Stunden, mein Herr; denn man hat mich hier ſehr lange warten laſſen.«

»Und haben Sie geſehen, welchen Weg der Charlatan einſchlug?«

»Er fuhr nach den Bergen zu; ich ſah den Wagen den Weg in's Hochland nehmen ... Indeſſen können ſie noch nicht weit ſeyn, da ihr Geſpann nichts weniger als kräftig iſt.«

»Ganz wohl ... Und nun ſagen Sie mir, Herr Wirth, ob Sie mir nicht ſogleich ein Pferd verſchaffen können? Ich will es um den doppelten Preis kaufen, wenn es ſeyn muß.«

»Nichts leichter als das; wollen Sie nur mit mir gehen, in einer Viertelſtunde können Sie unterwegs ſeyn.«

Montes dachte einen Augenblick nach und näherte ſich dann den beiden Norbert.

»Meine Herren,« ſagte er mit bewegter Stimme, »das was ſich ſo eben zutrug, öffnet mir vollends die Augen; die undankbare Landſtreicherin, die mich ſo ſchmählich verlaſſen konnte, kann unmöglich Antonia von Villareal ſeyn! ... Ich ſehe endlich meinen Irrthum ein, und reiſe blos deshalb ab, um in dieſer Hinſicht die vollſte Beſtätigung zu erlangen. Sobald ich dieſe elende Saltarella zur Rücknahme ihrer Ausſage gebracht haben werde, komme ich ſofort zurück ...«

»Und dann,« unterbrach ihn Valentin mit Wärme, »werden Sie wohl keinen Anſtand nehmen, das arme Mädchen vom Montcalm als Ihre Nichte anzuerkennen?«

»Nicht den mindeſten, ich ſchwöre es Ihnen.«

»Möge Sie Gott für dieſen guten Vorſatz ſegnen, Herr von Villareal,« verſetzte der Pfarrer.

»Was mich anbelangt, Capitain von Villareal,« ſagte Valentin mit herzlicher Betonung, »ſo bitte ich Sie meines gegen Sie ausgeſprochenen Verdachtes wegen um Vergebung...«

»Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen, meine Herren .... meine guten Freunde! Ihre lobenswerthe Zuneigung für meine Anverwandte hat dieſen übermäßigen Eifer verurſacht und ich muß geſtehen, daß meine hartnäckige Weigerung in der That im Stande war, Sie unmuthig zu machen und Ihren Verdacht zu erregen... Ich will nun mein Unrecht wieder gut machen... Vielleicht werde ich einige Tage ausbleiben; Sie mögen aber über meine Abweſenheit ganz ruhig ſeyn. Ich will meine ganze Thätigkeit aufbieten, und bald wird, wie ich hoffe, das Recht den Sieg davon getragen haben.«

»Wohlan denn, Chevalier von Villareal,« verſetzte Valentin, »gewähren Sie mir eine Bitte und erlauben Sie mir, Sie zu begleiten... Ich bin gleich Ihnen bei der Löſung dieſes Räthſels betheiligt; reiſen wir zuſammen, zwei muthige Männer werden wohl nicht zu viel ſeyn, um dieſes Unternehmen glücklich zu Ende zu führen.«

»Nehmen Sie meinen Dank für Ihren freundlichen Vorſchlag, mein theurer Valentin, allein Ihr im Grunde genommen gerechter Haß gegen die Zigeuner läßt mich ſo Manches befürchten. Uebrigens iſt Ihre und des Herrn Pfarrers Gegenwart bei unſerer kranken Freun-

din dringend nothwendig... Gedenken Sie ſich lange in Foix aufzuhalten?«

»Nur noch wenige Tage,« antwortete der Abbé, »es wäre denn, daß ſich der Zuſtand unſerer Kranken ſichtlich verſchlimmerte... Wichtige Amtsobliegenheiten rufen meinen Neffen und mich nach Vic d'Eſſos zurück.«

»Was kann es wohl für mich Wichtigeres geben, als Antoniens Schickſal?« ſagte Valentin mit Leidenſchaft; »oh, wie glücklich, wie ſtolz bin ich, ihr endlich ihren Familiennamen wiedergeben zu können. Ich brenne vor Ungeduld, es ihr mitzutheilen.«

»Seyen Sie auf Ihrer Hut, Norbert,« ſagte Montes mit trauriger Miene; »den fürchterlichen Ausſpruch des Arztes ſollten Sie ebenſo gut im Gedächtniſſe behalten, als ich: die geringſte Unvorſichtigkeit kann das arme Mädchen um ihren Verſtand, oder ums Leben bringen.«

»Das iſt wahr, mein Gott, das iſt wahr!... Ich muß mir ſogar die Freude verſagen, ihr unſere Hoffnungen mitzutheilen!«

»Bringen Sie ihr auch noch dieſes Opfer; eines mehr darf Ihnen nicht ſchwer fallen und vielleicht wird ſie Antonia, ſobald ſie wieder geſund geworden, reich und glücklich iſt, alle auf ein Mal zu erkennen wiſſen.«

Dieſe in einem geheimnißvollen Tone ausgeſprochenen Worte machten Valentin erröthen.

»Was wollen Sie damit ſagen, Herr von Villareal,« ſtammelte er.

»Nichts, als daß Ihnen Antonia von Villareal ſehr vielen Dank ſchuldig iſt und daß ihr Vormund in einer großen Verlegenheit ſeyn wird, ſich für Ihre außerordentlichen Dienſte erkenntlich zu bezeigen, wenn ſie ihn nicht ein wenig unterſtützt... Ihr vortrefflicher Onkel verſteht mich ganz gut... Und nun leben Sie wohl, meine theuern Freunde! Auf baldiges Wiederſehen.«

Er drückte den beiden Norbert die Hand und ging mit seinem Begleiter zum Garten hinaus.

Die letzten Worte des Capitains hatten den jungen Ingenieur außerordentlich verwirrt gemacht.

»Mein theurer Onkel,« flüsterte er, indem er dem Greise um den Hals fiel; »was wollte er damit sagen? Ich wage es nicht zu glauben... ich wage es nicht zu hoffen....«

»Er hat errathen, was ich selbst errathen habe,« bemerkte der Pfarrer mit einem Lächeln.

»Und was haben Sie errathen?«

»Daß Du Antonien liebst.«

»Und Sie tadeln mich nicht meiner Kühnheit wegen? Ich der arme, von einer edlen Familie mit Wohlthaten überhäufte Plebejer wage es meine Augen zu einer reichen Erbin zu erheben!... Der Chevalier von Villareal hätte mich das ganze Gewicht seiner Verachtung fühlen lassen sollen!«

»Im Gegentheil, mein Freund, er scheint deine Gefühle zu billigen.«

»Und Sie, mein Onkel?«

»Ich?... Ich möchte Dich gerne glücklich sehen, Valentin.«

Der junge Mann drückte seinen väterlichen Freund mit Innigkeit an sein klopfendes Herz.

»Armer Junge! Hoffe nicht zu früh,« sagte der Priester mit einem Seufzer; »Gott braucht so wenig Zeit, um am heitersten Himmel Gewitterwolken zusammen zu ziehen.«

XIV.

Während ſich das eben Erzählte im Kloſter zu Foix ereignete, fuhr der im vorigen Capitel beſprochene Wagen mühſam einige Lieues den von der genannten Stadt gelegenen Berg hinan.

Der Gaſtwirth hatte das elende Ausſehen des Fuhrwerkes nicht übertrieben. Der Wagen war mit einer abgenützten Wachsleinwand überzogen; das Maulthier und der Eſel, die ihn fortbrachten, zeigten trotz ihrer rothen Federbüſche und der Schellen, mit denen ſie nach cataloniſcher Weiſe behängt waren, ſehr wenig Stolz und Feuer. Der Charlatan ging zu Fuße, um es den armen Thieren leichter zu machen, und ſparte die Peitſchenhiebe nicht, um ſie anzutreiben; allein die armen athemloſen, vor Staub und Hitze verſchmachtenden Thiere konnten nicht einmal im gewöhnlichen Schritte auf dem ſteilen, vielfach gekrümmten Fahrwege vorwärts kommen.

Dieſe Langſamkeit ſchien die eine der im Wagen befindlichen Perſonen zur Verzweiflung zu bringen. Alle Augenblicke wurde ein Frauengeſicht am Wagenfenſterchen ſichtbar, um zu ſehen, ob die Flüchtlinge nicht verfolgt würden. Der Wagenlenker ſelbſt ſah ſich häufig um und unterſuchte den Hintergrund des bereits zurückgelegten Weges. Dann und wann blickte er nach einem mit Korkeichen und Buchen bewachſenen Engpaſſe, in den die Straße einmündete, und dann wieder nach der Sonne, gleichſam um zu berechnen, ob es möglich ſey, dieſen Zufluchtsort noch vor Einbruch der Nacht zu erreichen. Inzwiſchen ſchienen die

angestellten Betrachtungen zu keinem beunruhigenden Ergebnisse geführt zu haben, denn er pfiff ganz wohlgemuth die Weise eines Maulthiertreiberliedes vor sich hin.

Das eben erwähnte Individuum sah beiläufig so aus, wie es der Wirth zu den zwei Kronen beschrieben hatte. Er trug wirklich einen rothen Rock und einen mit Hahnenfedern geschmückten Hut; die beiden Gegenstände schienen ehedem einem in der Schlacht bei Toulouse gebliebenen brittischen Offizier angehört zu haben. Ein gleichfalls uniformartig zugeschnittenes Beinkleid und schwere mit Nägeln beschlagene Schuhe vervollkommneten dieses Costume, dessen Pracht theilweise unter einem Gebirgsmantel verschwand. Allein der ungeheure Schnurbart, welcher die Aufmerksamkeit des Wirthes von vorneherein gefesselt hatte, war plötzlich unsichtbar geworden und diesem Umstande verdanken wir es wohl, daß wir in dem rothfrackigen Quacksalber unsern alten Bekannten Jeandot Perez oder besser gesagt den Zigeuner Biroben wieder erkennen.

Zwei Frauenzimmer saßen im Rücktheile des Wagens. Das eine war jenes unartige, durch nichts zu bändigende Mädchen, welches Villareal den beiden Norbert als seine Nichte vorgestellt hatte; das andere war die Gefährtin des Charlatans, welche bei der Flucht der jungen Amazone eine so wichtige Rolle gespielt hatte. Sie hatte alle Anzeichen der Zigeunerrace an sich: schwarzes Haar, eine dunkle Gesichtsfarbe und lebhafte etwas stiere Augen. Sie war etwa fünf und dreißig Jahre alt, und wiewohl die Schönheit der Zigeunerinen in diesem Alter in der Regel schon verwelkt ist, so hob doch ihr abenteuerlicher Anzug einige Ueberbleibsel von Jugendfrische hervor. Ein mit Falben besetztes Kleid, eine Mantille von falschem Spitzengrund, ein Kranz von künstlichen Blumen der unter einem haubenförmig umgebundenen durchlöcherten Taschentuche hervorsah, zeigten von einer gewissen Koketterie, die vielleicht nur eine nothwendige Folge ihrer Beschäftigung

war, welche vor Allem verlangte, daß ſie die Aufmerkſamkeit der Leute rege machte. Doch ungeachtet dieſes närriſchen Anzuges, war das arme Geſchöpf augenſcheinlich der tödtlichſten Angſt preisgegeben. Ganz blaß und voll Unruhe hatte ſie ihren Arm um das junge Mädchen geſchlungen, welches neben ihr auf der harten Wagenbank ſaß, und große Thränen entquollen ihren Augen.

Ihre Gefährtin hingegen ſchien ihre Unruhe keineswegs zu theilen und über die Zärtlichkeit der Saltarella ſogar ärgerlich zu ſeyn. Sehr oft ſtieß ſie ſie mit einer ſchlechtverhehlten Ungeduld zurück; noch öfter ſchlug ſie bei irgend einem Schreckensrufe der Zigeunerin eine höhniſche Lache auf. Nach ſolchen Kundgebungen trocknete ſich dann die Letztere die Augen und verſuchte es, ihre Angſt zu verbergen.

Einmal jedoch, wo der Charlatan ſtehen geblieben war, um einen am Fuße des Berges in einer Staubwolke ſichtbar gewordenen Reiter zu beobachten, konnte ſich die Saltarella nicht beherrſchen.

»Iſt er es?« frug ſie mit halberſtickter Stimme.

»Ich glaube nicht,« verſetzte Biroben ruhig, »er wird einige Zeit gebraucht haben, um Zerbinens Flucht zu bemerken, und ſich ein Pferd zu verſchaffen, um ſich nach dem von uns eingeſchlagenen Wege zu erkundigen... Es wird ſpät werden, ehe er Foix verlaſſen kann, wir werden ſchon weit weg ſeyn ... und ich will über den herrlichen Streich, den wir ihm durch Zerbinens Entführung geſpielt, ins Fäuſtchen lachen.«

»Du lachſt, Biroben, weil Du denjenigen nicht kennſt, von dem Du ſprichſt; allein ich, die ich ihn beſſer kenne, ich zittere.«

»Ich ihn nicht kennen! Wo denkſt Du hin, Saltarella; habe ich ihn nicht am Montcalm nach dem armen wilden Mädchen ſo kaltblütig ſchießen ſehen, als gelte es einem Auerhahn? Und wie er mich dann in Ver-

legenheit brachte! Bei der heiligen Jungfrau von Heas! einen Augenblick hatte er mich ſelbſt überzeugt, ich habe das Verbrechen begangen. Oh ich kenne den Burſchen, er iſt eben ſo boshaft als ſchlau... Allein dadurch, daß er den Strick zerſchnitt, der mich feſthielt, bewies er mir, er habe ſeine Gründe, mich nicht zum Aeußerſten zu treiben.«

»Verſuche es nicht, Dich mit ihm in einen Kampf einzulaſſen, Biroben; glaube mir, er iſt der Stärkere. Heiliger Gott! wenn er mir meine Zerbine wieder entreißen wollte!«

Bei dieſen Worten fing ſie zu ſchluchzen an.

»Wahrhaftig, Saltarella, Du biſt ſehr feige... Was ſollen alle dieſe Jeremiaden! Biſt Du nicht Zerbinens Mutter? Es wäre ſchwerer zu beſtimmen, wer ihr Vater iſt; denn als Du Dich vor fünfzehn Jahren meiner Bande anſchloſſeſt, trugſt Du ſchon das Kind auf dem Rücken, und ſeit jener Zeit beobachteſt Du über den Vater desſelben ein unergründliches Schweigen. Dem ſey wie ihm wolle, deine Tochter iſt deine Tochter und Niemand hat das Recht, ſie Dir wegzunehmen.«

»Und doch wird er mir ſie wieder entreißen, wenn es ihm beliebt ... Du weißt gar nicht, wie unerbittlich er iſt!«

»Warum ließeſt Du Dir das Mädchen zum erſten Male nehmen, wenn Du es ſo lieb haſt, Du Närrin?«

»Er verſprach mir, ſie reich und glücklich machen zu wollen; dann machte er mir wegen des Vorfalles im Römerhauſe Angſt vor den Gerichten, endlich wendete er noch andere Mittel an, die ich nicht enthüllen darf. Ich entſchloß mich daher, ihm meine Tochter zu überlaſſen und nach Spanien zu entfliehen. Damals glaubte ich, es würde mir möglich ſeyn, fern von meinem Kinde zu leben; doch trotz des vielen Geldes, das er mir gegeben hatte, konnte ich es nicht aushalten. Ich verzehrte mich vor Schmerz

und langer Weile, als ich Dich zufällig traf; es war mein sehnlichster Wunsch, wieder nach Frankreich zu gehen, und darum nahm ich auch deinen Antrag, Dich zu begleiten und Dir bei deinem Gewerbe behilflich zu seyn, gerne an. Wir kamen nach Foix und im Augenblicke, wo ich mich dessen am wenigsten versah, erblickte ich meine Zerbine am Fenster des Gasthofes. Ich rief sie und sie kam sofort zu mir, denn sie liebt mich noch immer. Nicht wahr, Zerbine?« fügte sie mit einem neuen Ausbruche von Zärtlichkeit hinzu, indem sie das junge Mädchen mit Küssen bedeckte, »Du liebst mich, Du willst mich nicht wieder verlassen und in der Stadt wohnen?«

»Gewiß nicht,« erwiederte Zerbine trocken, und ohne die Zärtlichkeiten ihrer Mutter zu erwiedern; »es gefiel mir durchaus nicht bei dem Menschen. Ich durfte mich nicht rühren; er überhäufte mich mit Ermahnungen, die ich nicht verstand. Er ließ mich weder ausgehen, noch singen, noch tanzen, noch Castagnetten spielen. Ich mußte immer diese abscheulichen langen Kleider tragen und war nicht so hübsch, wie sonst als Zigeunerin.«

»Du sollst es wieder werden,« rief die Mutter mit Wärme aus, »und wo wir immer durchziehen werden, sollen sich die Leute vor den Häusern versammeln, um Dich zu bewundern... Du erinnerst Dich noch des Gazekleides mit silbernen Fransen, das Du in Sevilla am Feste des heiligen Dominik trugst? Alle Spazirgänger am Hauptplatze klatschten Dir Beifall zu, als Du zu tanzen anfingst.... Nun denn, mein Kind, ich werde Dir gerade so ein Kleid, ja ein weit kostbareres machen lassen und Du sollst auch ein mit Perlen gesticktes Haarnetz bekommen; ich werde Dir noch eine mit vergoldeten Schellen gezierte baskische Trommel verschaffen und hier hast Du deine Castagnetten, die ich stets als eine heilige Reliquie aufbewahrt hatte, da ich Dich nicht mehr wieder zu sehen hoffte.«

Bei dieſen Worten zog die Zigeunerin einen in einen ſeidenen Lappen eingewickelten Gegenſtand aus ihrem Buſen.

Das junge Mädchen griff haſtig darnach, ſteckte die Caſtagnetten an die Finger und ließ ſie mit kindiſcher Freude aneinanderſchlagen.

»Ja, ja, Du ſollſt mit uns recht glücklich ſeyn,« fuhr die Saltarella fort; »ich und Biroben wir werden Dir in nichts hinderlich ſeyn... Alſo, meine theuere Zerbine, wenn uns Montes verfolgt, wenn er uns erreicht, wirſt Du Dich weigern ihm zu folgen?«

»Gewiß,« erwiederte Zerbine, indem ſie die Weiſe des Fandango mit ihren Caſtagnetten ausführte.

»Und wenn er böſe wird, wenn er droht, wenn er Gewalt brauchen will?«

»Habe ich nicht mein Meſſer?« verſetzte die junge Zigeunerin, indem ſie ihre Arme mit Anmuth bewegte, gleichſam als tanze ſie.

»Dein Meſſer!« rief die Saltarella erblaſſend aus. »Gegen ihn? Ach wenn Du wüßteſt...«

»Was ſoll das heißen? Er wollte den Leuten weiß machen, ich ſey mit ihm verwandt; allein das iſt nicht der Fall und bald hätte ich es all den Spießbürgern laut geſtanden, die ſeine Geſchichten für baare Münze nahmen, denn ich lüge nicht gern, es iſt ſo feig... Mag er übrigens mein Verwandter ſeyn oder nicht, ich werde es auf keinen Fall dulden, daß er mich gefangen halte.«

»Sprich nicht ſo, meine Tochter, ſprich nicht ſo,« ſagte die Saltarella zitternd, »frage mich nicht um die Urſache, aber ich und Du wir ſind dieſem Manne beſondere Rückſichten, ja Hochachtung ſchuldig.«

»Hochachtung!« wiederholte Zerbine mit einem verächtlichen Lächeln; »was iſt das?«

»Höre, Saltarella,« begann Biroben, welcher der ganzen Unterredung aufmerkſam zugehört hatte;

»es iſt in mir ein Verdacht rege geworden und je weiter wir vorwärts kommen, deſto gegründeter erſcheint er mir ... Du kennſt dieſen Montes ſchon ſeit langer Zeit und ſtandeſt gewiß ſchon vor dem Tage, wo Du ihm deine Tochter anvertrauteſt, in näherer Beziehung zu ihm?«

»Was geht Dich das an, Biroben? Es handelt ſich doch nicht um deine Angelegenheiten?«

»Im Grunde genommen haſt Du recht,« verſetzte der Zigeuner mit Gleichgiltigkeit; »indeſſen finde ich es durchaus nicht nothwendig, daß Du den Namen Biroben ſo oft und ſo laut nennſt... Niemand weiß, wo manchmal ſo ein Gensd'arme ſteckt... Uebrigens trage ich für den Augenblick einen andern Namen, ich heiße Senor Buſtamente und bin außerordentlicher Leibarzt des Kaiſers von Braſilien. Vergiß es nicht und gib mir nicht wieder jenen garſtigen und gefährlichen Namen.... Meiner Treu Zerbinchen,« fuhr er mit einem freundlichen Lächeln fort, »wenn Du Dich recht gut aufführſt, ſo werden wir ganz prächtige Geſchäfte machen. Du wirſt tanzen, ich werde mit Branntwein vermiſchtes Brunnenwaſſer als Balſam verkaufen, die Saltarella wird die Caſſe überwachen und Alles ſoll ganz gut gehen; wir werden unſere Taſchen mit guten harten Thalern füllen, vorausgeſetzt, daß uns die Regierung, die mir ſtets feindſelig geſinnt war, nicht in dem ſchönen Erwerbe ſtört. Glücklicherweiſe hat man den Kaiſer in vollem Ernſt geſtürzt und die armen Leute werden nun etwas Ruhe haben.«

»Geh, geh, Camerad,« verſetzte die Saltarella mit einem Seufzer, »wir werden wegen des unglücklichen Vorfalles im Römerhauſe diesſeits der Grenze keinen Augenblick ſicher ſeyn... Wenn Du mir folgen wollteſt, ſo gingen wir entweder nach Catalonien oder in's Andorrathal, wo wir nichts zu befürchten hätten.«

»Vor einigen Tagen ſprachſt Du nicht ſo von Spanien, Saltarella, von jenem Lande, wo man täg-

lich mit harter Noth zwei bis drei Realen zusammenklaubt: seit Du deine Tochter wiedergefunden hast, ist deine Ansicht eine veränderte geworden ... Indessen magst Du vielleicht Recht haben; denn diese Gerichtspersonen sind eine wahre Landplage für das arme Frankreich ... Uebrigens« fügte er mit leiser Stimme hinzu, »brauchten wir wegen dieses unglücklichen Ereignisses im Römerhause nicht weiter in Unruhe zu seyn, wenn Du sagen wolltest, was Du weißt.«

»Ich? ... ich weiß nichts. Hast Du denn vergessen, daß ich in jenem Augenblicke nicht bei der Bande war?«

»Allerdings, allein Du kanntest den Schuldigen, jenen mit Ruß geschwärzten Mann, der sich »Kohlenbrenner« nennen ließ. Wir trafen ihn eine halbe Viertelstunde vom Römerhause, wo er sich zu uns gesellte und von Dir besonders gut aufgenommen wurde.«

»Das war ein Betrüger, ich kannte ihn nicht weiter,« versetzte die Zigeunerin in barschem Tone; »frage mich nicht weiter, ich weiß nichts, und sey still, wenn Du willst, daß wir Freunde bleiben.«

Bei diesen Worten drehte sie ihrem Gesellschafter den Rücken zu.

Während dieser Unterredung fuhr der Wagen immer weiter und näherte sich der in die Flanke des Berges führenden Felsschlucht; allein ungeachtet der Bemühungen des Kutschers wurde der Schritt der armen Mähren immer langsamer, und es schien unumgänglich nothwendig zu seyn, sie ein wenig ausschnaufen zu lassen. Bevor ihr Eigenthümer diesen Entschluß faßte, führte er die Hand zur Stirne, um sich vor den Strahlen der untergehenden Sonne zu schützen und prüfte neuerdings die Krümmungen der Straße. In der Entfernung von einer halben Viertelstunde ritt ein Mann in vollem Galopp den Abhang des Berges hinauf. Biroben oder wenn man will, Sennor Bustamente, da er in diesem Augenblicke so genannt

ſeyn wollte, machte eine bedeutſame Fratze und zeigte, ungeachtet ſeiner Prahlerei, eine leichte Bläſſe auf ſeinem gebräunten Geſichte.

»Das iſt, meiner Treu, der Capitain Montes ſelbſt,« ſagte er zu ſeinen Begleiterinen.

Zerbine blieb ruhig, allein die Saltarella ſtieß einen Schrei des Entſetzens aus.

»Laß den Wagen halten,« ſchrie ſie; »wir wollen hier abſteigen und uns im Gebüſche verbergen ... ich könnte ſeine Gegenwart um keinen Preis vertragen.«

»Iſt er denn wirklich ſo fürchterlich, Saltarella?... Doch auf jeden Fall wird es gut ſeyn, ſich vorzuſehen.«

Bei dieſen Worten nahm er aus einem Kaſten des Wagens eine alte Flinte heraus.

»Komm, komm, meine Tochter,« rief die Zigeunerin aus: »er bringt uns ſonſt um!«

»Ich bleibe hier,« ſagte Zerbine in entſchloſſenem Tone; »ich fürchte mich nicht vor ihm...«

»Magſt Du es wollen, oder nicht, es iſt nicht mehr möglich, ihm auszuweichen, denn hier iſt er ſchon!«

Die Nähe der Verfolgten hatte Montes mit friſchem Eifer erfüllt. Er gab ſeinem unglücklichen, bereits ganz erſchöpften Pferde ohne Unterlaß die Sporen und erreichte die Flüchtlinge am Eingange des Engpaſſes.

Bei dem Geräuſch, welches ſein Nahen verkündigte, drückte die Zigeunerin ihre Tochter feſt an ſich und verkroch ſich im Hintergrunde des Wagens. Biroben hingegen legte ſeine Flinte mit einer herausfordernden Miene an.

Montes ſtellte ſich mit ſeinem Pferde quer über die Straße und ſperrte ſo dem armſeligen Geſpann den Weg ab. Dann warf er Biroben einen verächtlichen Blick zu und ſagte:

»Alſo Du biſt's, Du Taugenichts? Dachte ich mir's doch gleich.«

»Er hat mich erkannt,« rief der Zigeuner voll Verwunderung aus, indem er mit der Hand nach seinem Schnurbart fuhr, den er wieder befestigt hatte.

»Glaubst Du vielleicht, die elenden Roßhaare die Du Dir da angeklebt hast, reichten hin, dein Spitzbubengesicht unkenntlich zu machen?... Stelle deine rostige Flinte bei Seite, erbärmlicher Feigling, mit Dir habe ich vorderhand nichts zu schaffen.«

Er stieg ab und näherte sich dem Wagen, in welchem die Saltarella ein herzzerreißendes Geschrei ausstieß.

»Still, still! Ihr dummen und undankbaren Geschöpfe; glaubt Ihr unsere Lage sey nicht ohnedies kitzlich genug, daß Ihr noch alle Leute in der Nähe herbeirufen wollt?... Oh! Ihr seyd also ungeachtet meiner Befehle nach Frankreich zurückgekehrt? Das wird Euch bald sehr schlecht bekommen.«

Selbst Birobeu wurde durch diese bestimmte Redeweise in Angst versetzt.

»Sagen Sie doch, Sennor Montes,« frug er, »laufen wir denn wirklich irgend eine Gefahr?«

»Wie! Ihr habt die Unklugheit begangen, Euch in der Stadt Foix sehen zu lassen und Ihr bildet Euch ein, nicht bemerkt, nicht erkannt worden und gegen gerichtliche Verfolgung sicher zu seyn?«

»Teufel, wenn es so ist... Ich hielt mich für so gut verkleidet!«

»Oh, ist denn nicht dein räudiger Esel, den Du überall mitschleppst hinreichend, Dich zu verrathen? Und dann ist dieser kleine Teufel dumm genug, den Namen der Saltarella auf offener Straße auszurufen! Habt Ihr denn den Verstand verloren, oder auf Eure alten Verwicklungen mit den Behörden ganz vergessen?«

»Wenigstens,« stotterte Birobeu, »weiß dort unten Niemand, wo wir uns befinden?«

»Niemand, mit Ausnahme des geschwätzigen Wir-

thes, der Zerbinens Abenteuer der ganzen Stadt erzählen wird ... mit Ausnahme des Ingenieurs Norbert, der alle Zigeuner, und insbeſondere Dich und die Saltarella lieb hat.«

»Barmherzigkeit! Der junge Tollkopf wird uns eine Legion Gend'armen nachſenden, die uns in einem Nu beim Schopfe haben werden!«

»Meinetwegen,« ſagte die Saltarella mit kläglicher Stimme, »man mag uns feſtnehmen, wenigſtens wird man mich nicht von meiner Tochter trennen.«

»Zum Teufel, glaubt ihm doch nicht!« ſagte Zerbine verächtlich, »er lügt wieder, er lügt immer, denn das iſt ſo ſeine Art; er glaubt uns Furcht einflößen zu können.«

Villareal warf dem kecken Geſchöpfe einen zornigen Blick zu.

»Sagen Sie mir einmal, Sennor,« verſetzte der Zigeuner, ſich hinter den Ohren kratzend, »nicht wahr, Sie möchten uns, nemlich mich und die Saltarella, gerne drüben in Spanien wiſſen? Wohlan denn, laſſen Sie uns ruhig weiter ziehen und wir wollen bald über der Grenze ſeyn. Was die Kleine anbelangt, ſo halte ich ſie nicht zurück; ſie wollte mit uns gehen und wenn ſie mit Ihnen zurückkehren will ...«

»Das will ich nicht!« verſetzte Zerbine trocken.

»Ueber die Grenze!« wiederholte Montes; »weißt Du denn nicht, daß alle Engpäſſe in dieſem Augenblicke von bewaffnetem Volk, von regulären franzöſiſchen und ſpaniſchen Truppen beſetzt ſind? Man wird Euch feſtnehmen und vielleicht auch als Spione erſchießen, vorausgeſetzt, daß man Euch in dem einen oder in dem andern Lande nicht der Gerechtigkeit überliefert.«

Diesmal verlor ſelbſt der muthige Zigeuner die Faſſung.

»Heilige Jungfrau! Mein guter Herr,« ſagte er leiſe

wimmernd, »was soll aus uns werden? Ich bin ein ruinirter Mann ... meine Geschäfte ließen sich so gut an! Jetzt verliere ich Alles auf einmal.«

Montes schien sich einen Augenblick an seiner Angst zu weiden.

»Höre mich an, Biroben, und auch Ihr eigensinnigen Weiber,« hob er endlich an; »hätte ich meinem Zorne gegen Euch die Zügel schießen lassen, so hätte ich ruhig zugesehen, wie Ihr herumstreicht, bis Ihr mit einem Male für alle Eure Missethaten zu büßen hättet ... Allein es liegt in meinem eigenen Interesse, daß man Euch nicht zu sehr in die Karten gucke, versteht Ihr mich wohl? Und nur aus dieser einzigen Rücksicht will ich Euch vor den Folgen Eurer Unbesonnenheit bewahren ... Ich werde Euch daher in einem sichern Versteck verbergen, wo Euch Niemand suchen wird. Dort mögt Ihr abwarten, bis die Grenze frei ist; sobald dies der Fall ist, werde ich Euch selbst nach dem ersten catalonischen Thale bringen ... Und wenn Ihr es dann noch einmal wagt, den französischen Boden zu betreten, so werde ich, ich schwöre es Euch, Mittel finden, Eure Kühnheit zu bestrafen.«

Dieser Vorschlag wurde mit allgemeinem Mißtrauen aufgenommen.

»Hm!« brummte Biroben, »was mag wieder dahinter stecken?«

»Es ist eine Falle,« sagte Zerbine achselzuckend.

»Er spricht nicht davon, mir mein Kind zu entreißen!« dachte die Saltarella.

»Die Sache ist abgemacht,« fuhr der Chevalier von Villareal fort; »höre, Freund Biroben, thue mir einmal den Gefallen, ein wenig bei Seite zu treten, während ich mich mit diesem Frauenzimmer bespreche ... Sofort werde ich Dir eröffnen, was ich von Dir erwarte, damit Du deine Mußestunden bis zu deiner Abreise nach Spanien ausfüllst; allein ich sehe es nicht gern, wenn

deine langen Ohren meine Worte zu erspähen suchen ... Und Ihr, Ihr albernen Geschöpfe, steigt aus und rechtfertigt Euch wegen des mir gespielten Streiches.«

»Ich will nicht absteigen!« sagte Zerbine.

»So bleibe sitzen, eigensinniges, unbezähmbares Mädchen!« sagte Montes in zornigem Tone; »zunächst habe ich nur mit deiner Mutter zu sprechen... Sie wird sich hoffentlich diesen Befehl nicht wiederholen lassen.«

»Ich werde Ihnen gehorchen, Montes,« sagte die Saltarella, »und Sie mögen mich züchtigen, wenn Sie wollen; allein versprechen Sie mir nur, mir meine Tochter lassen zu wollen.«

»Wer denkt daran, Dich zu züchtigen? Wem fällt es ein, Dir deine Tochter nehmen zu wollen?« sagte der Capitain mit wachsender Ungeduld; »meine Absichten haben sich geändert, Ihr mögt zusammen leben und sterben ohne daß ich Euch fortan daran hindern werde... Komm herunter, ich habe mit Dir zu sprechen.«

Die Saltarella leistete weiter keinen Widerstand und Montes nahm sie beim Arme und zog sie rasch mit sich fort.

Die Sonne ging eben unter und kaum beleuchteten ihre letzten Strahlen noch die Gipfel der am Wege stehenden Korkeichen. Große grüne Käfer summten auf der staubigen Straße herum. Auerhühner krähten von den Bäumen herunter, wo sie sich für die Nacht einen Ruheplatz ausgesucht hatten. Villareal und die Zigeunerin gingen etwa fünfzehn Schritte abseits von der übrigen Gesellschaft; das Schweigen und die Einsamkeit schienen in ihnen düstere Erinnerungen wach zu rufen. Da Montes noch immer schwieg, so sagte die Saltarella mit einiger Wehmuth:

»Schon lange war ich Ihnen nicht so nahe, Montes... seit jener Zeit, wo ich noch die Hütte des ehrlichen Giuseppe Eferle nicht weit von Gonac bewohnte. Ich hatte die Milchwirthschaft meines Herrn über

mich und nie lief wohl ein fröhlicheres und glücklicheres Mädchen im Gebirge herum. Ich hatte mich an die stille Lebensweise der braven Leute, die mich in meiner Kindheit aufgenommen, bereits gewöhnt. Ich würde vielleicht dieses ruhige Haus nie verlassen haben, wenn ich Sie nicht getroffen hätte... Sie irrten damal arm und elend in der Nachbarschaft umher; ich dachte nicht daran, daß Sie einem höhern Stande angehören könnten und Sie schienen sehr zu beklagen zu seyn... Ich liebte Sie und brachte einen armen Mann zur Verzweiflung, der mich vielleicht mehr liebte, als Sie.«

»Zu was das Andenken an diese Kindereien heraufbeschwören?« bemerkte Montes ganz zerstreut.

»Diese Ereignisse kommen mir ins Gedächtniß zurück, da ich Sie mir so nahe sehe und die Erinnerung davon ist mir sehr angenehm, wiewohl den Freuden sehr bald die bittersten Leiden folgten . . . Ich war in der Hoffnung . . . mein Dienstherr, der mich bis dahin sehr gut behandelt hatte, jagte mich ohne Erbarmen fort; ich mußte mich einer Zigeunerbande anschließen, denn Sie waren plötzlich verschwunden und ich glaubte mich ganz verlassen. Erst später, bei einer schrecklichen Veranlassung sah ich Sie wieder . . .«

»Sage mir einmal, Saltarella, hast Du vor Zerbinen, vor unserer Tochter nie etwas davon erzählt?«

»Niemals . . . ich hatte mich stets Ihren Befehlen unterworfen . . . Zerbine weiß es nicht, daß sie einen reichen adeligen Vater hat, der sie hätte zu einem hohen Range in der menschlichen Gesellschaft berufen können!«

»Ist es meine Schuld, wenn es nicht geschehen ist?« unterbrach sie Montes mit Heftigkeit; »hast Du nicht mit deiner ungehobelten Tochter den schönsten Plan zu nichte gemacht, den ich je gefaßt hatte? Hat es von mir abgehangen, den Namen und das Vermögen der Familie

Villareal auf dieſes eigenſinnige Kind zu übertragen?«

»Wohl, wohl, ich weiß es, Sie erinnerten ſich ihrer in dem Augenblicke, wo Sie ſie Ihrer perſönlichen Intereſſen wegen brauchten. An jenem Tage ſuchten Sie das Mädchen in dem Gefängniſſe auf, in welches man uns Beide geworfen hatte, da wir ohne Brot und ohne Obdach waren. Dann zwangen Sie mich auszuwandern, um auf meine Tochter einen unumſchränkten Einfluß auszuüben. Sie haben es heute geſehen, daß Sie von ihr und von mir zu viel verlangt hatten. Sie iſt mir gefolgt, ſie will mich nicht mehr verlaſſen . . . Vielleicht hat ſie es auch nicht vergeſſen, daß ich es vor Ihrer unvermutheten Rückkehr allein war, die ſie liebte und beſchützte. Arme Zerbine! in ihrer Kindheit trug ich ſie bei weiten und beſchwerlichen Märſchen auf dem Rücken, ich flehte für ſie die öffentliche Mildthätigkeit an, wenn ich ihr ſelbſt nichts mehr geben konnte. So kam es, daß wir einmal ſogar das Mitleid Ihres Bruders rege machten . . .«

»Genug,« unterbrach ſie Montes mit Härte, »ich habe Dir keine Vorwürfe gemacht, ich will daher auch keine von Dir hören . . . Es genügt mir, daß deine Tochter nichts von der Vergangenheit weiß, denn ihre Kühnheit flößt mir, ich will es nicht läugnen, ernſte Beſorgniſſe ein . . . Doch das iſt nicht Alles,« fuhr er, auf die Zigeunerin einen durchbohrenden Blick heftend fort, »haſt Du dieſe und vielleicht noch wichtigere Geheimniſſe irgend Jemanden Andern auf der Welt entdeckt?«

»Wem denn, Du lieber Himmel?«

»Je nun, zum Beiſpiele dem Spitzbuben der da hinter uns ſteht. Er iſt jetzt dein Gefährte und dein Geſellſchafter und vielleicht auch . . .«

»Stille,« ſagte die Saltarella weinend, »das iſt nicht der Fall, das iſt unmöglich; nur Mangel und Elend brachten mich zu dieſem Manne. Weil ich eine arme

Zigeunerin bin, Montes, die Ihnen ihre Ehre, ihr Daseyn und dasjenige ihres Kindes zum Opfer brachte, haben Sie darum das Recht mich zu beschimpfen?«

»Genug Saltarella,« fuhr Montes in einem sanftern Tone fort, »Du bist stets ein gutes Geschöpf gewesen, allein ich dachte . . . doch still davon. Dieser Biroben ist schon ohnedies zu sehr in meine Angelegenheiten eingeweiht, als daß ich nicht Ursache haben sollte, ihn zu fürchten; doch da er die Hauptsache nicht weiß, so will ich es noch einmal wagen, mich seiner zu bedienen, denn der Bursche ist kühn und verschmitzt.«

»Was wollen Sie noch thun, Montes,« frug die Zigeunerin im furchtsamen Tone, »ist Ihr schrecklicher Haß noch nicht gestillt? Sie, der Sie ohne Obdach waren, von der Jagd und vom Schwärzen lebten als ich Sie kennen lernte, sind Sie nicht in diesem Augenblicke der Besitzer eines großen Vermögens?«

»Das ist nicht ganz der Fall, Saltarella. Wie ich es Dir bereits einmal auseinander gesetzt habe, kann ich über dieses Vermögen durchaus nicht nach meinem Belieben verfügen . . . Da der Tod der Erbin meines Bruders Ferdinand bis jetzt noch nicht erwiesen werden konnte, so bin ich nur zum Nutzgenusse der Verlassenschaft berechtigt und es ist mir nicht gestattet, dieselbe ganz oder zum Theile nach Willen zu verwenden oder zu veräußern . . . Um zum vollständigen Besitze des Vermögens zu gelangen, hatte ich die Absicht, Zerbinen für meine Nichte gelten zu lassen und mit einiger Beharrlichkeit wäre es mir gewiß gelungen, diesen Plan zu Ende zu führen. Dann hätte ich sämmtliche liegende Güter verkauft und wir wären nach Spanien gezogen, um dort fern von allen Plackereien ein ruhiges und angenehmes Leben zu führen . . . . . Doch lassen wir die Vergangenheit aus dem Spiele. Fortan will ich mit größerer Sicherheit zu Werke gehen . . .«

»Auf welche Weise, Montes? Setzen Sie genug Vertrauen in mich, um mir Ihre Absichten mitzutheilen?«

»Warum nicht, Saltarella? Diesmal sind dieselben ganz ehrenhafter Natur und ich kann sie ganz laut gestehen. Ich will nemlich meine wirkliche Nichte rechtsgiltig anerkennen.«

»Wäre es möglich, Montes? Sie wollten endlich das an dem armen Kinde begangene Unrecht wieder gut machen? Oh! das wäre ein herrlicher Gedanke, durch dessen Ausführung Sie viele Fehltritte abbüßen würden.«

»Nur ruhig, tugendsame Saltarella! Wie Du rasch vorgehst, meine Theure! Allerdings werde ich jenes junge Mädchen als meine Nichte anerkennen; doch werde ich dies, wohlverstanden, mit der Gewißheit thun, daß ich sie binnen kurzer Zeit beerben werde.«

»Wie, Montes,« frug die Zigeunerin mit Schaudern, »wollten Sie es noch einmal versuchen . . .«

»Nein, nein, der Plan war schlecht, denn er führte zu keinem günstigen Ergebniß und ich habe darauf Verzicht geleistet . . . Heute haben sich die Verhältnisse mehr zu meinen Gunsten gestaltet. Ein gewisser Ausspruch eines vortrefflichen Arztes hat mich mit den freudigsten Hoffnungen erfüllt . . . Von jetzt in einem Monat bin ich der unumschränkte Eigenthümer des ganzen Vermögens.«

»Und Ihre Nichte, Montes?«

»Ist entweder wahnsinnig oder todt.«

»Doch wenn Sie nicht die Absicht haben, Ihr etwas zu Leide zu thun . . .«

»Bah! Du verstehst nichts von gewissen Sachen . . . Ein letztes Wort noch . . . Wenn ich mich nun genöthigt sehe Biroben bei der Ausführung meines Planes zu verwenden, glaubst Du wohl, er sey im Stande mich zu verrathen?«

»Hüten Sie ſich vor ihm.«

»Du behaupteſt doch, er wiſſe nichts.«

»Nichts, Montes, nichts, außer dem, was er ſelbſt ſah, und vielleicht iſt ſchon das zu viel.«

»Wenn ich zu wählen hätte, würde ich ihn wahrſcheinlich nicht zu Hilfe nehmen, denn er könnte mir am Ende doch gefährlich werden. Doch ſeine ganz eigenthümliche Stellung zu den Ereigniſſen, bei denen wir insgeſammt betheiligt ſind, gibt mir einige Bürgſchaft für ſeine Verſchwiegenheit . . . Ich werde ihn auf eine geſchickte Art ausforſchen . . . Du nimmſt deinen Platz im Wagen bei deiner Tochter wieder ein, und kannſt ganz ruhig ſeyn; Niemand wird euch in eurer Lebensweiſe ſtören, vorausgeſetzt, daß ihr mich nach meiner Art handeln laſſet.«

Die Saltarella gehorchte mit gewohnter Unterwürfigkeit und ſtieg in den Wagen, wo Zerbine inzwiſchen eingeſchlafen war. Der Capitain trat nun zu Biroben, der bei ſeinem Geſpann ſtand und heimlich ein Liedchen vor ſich hinſummte.

»Nun, Sennor Buſtamente,« begann er in einem familiären und ſpöttiſchen Tone, »wir ſcheinen beſtimmt zu ſeyn, einander ſchlimme Streiche zu ſpielen. Du haſt indeſſen keine Urſache, Dich über den Ausgang deines Abenteuers von Montcalm zu beklagen; ich ſchnitt deinen Strick hurtig entzwei und Oliba, der Knecht des Wirthes, bemerkte nichts davon.«

»Freilich wohl, aber Sie ließen mir auch eine Kugel am Kopfe vorbeiſauſen,« erwiederte der Zigeuner mit grollender Miene; »übrigens hatten Sie mir auch noch eine Menge Miſſethaten zur Laſt gelegt, ſo zwar, daß mich die Bauern und der junge Herr Norbert todt ſchlagen wollten . . . Hätten Sie mich nur darauf vorbereitet! Aber ſo mußte ich mir Prügel und Schimpfreden gefallen laſſen, ohne recht zu wiſſen warum . . .«

»Und haſt Du es vielleicht nicht verſucht, mich darch in Verlegenheit zu bringen, daß Du die Geſchichte

in deiner Weise erzähltest? Dein größter Fehler war der, Dich erwischen zu lassen . . . Indessen gestehe ich es gerne, Biroben, Jeandot, Bustamente oder wie immer dein jetziger Name lauten mag, daß ich Dir Unrecht gethan habe, was ich nun vom Herzen gerne wieder gut machen will.«

Der Zigeuner sah ihn von der Seite an.

»Ja, ja,« fuhr Montes fort, »wenn ich mich recht entsinne, so zwang man Dich, mir gewisse Quadrupel zurückzustellen, die ich Dir zu verrechnen habe . . . Hier hast Du einige davon, damit ich diese Ehrenschuld um eben so viel vermindere.«

Damit zog er einige Goldstücke aus der Tasche und reichte sie dem Zigeuner hin. Der Letztere ließ sie aus einer Hand in die andere gleiten und seine Augen leuchteten dabei vor Vergnügen.

»Ist das gutes spanisches Gold?« versetzte er voll Entzücken; »ach, mein Herr, das ist sehr schön von Ihnen! Sie sind, wie man zu sagen pflegt ein Mann von Wort und von Ehre . . . Wohlan, wahrhaftig! es thut mir leid, Ihnen heute diesen Streich gespielt zu haben.«

»Diese Goldstücke sind blos ein Vorschuß, Du wirst den Rest erhalten, sobald wir an einem schicklichen Orte angelangt sind. Doch das ist Alles nichts im Vergleiche zu der Belohnung, die Du erhalten sollst, wenn Du einen Auftrag, den ich Dir ertheilen werde, zu meiner Zufriedenheit ausführst.«

»Den Teufel auch! Ich wüßte wirklich nicht, was ich mir noch mehr wünschen sollte! Sehen Sie einmal den Wagen an, wie schmuck der aussieht, wie prächtig er sich auf seinen Federn schaukelt! . . . Und das kleine Maulthier, das mit meinem Esel zieht, was für ein schönes Gespann das gibt! . . . Als ich noch mit Zugpferden handelte, hatte ich nur selten schönere Thiere im Stalle stehen . . . Und das Alles gehört mir und ist von meinem

Gelde bezahlt! Ferners habe ich noch von einem Edelmanne aus dem Thale von Arrans das Recept zur Bereitung des wahrhaftigen Balsams von Tombuktu gekauft, der dreihundert zwei und fünfzig verschiedene Krankheiten heilt. Dazu habe ich noch prächtige Zeugnisse mit Unterschriften von Kaisern und Königen und Bleisiegel, so groß wie meine Hand... Damit, und mit meiner prachtvollen Generalsuniform, die, wie Sie sehen, noch ganz gut ist, muß ich mein Glück machen ... Die Stadt- und Landleute werden mir ihre Thaler an den Kopf werfen.«

»Glaubst Du?« versetzte Montes mit einem Blicke voll Mitleid und Verachtung; »Du hoffst, die Tölpel mit deinem elenden von einem dämpfigen Gespann gezogenen Karren, und deiner fadenscheinigen Jacke zu blenden? Man wird sich über Dich lustig machen, trotz deines Balsams und deiner Unterschriften von Kaisern und Königen ... Du mußt etwas besseres haben, Sennor Bustamente; was würdest Du zum Beispiel zu einer prächtigen, gleich einem Reliquienkästchen gemalten und vergoldeten Kalesche sagen, was zu einem Paar andalusischer Rosse, zu einer Regimentstambours-Uniform der ehemaligen kaiserlichen Garde, die vom Kopf bis zu den Füßen dergestalt mit goldenen Stickereien bedeckt wäre, daß Du Mühe hättest sie zu tragen?«

»Wenn sie mir nur die Zunge frei läßt!« rief der Zigeuner mit Enthusiasmus aus. »In drei Monaten bin ich reich genug um ein Viertheil des französischen Reiches zu kaufen.«

»Nun denn, das Alles sollst Du haben, wenn Du mir dienen willst.«

Der Zigeuner riß die Augen auf, als könnte er dieses Anerbieten nicht für Ernst ansehen; bald darauf zog er jedoch seine Stirne in finstere Falten.

»Sie werden mir wieder irgend eine schmutzige Geschichte aufbürden,« sagte er im verdrießlichen Tone;

»wenden Sie sich lieber an Jemand Andern, so etwas ist nicht meine Sache... Ich bin schon zu viel wegen Angelegenheiten gepeinigt worden, bei welchen ich durchaus nichts verschuldet hatte; warum sollte ich mich ein Mal freiwillig ins Unglück stürzen?«

»Du willst mich mit deinen Bedenklichkeiten zu einem höheren Anbote zwingen,« sagte Montes, ohne sich über die Vermuthung Birobens beleidigt zu fühlen; allein ich gebe Dir mein Wort zum Pfande, daß Dir die Ausführung meines Antrages durchaus keine Verlegenheiten bereiten soll.«

»Wenn es so ist ... Lassen Sie hören, was verlangen Sie von mir?«

»Es handelt sich noch immer um dieselbe Angelegenheit... Du sollst es mit dem wilden Mädchen zu thun bekommen.«

»Sie ist also nicht durch den gewissen Flintenschuß ums Leben gekommen?«

»Sie lebt noch, sie befindet sich in Foix in einem Kloster.«

»Wirklich! Man hat sie also gezähmt?«

»Es muß ein Mittel gefunden werden, sie von dort zu entführen und nach einem Orte zu bringen, den ich Dir bezeichnen werde.«

»Sie werden ihr doch nichts zu leide thun?«

»Noch einmal, nein ... wenigstens nicht in dem Sinne, wie Du es meinst?«

»Ganz wohl, allein die Sache scheint mir nicht so ganz leicht zu seyn... Erstlich ist es nach Ihrer eigenen Aussage unmöglich, daß ich mich in irgend einer Stadt sehen lasse, ohne Gefahr zu laufen, erkannt zu werden.«

»Du kannst Dich so gut verkleiden! Du wirst eine Perücke aufsetzen, Dir das Gesicht bemalen ...«

»Genug davon, das ist meine Sache... Aber wie

soll ich in's Kloster gelangen? Es muß ja dort hohe Mauern und eiserne Gitter geben?«

»Ich werde Dir die nöthigen Andeutungen zukommen lassen ... Ich habe genaue Beobachtungen angestellt; nichts leichter als ins Marienkloster zu bringen.«

»In's Marienkloster?« wiederholte Biroben mit Lebhaftigkeit: »ist das nicht jenes Kloster, das am Flusse liegt?«

»Dasselbe!«

»Dann brauchen Sie sich über die Art und Weise wie ich hineingelangen kann, nicht weiter den Kopf zu zerbrechen,« sagte der Zigeuner mit Bestimmtheit; »ich nehme die ganze Sache auf mich!«

»Wie so?«

»Weil ich im Kloster selbst Bekannte habe.«

»Du?«

»Ja wohl; eine Zigeunerin von meiner früheren Bande ist dort Nonne, und soll sogar, wie man sagt, ein Muster der Frömmigkeit seyn.«

»Vortrefflich! allein deine ehemalige Gefährtin wird Dir kein Gehör schenken wollen.«

»Ich habe Mittel in den Händen, um ihr die Ohren zu öffnen. Sie mag noch so fromm thun, sie wird uns dennoch behilflich seyn, ich verspreche es Ihnen. Also Herr Capitain, es ist Alles abgemacht: Sie übergeben mir die Pferde, den Wagen, das goldgestickte Kleid, sobald ich das wilde Mädchen in Ihre Hände liefere?«

»Wohl, wohl, Du wirst Dich über mich nicht zu beklagen haben. Nur müssen wir unsern Plan wohl und reiflich erwägen, bevor wir daran denken ihn auszuführen.«

»Sie haben Recht, wir müssen uns Zeit nehmen, um unsere Vorkehrungen treffen zu können ... Doch zum Henker!« frug Biroben, indem er sein Fuhrwerk anhielt, »wir gehen immer vorwärts, und Sie haben noch nicht gesagt, wo wir hin sollen.«

Die kleine Carawane hatte sich in der That im Verlaufe des Gespräches in Bewegung gesetzt und war nun am Ausgange des Engpasses angelangt. Dort theilte sich der Weg in zwei Ausästungen, deren eine in einen Thalkessel führte, während sich die andere in einem unermeßlichen Walde verlor.

»Hierhin,« sagte Montes, nach links zeigend.

»Ganz wohl, aber wohin gehen wir?«

»Nach jenem Zufluchtsorte, den ich Euch versprochen habe.«

Die Saltarella bog sich zum Wagen heraus.

»Montes,« sagte sie bestürzt, »wollten Sie es wirklich wagen . . .«

Ein energisches Zeichen verschloß ihr den Mund.

»Jedenfalls,« bemerkte Biroben mit einem mißtrauischen Blicke, »möchte ich wissen, wohin dieser Weg führt?«

»Nun denn,« antwortete Montes mit barscher Stimme, »er führt nach einer meiner Besitzungen . . . nach dem Römerhause . . . . Das Haus ist seit langer Zeit unbewohnt und seine Umgebungen sind ganz verödet; nur dort seyd Ihr gegen alle Nachforschungen vollkommen gesichert.«

Bei diesen Worten gab er seinem Pferde die Sporen.

»Nach dem Römerhause,« brummte der Zigeuner, indem er ein verdrießliches Gesicht schnitt, »eine jede andere Herberge wäre mir lieber gewesen . . . Die dort bringt nur Unheil.«

XV.

Voll Vertrauen in die guten Absichten des Chevaliers von Villareal, erwarteten die beiden Norbert in Foix das Ergebniß seiner Versprechungen. Indessen verging eine ganze Woche, ohne daß er etwas von sich hören ließ. Erst am achten Tage kam ein in aller Eile geschriebener, aus einer nahen Stadt datirter Brief an. Montes erklärte in unbestimmten Worten, seine Schritte bezüglich der Saltarella und ihrer Pflegetochter hätten noch nicht den gewünschten Erfolg gehabt. »Ich bin nichts destoweniger entschlossen,« fügte er hinzu, »die interessante Schülerin des Marienklosters als meine Nichte selbst für den Fall anzuerkennen, wo es mir nicht gelingen sollte, die Zigeunerin zum Widerruf zu bewegen; indessen kann man, um künftigen Schwierigkeiten vorzubeugen, nie genug Beweise sammeln, da ein Act von solcher Wichtigkeit unantastbar seyn muß. Ich will daher meinen Zweck mit Beharrlichkeit verfolgen.«

Er schloß damit, Onkel und Neffen aufzufordern, seiner theuren Antonia alle mögliche Sorge angedeihen zu lassen und drückte die Hoffnung aus, die langen Leiden des armen Kindes würden bald zu Ende seyn.

Dieser Brief der, wie wir es sagen müssen, einzig und allein den Zweck hatte, Zeit zu gewinnen, machte indessen bei den Beschützern des jungen Mädchens keinen Verdacht rege. Valentin erschöpfte sich sogar in Lobes-

erhebungen über den unermüdlichen Eifer des Capitains von Villareal.

»Du bist dem Manne sehr geneigt,« sagte der Pfarrer mit einem boshaften Lächeln, »seitdem er Dir gewisse Hoffnungen gemacht hat. Hüte Dich, mein Freund, daß dein Urtheil nicht das Gepräge des augenblicklichen Eindruckes an sich trage. Indessen muß ich gestehen, daß die Bedenklichkeiten des Capitains nicht ungegründet sind. Die Rechte unserer Pflegebefohlenen müssen klar erwiesen seyn, und es ist gut, wenn alle möglichen Documente zusammengebracht werden, die im Stande sind, sie unantastbar zu machen. Ich schenke daher der Absicht des Chevaliers, in seinen Nachforschungen fortfahren zu wollen, meinen ganzen Beifall . . .«

»Wenn es so ist, lieber Onkel, warum sollten nicht auch wir uns Mühe geben, alle möglichen Beweise zu sammeln und auf diese Weise dem Chevalier seine mühsame Aufgabe zu erleichtern. Haben Sie denn unsere früheren Vermuthungen hinsichtlich des alten Giuseppe vergessen? Nun fällt mir auch noch ein äußerst wichtiger Umstand ein . . . Während meines Aufenthaltes am Montcalm erzählte mir der alte Hirt nicht ohne Rührung von einer Zigeunerin, welche lange in seinem Meierhofe gewohnt hatte und die er hatte heirathen wollen. Wäre es nicht möglich, daß er mit diesem Frauenzimmer noch jetzt in Verbindung steht und daß er durch sie in die Kenntniß der Ereignisse gelangte, auf die er anzuspielen schien? In diesem Falle könnte er uns ohne Zweifel werthvolle Aufschlüsse über die Saltarella und ihre Begleiterin geben.«

»Wirklich habe ich auch auf Giuseppe vergessen, lieber Valentin, oder vielmehr hielt ich seine Aussage nicht mehr für unumgänglich nothwendig. Aber Du hast Recht; vielleicht können wir von dieser Seite Aufklärungen erlangen, die im Stande sind, den Gang der Sache

zu beſchleunigen . . . Wohlan denn! ich will dieſen Greis aufſuchen und entweder durch Bitten oder durch Drohungen zum Geſtändniß bringen . . . Schon morgen reiſe ich ab.«

»Soll ich nicht lieber die Reiſe unternehmen, guter Onkel? Die Reiſe wird beſchwerlich ſeyn, und wahrſcheinlich werden Sie den Alten am Montcalm aufſuchen müſſen; es iſt alſo beſſer ich gehe.«

»Iſt das dein voller Ernſt, Valentin? Könnteſt Du ohne ein tiefes Bedauern die arme noch immer leidende Antonia verlaſſen? Uebrigens kannſt Du ganz ruhig ſeyn; Giuſeppe iſt ſchon viel zu alt, um noch die ganze Sommerzeit auf dem Montcalm zubringen zu können; ich werde ihn ganz gewiß in ſeinem kleinen Häuschen in Suc finden . . . Endlich biſt Du, damit ich es gerade heraus ſage, viel zu lebhaft, viel zu ungeſtüm, als daß Du ihn zum Geſtändniſſe bringen ſollteſt; mein Alter und mein Gewand hingegen werden auf ihn einen Einfluß ausüben, dem er nicht gut widerſtehen kann.«

Die beiden Norbert beſchloſſen einander ſtets von den laufenden Ereigniſſen in Kenntniß zu ſetzen und ſchon am nächſten Morgen reiſte der Abbé, nachdem er ſich von ſeiner Pflegebefohlenen beurlaubt hatte, nach Suc ab.

Der beunruhigende Geſundheitszuſtand Antonia's gab für Valentin's Verweilen in Foix einen hinreichenden Grund ab. Seit der von uns beſchriebenen heftigen Scene hatte ſich das junge Mädchen nie gänzlich erholen können und war in einen tiefen Trübſinn verfallen. Norbert brachte bei ihr alle jene Augenblicke zu, die er ihr nach den Regeln der Schicklichkeit widmen durfte; allein es war ihm nicht gelungen, ihr die geheime Urſache ihrer Traurigkeit zu entlocken. In die Nothwendigkeit verſetzt, die größte Vorſicht in ſeinen Fragen zu beobachten, aus Furcht in ihr traurige Erinnerungen zu wecken, welche die ſchlim-

sten Folgen gehabt hätten, konnte er auch nur unbestimmte und unzusammenhängende Antworten erhalten, denen durchaus kein bestimmter Sinn zu entnehmen war.

Es verflossen abermals acht Tage; der junge Beamte erhielt weder von seinem Onkel noch von Herrn von Villareal einen Brief. Mit Antonia's Gesundheit ging es auch nicht besser, wiewohl man ihr im Kloster alle mögliche Pflege angedeihen ließ. Alles gab sich Mühe, sie zu unterhalten und aufzuheitern. Der Pavillon im Garten war fast ausschließlich ihrem Gebrauche überlassen. Die abgesonderte Lage dieses Gebäudes, die ringsum herrschende Ruhe, die Nähe des Flusses und des freien Feldes, die weite Aussicht, die man in demselben genoß, schienen ihrer melancholischen Laune, ihrem Hange nach Einsamkeit zuzusagen. Dort konnte sie sich wenigstens ganz ungestört ihren Gedanken überlassen und die würzige Gebirgsluft einathmen. Eine Laienschwester war ihr beigegeben worden, um sie zu bedienen und zu beaufsichtigen; doch mit Ausnahme dieses geringen Zwanges fand sie an diesem Aufenthaltsorte die frühere Ruhe ihrer ehemaligen Einsiedelei im Teufelsbrunnen wieder.

Eines Abends saß Valentin mit Antonia auf der Terrasse. Die Dunkelheit nahm unter dem dichten Laubwerk der Linden immer mehr zu; schwere Dünste stiegen zum Himmel empor; die Luft war lau und mit Electricität erfüllt; ein Ungewitter schien sich für die kommende Nacht vorzubereiten. Wie alle nervösen Naturen war das junge Mädchen gegen alle Witterungsveränderungen ungemein empfindlich; sie schien deshalb an jenem Abende noch weit niedergeschlagener und kränklicher zu seyn, als gewöhnlich. Diese tiefe Traurigkeit hatte sich auch des jungen Beamten bemächtigt und das junge Paar beobachtete seit einem Augenblicke ein vollkommenes Schweigen. Von Zeit zu Zeit glitt ein dunkler Schatten unter den Bäumen vorüber; es war dies die mit Antonia's Bewachung beauf-

tragte Nonne, die, ihren Rosenkranz herunterbetend, auf und ab ging.

»Marie,« hob endlich Valentin an, indem er die heiße Hand des jungen Mädchens ergriff, »meine süße, theure Marie, um des Himmelswillen verheimlichen Sie mir nichts mehr! Gestehen Sie mir die Ursache Ihres geheimen Schmerzes, der Ihre Gesundheit untergräbt, Ihr Leben in Gefahr bringt!«

Antonia hob den Kopf empor und lächelte schmerzlich.

»Nun denn, Valentin, ich will Ihnen die Wahrheit sagen, aber auch nur Ihnen allein . . . Versprechen Sie mir jedoch, daß Sie mich nicht ausschelten wollen.«

»Ich Sie ausschelten, Marie! Welchen Fehler könnten Sie denn begehen, den mein Herz nicht im voraus zu entschuldigen bereit wäre?«

»Und doch habe ich mich eines großen Fehltrittes schuldig gemacht, Valentin . . . Ich habe Sie getäuscht, ich habe alle diejenigen getäuscht, die mich lieben, wenn ich behauptete, es sey mir um meine Vergangenheit nicht leid.«

»Wie! wäre es möglich?«

»Ja wohl, Valentin; tadeln Sie mich nicht, denn dieses Gefühl ist stärker als ich. Wenn ich an mein ungebundenes Leben in den Bergen denke, wenn ich mir meine Grotte im Teufelsbrunnen, meinen Tannenwald, den im Sonnenglanze funkelnden Gletscher vorstelle, wenn mir alle diese freundlichen Bilder meines wilden Lebens vor die Seele treten, da wird mir mein Herz schwer und ich muß weinen . . . weinen, wie jetzt, wo es mir unmöglich ist, mich der Thränen zu erwehren.«

Und wirklich entquoll den Augen des armen Mädchens ein heißer Thränenstrom.

»O, ich konnte mir es wohl denken,« sagte Valentin seufzend. »Haben Sie es denn aber auch bedacht, daß diese Sehnsucht nach Ihrem früheren Leben eine arge Un-

dankbarkeit gegen alle Ihre Freunde, und beſonderes gegen mich, in ſich ſchließt?«

»Ich bin nicht undankbar gegen Sie, Valentin, oh, ſagen Sie das nicht, denn es iſt nicht wahr; ich nehme Gott zum Zeugen, daß dieſes nicht der Fall iſt.«

»Und doch thut es Ihnen leid, daß Sie mich kennen gelernt haben?«

»Oh, nein! nicht Sie, ſondern die Welt, der Sie mich wieder gegeben haben, dieſe Welt, deren Gewohnheiten, Anſichten und Geſetze mich bei jedem Schritte verletzen. Wie weit glücklicher fühlte ich mich dort drüben am Montcalm! Des Winters lag ich in meiner Grotte auf meinem Moosbette und bot dem tobenden Unwetter Trotz. Im Sommer pflückte ich Beeren und wilde Pflaumen von den Gebüſchen und Hecken und tauchte in den Waldſtrom hinab um muntere Forellen zu fangen. Im Frühling hörte ich den Vögeln zu, die auf den Korkeichen und Lärchenbäumen ſangen. . . . Jede Jahreszeit hatte für mich ihre beſonderen Freuden und Genüſſe ... Hatte ich die Bedürfniſſe des Augenblickes oder des ganzen Tages geſtillt, ſo war ich frei, wie die ſchönen Gemſen, die neben mir am Raſen herumſprangen und ſich durch meine Gegenwart nicht weiter ſtören ließen. Ich freute mich in aller Ruhe des blauen Himmels, der reinen Luft, des Blumenduftes, mit Einem Worte, aller Schönheiten des Himmels und der Erde.«

Valentin hörte ihr mit einem Ausdrucke des tiefſten Mitgefühles zu.

»Theure Marie,« ſagte er mit Rührung, »Sie können ſich, wie ich ſehe, in die menſchliche Geſellſchaft, in der Sie fortan leben ſollen, nicht hineinfinden, da Sie noch immer an Ihrem früheren jammervollen Daſeyn Geſchmack finden! Denken Sie doch ein wenig nach, ich bitte Sie . . . Kömmt es denn gar nicht in Betracht, daß Sie Ihres Gleichen nicht kannten und von denſelben nicht ge-

kannt wurden, daß Sie Niemand liebte und Sie hingegen alle Welt haßten, daß Ihnen endlich ſogar der Glaube an Gott abging?«

»Ich haßte meine Nebenmenſchen nicht, Valentin, wiewohl ſie mir einen ungeheuren Schrecken einflößten; vielmehr fand ich ein unausſprechliches Vergnügen daran, meine Mitmenſchen zu ſehen, ſobald ich es ohne eigene Gefahr thun konnte . . . Eines Tages näherte ich mich einem am Fuße des Montcalm gelegenen Dorfe. In einem Gebüſche verborgen bemerkte ich ein kleines Kind, welches ganz allein vor der Hausthüre ſpielte. Ich lachte, ich weinte in meinem Verſteck; ich hätte mich dem hübſchen Kinde gern genähert, um es zu berühren und ſeine Stimme zu hören, allein eine unüberwindliche Scheu hielt mich zurück. Ich hatte in einem benachbarten Obſtgarten eine ſchöne Birne gepflückt; ohne mich ſehen zu laſſen, warf ich ſie dem kleinen Kinde zu. Es ſah ſich verwundert um, hob die Frucht auf und führte dieſelbe mit einem Blicke zum Himmel — wahrſcheinlich um ihm für ſeine Gabe zu danken — zum Munde. Meine Freude kannte nun keine Grenzen: ich klatſchte in die Hände und ſtieß ein ſonderbares Geſchrei aus. Dadurch erſchreckt, trat das Kind in's Haus und ich bekam es nicht wieder zu ſehen . . . Traurig ſchlich ich nach meiner Grotte zurück und weinte bitterlich, weil ich das liebe kleine Kind nicht mehr vor Augen hatte.«

Valentin wagte es nicht, dieſe naiven Erinnerungen zu unterbrechen. Antonia blieb einen Augenblick in Nachdenken verſunken.

»Sie beſchuldigen mich ferner, ich habe den gütigen Gott des Himmels nicht gekannt,« fuhr ſie fort; »Sie haben darin ganz Unrecht . . . Wohl wußte ich ſeinen Namen nicht, und konnte nicht ſo zu ihm beten, wie die guten Nonnen dieſes Kloſters, allein er hatte ſich meinem Herzen geoffenbart und ich liebte ihn, ohne ſeine Weſenheit erklären zu können. In allen meinen Leiden, meinen Qua-

len, flehte ich zu ihm, ohne ihn anzusprechen; an ihn richtete ich meine Thränen, wenn ich ohne einen Beweggrund weinte, mein Lächeln, wenn meine Seele mit Freude erfüllt war; dieses Lächeln, diese Thränen waren meine Dankopfer, meine Gebete. Während einer geraumen Zeit behielt ich die Gewohnheit bei, zu gewissen Stunden das Zeichen des Kreuzes zu machen. Diese Gewohnheit nahm nach und nach einen andern Charakter an, und wurde zu einer unbewußten, mechanischen Bewegung. So oft mich indessen der Anblick der Natur mit Bewunderung erfüllte oder sobald mich das Herannahen einer Gefahr erschreckte, fühlte ich das Bedürfniß in mir, mich mit dem höchsten Wesen in Verbindung zu setzen und ich bekreuzigte mich, indem ich zum Himmel emporsah.«

Während dieser Unterredung war es immer dunkler geworden. Einige ferne Blitze erhellten die schwarzen Dünste die schwer auf der Erde lagen. Die Nonne näherte sich den beiden jungen Leuten.

»Mein Fräulein,« sagte sie in süßlichem Tone, »es ist schon dunkel und die Frau Oberin würde uns hart anlassen, wenn Sie noch länger im Garten verweilen wollten . . . Uebrigens,« fügte sie zu Valentin gewendet hinzu, »gestatten es die Satzungen unseres heiligen Hauses nicht, daß ein Fremder nach Sonnenuntergang hier bleibt.«

»Oh! nur noch einen Augenblick, Schwester Ursula,« versetzte Norbert mit flehentlicher Stimme, »das Fräulein ist ja nicht so streng an die Klosterregel gebunden und ich habe ihr noch so Manches zu sagen . . . Es ist mir nicht möglich, sie in ihrer jetzigen traurigen Gemüthsstimmung zu verlassen und wenn es nöthig ist, will ich Sie bei der Frau Oberin entschuldigen.«

Die Nonne wollte auf ihrem Willen beharren, als sich plötzlich am Ufer des Flusses, dicht unter der Terrassenmauer eine kräftige Männerstimme hören ließ, die ein catalonisches Lied sang. Valentin warf einen flüchtigen Blick nach

dieſer Richtung. Ein Mann, ſeinem Ausſehen nach ein Fiſcher, ſaß in einiger Entfernung in einem Kahne. Die Dunkelheit erlaubte es nicht, ſeine Geſichtszüge zu unterſcheiden, zudem war er ſo zuſammengekauert, daß er ſein Geſicht völlig verbarg.

Dieſer Geſang ſchien auf Schweſter Urſula einen ganz beſonderen Eindruck zu machen. Sie bat das junge Paar mit zitternder Stimme, ſich zu beeilen und entfernte ſich, als wollte ſie ihren einſamen Spazirgang wieder fortſetzen. Allein in der Wirklichkeit, und an einer Stelle wo das dichte Laub der Linden ihre Bewegungen verbergen konnte, näherte ſie ſich heimlich dem äußerſten Rande der Terraſſe und wechſelte einige Worte mit dem Kahnführer.

Weder Valentin, noch Antonia bemerkten dieſen Umſtand und hätten ſie ihn auch bemerkt, er hätte keineswegs ihr Mißtrauen rege gemacht.

»Sie haben die Schweſter Urſula gehört,« ſagte Antonia mit melancholiſchem Ausdruck; »ſie iſt gut und ich bin ihr für ihre Gefälligkeiten vielen Dank ſchuldig, und doch mußten wir ſie erſt bitten, daß ſie uns erlaube, die belebende Abendluft einzuathmen, anſtatt mich in jenes enge Haus einzuſperren, wo man erſtickt. . . . Das geſammte Daſeyn in der menſchlichen Geſellſchaft iſt ſo beſchaffen, Valentin; man vernachläſſigt die Gaben Gottes um ſich einem ewigen Zwange und tyranniſchen Geſetzen zu unterwerfen, die zuweilen keinen vernünftigen Grund haben.«

»Die Welt iſt nicht an ſo ſtrenge Regeln gebunden, wie dieſes Kloſter, meine gute Marie,« verſetzte Valentin lächelnd; »der Zwang, über den Sie ſich beklagen, hört außerhalb dieſer Mauern auf . . .«

»Glauben Sie das wirklich, Valentin?« frug Antonia indem ſie ihren Kopf mit ihrer Hand unterſtützte; »man hat mir im Gegentheil geſagt, ein armes

junges, ſchwaches und unwiſſendes Mädchen wie ich, ſey in dieſer Welt einer Menge Beſchränkungen unterworfen, es dürfe weder einen Schritt thun, noch ein Wort ausſprechen, ohne die Bosheit der Leute rege zu machen, überall gebe es Fallen, und Jedermann ſuche die Unerfahrne zu täuſchen, mit der man, wenn ſie aus Unkenntniß oder zu viel Selbſtvertrauen einen Fehltritt begeht, nicht das geringſte Mitleid habe.«

»Man hat dieſe Angaben übertrieben, Marie, wiewohl in unſeren geſellſchaftlichen Verhältniſſen die Stellung eines jungen Mädchens ohne Familie, die Wahrheit zu ſagen, eine beſonders ſchwierige iſt . . . Doch,« fügte Valentin mit gedämpfter Stimme hinzu, »wer ſagt Ihnen, meine theure Marie, daß Sie nicht nahe daran ſind, alle Vortheile zu beſitzen, welche die Grundbedingungen eines angenehmen und glücklichen Lebens ſind? . . . Ich möchte nicht gerne zu früh gewiſſe ſchmerzliche Saiten berühren . . . Allein warum ſollte ich es Ihnen verſchweigen, daß Ihre Familie bald, vielleicht ſchon in einigen Tagen . . .«

»Sprechen Sie mir nicht davon,« unterbrach ihn Antonia zuſammenſchaudernd, »rufen Sie in mir nicht jene ſchmerzlichen Erinnerungen wach, wenn Sie wollen, daß ich meinen Verſtand behalten ſoll!«

»Laſſen wir alſo dieſen Gegenſtand fallen,« ſagte Valentin mit einem Seufzer; »wiſſen Sie indeſſen nicht, liebe Marie, wie ſich ein junges elternloſes Mädchen wie Sie, in Ermanglung anderer nahe ſtehender Perſonen einen Beſchützer erwirbt? Sie kann zum Beiſpiel die Lebensgefährtin eines Mannes werden, der ſie liebt . . .«

»Ich weiß das,« erwiederte das Koſtmädchen erröthend, »und dieſe von Gott geſegnete Verbindung nennt man die Ehe . . . Allein dieſes Glück iſt für mich nicht geſchaffen.«

»Warum das, liebe Marie?«

»Wer möchte wohl ſein Schickſal an das meinige ketten?... Ich weiß es nur zu wohl wie groß der Unterſchied zwiſchen mir und den andern Mädchen iſt.«

»Dieſe Gedanken ſind keine Eingebung Ihres Herzens, jedenfalls ſtehen Sie unter dem Einfluß einer Ihnen eingeimpften übertriebenen Delicateſſe, unter der Einwirkung Ihnen beigebrachter falſchverſtandener Anſichten ... Ich werde es erfahren, wer der grauſame Dämon oder vielmehr der ungeſchickte Rathgeber iſt, der ſich ſo viele Mühe gibt, Ihnen die Verhältniſſe der menſchlichen Geſellſchaft mit den ſchwärzeſten Farben auszumalen, und in Ihr ſanftes, liebevolles Gemüth den Samen des Menſchenhaſſes zu ſäen ... Haben Sie es denn trotz Ihrer himmliſchen Unbefangenheit nicht errathen, liebe Marie, daß es einen Mann gibt, der ſich glücklich ſchätzen würde, ſein Schickſal unter allen Verhältniſſen in die ſie gerathen könnten mit dem Ihrigen zu vereinigen?«

»Und dieſer Mann ſind wohl Sie, Valentin,« rief das Mädchen mit Schwärmerei aus. »Oh, ich weiß es, Sie ſind jeder Aufopferung fähig und würden meinetwegen alle Geſetze, alle Regeln dieſer tyranniſchen Welt übertreten ... Allein ich meinerſeits dürfte wohl ein ſolches Opfer, das Sie ſpäter leicht reuen könnte, nicht annehmen.«

»Es iſt alſo wahr!« rief Norbert mit einem verzweiflungsvollen Blick zum Himmel aus, »man hat Ihrem Verſtande eine falſche Richtung gegeben, indem man ihn aufklären wollte... Marie,« fuhr er mit Wärme fort, indem er ſich zu ihr neigte, »ich liebte Sie ſchon als Kind, damals, als mich noch Ihre Familie mit Wohlthaten überhäufte, Sie hören nicht gerne von dieſer trüben Vergangenheit ſprechen, allein ſpäter werden Sie mich wohl begreifen... Meine Zuneigung nahm eine andere Geſtalt an, als ich Sie in einer ſo unglücklichen und Mitleid erregenden Lage am Montcalm fand; und heute wo ich

Sie mit allen köſtlichen Eigenſchaften, mit all der Anmuth eines gebildeten Mädchens geſchmückt ſehe, ohne daß Sie die vortrefflichen Eingebungen Ihres angebornen Charakters verloren haben, heute ſind Sie in meinen Augen das Ideal der menſchlichen Vollkommenheit, und wenn Sie meine Gefährtin werden wollten, ſo würde ich Ihnen das Glück meines Lebens verdanken.«

»Iſt das auch wahr, Valentin?«

»Ich rufe Gott den Allwiſſenden zum Zeugen an.«

Antonia ſtand raſch auf, ein wunderbares Feuer entſtrömte ihren Augen. Sie legte die eine Hand auf Valentins Achſel und wies mit der andern nach der Landſchaft.

»Nun gut, ſo laſſen Sie uns denn gehen,« ſagte ſie.

»Wohin denn, liebe Marie?«

»Nach dem Montcalm, oder wo möglich in eine noch größere Abgeſchiedenheit.. Ich kenne unzugängliche Zufluchtsſtätten, ich will Sie führen... Wir werden uns dort verbergen und glücklich leben ... Dort wird Ihnen Niemand nachkommen, Sie mit Vorwürfen überhäufen, Ihr Bedauern, Ihre Reue rege machen können ... Zögern wir keinen Augenblick und gehen wir!«

Das junge Mädchen hatte jene wilde Thatkraft, jenen zügelloſen Ungeſtüm wieder erlangt, die ſie ehedem charakteriſirten. Valentin blieb unbeweglich.

»Armes Kind,« ſagte er leiſe, »Sie wiſſen ſelbſt nicht einmal, wie thöricht dieſes Vorhaben iſt.«

»Wie ſo, Valentin?« frug ſie mit Beſtürzung, indem ſie ſich niederſetzte, »habe ich nicht in den Heiligenlegenden, welche mir die gütigen Schweſtern zum Leſen gaben, gefunden, daß ſich Eremiten in die Wüſte zurückzogen, um allen weltlichen Verhältniſſen zu entgehen, um ſich mit Muße der Verehrung Gottes zu widmen?«

Valentin verſuchte es nicht weiter, dem armen Mädchen das Ungereimte ihres Vorſchlages begreiflich zu

machen; er gab ſich vielmehr Mühe, die Hoffnungen des ſo grauſam verletzten Geſchöpfes zu beleben.

»Dieſer Entſchluß fände wohl nur im äußerſten Falle eine Anwendung und wir dürfen uns mit der Durchführung deſſelben durchaus nicht beeilen . . . Ihr Schickſal wird bald eine andere Wendung nehmen: wer weiß ob ſich dadurch nicht auch Ihre Gedanken ändern? Haben Sie noch eine kleine Weile Geduld und denken Sie daran, daß unſere Flucht den ehrwürdigen Abbé Norbert, der uns beide ſo lieb hat, tief betrüben müßte . . . In dieſem Augenblicke iſt er für Sie, für Ihre Intereſſen thätig, wäre es nicht eine Niederträchtigkeit ſeine Abweſenheit dazu zu benutzen, ihn zu verlaſſen?«

»Ich weiß Alles, was ich Ihrem würdigen Onkel, und Ihnen zu verdanken habe,« ſagte das Mädchen mit Niedergeſchlagenheit; »eben darum will ich aber auch dieſen vielen, großen und ſchmerzlichen Opfern ein Ende machen und. . . .«

»Marie! Marie!« unterbrach ſie Valentin mit Heftigkeit, »ich verlange zu wiſſen, wer es gewagt hat, Ihnen die Handlungsweiſe meines Onkels und die meinige in einem ſolchen Lichte darzuſtellen. Ich beſchwöre Sie, mir die Wahrheit zu ſagen, es muß hier Jemand ſeyn, dem Sie Ihr Vertrauen geſchenkt, den Sie um Rath gefragt haben. Sagen Sie mir wer dieſe Perſon iſt, ich will wiſſen . . .«

Das junge Mädchen wollte ſchon den Mund öffnen, um zu antworten, als Schweſter Urſula plötzlich hinzu trat.

»Mein Fräulein,« ſagte ſie mit Härte, »ich kann unmöglich länger warten . . . es iſt ſtockfinſtere Nacht und das Ungewitter kömmt immer näher . . . Herr Norbert wird mich hoffentlich nicht zwingen wollen, die Frau Oberin von ſeiner Gegenwart in Kenntniß zu ſetzen;

er ſollte das Kloſter ſchon längſt verlaſſen haben und meine Nachſicht wird mir wohl einen Verweis zuziehen.«

Valentin ſtand auf.

»Ich will gehen,« antwortete er; »wir wollen unſere heutige Unterredung morgen zu Ende führen, Marie. Ich will um jeden Preis die unerfahrene Freundin kennen lernen, die Ihnen einen ſo falſchen Begriff von der menſchlichen Geſellſchaft beibringt . . . Verſprechen Sie mir einſtweilen ruhig zu ſeyn, und ſich nicht mehr jenen traurigen Gedanken überlaſſen zu wollen, welche Ihnen die Einöde und ihre Schreckniſſe als Ihren einzigen Zufluchtsort, Ihre einzige Hoffnung erſcheinen laſſen.«

»Ich werde es verſuchen, dieſe Gedanken zu vertreiben, Valentin; allein zuweilen unterliegt mein Verſtand und dann . . .«

»Herr Norbert!« ſagte die Nonne in einem beinahe drohenden Tone.

»Auf morgen,« flüſterte Valentin indem er die Hand des jungen Mädchens an ſeine Lippen drückte.

Antonia winkte ihm ein Lebewohl zu und ſank wieder auf ihren Stuhl zurück. Valentin entfernte ſich von Schweſter Urſula mehr fortgeſchleppt als fortgeführt. Zwei- oder dreimal wandte er ſich um, das junge Mädchen zu ſehen, deſſen weiße Kleidung durch die Finſterniß herüberſchimmerte; doch bald ſchloß ſich hinter ihm die äußere Thüre des Kloſters zu.

Schweſter Urſula beeilte ſich, zu Antonia zurückzukehren, die ſie in einer düſteren und nachdenklichen Stimmung am ſelben Platze wiederfand.

»Mein Fräulein,« frug ſie in beſorgtem Tone, »Sie haben ihm doch nichts von mir geſagt?«

»Nein, gute Schweſter; ich habe mich wohl gehütet, ihm die unbekannte Freundin zu nennen, welche ſich meiner Unwiſſenheit erbarmt hat . . . Er wäre auf Sie

böse geworden und es ist ein Unglück, sich seine Unzufriedenheit zuzuziehen.«

»Das ist schön, mein Fräulein, ich hätte es sonst bereuen müssen, Ihnen so blind zugethan gewesen zu seyn . . . Zur Belohnung für Ihre Schweigsamkeit, mögen Sie wissen, daß Alles zu Ihrer Flucht bereit ist . . . Der Mann dort,« fügte sie nach dem Fischer zeigend hinzu, »wird Sie noch in dieser Nacht ins Gebirge bringen und morgen in aller Frühe können Sie auf Ihrem geliebten Montcalm seyn . . . Vielleicht thue ich nicht recht daran,« fuhr sie in einem heuchlerischen Tone fort, »allein ich habe Mitleid mit Ihren Thränen und mit Ihrer Verzweiflung ... Reisen Sie also ab . . . ich wollte, ich könnte Ihnen folgen, um den Rest meines Lebens in ungestörter Einsamkeit zuzubringen und mich einzig und allein mit meinem Seelenheil zu beschäftigen!«

Das junge Mädchen hörte der Nonne mit einiger Verlegenheit zu.

»Ursula,« versetzte sie, indem sie den Kopf sinken ließ, »ich danke Ihnen für Ihre Freundschaft, aber ich kann nicht mehr ans Abreisen denken.«

»Ist es möglich, mein Fräulein!« rief die Nonne voll Verwunderung aus; »haben Sie mir nicht noch gestern, sogar heute Morgen versichert, dieses eintönige Daseyn sey Ihnen unerträglich, sie stürben in diesem Hause vor Langweile und Verdruß, wenn ich es Ihnen nicht möglich machte, von hier fortzukommen? . . .«

»Das ist wahr, meine liebe Schwester, allein erst vor einer Weile bat mich Valentin Geduld zu haben . . . Ich soll noch ein unbekanntes Ereigniß abwarten, das meinem Schicksal eine andere Wendung geben wird . . . Er hofft das Beste, ich habe ihm versprochen, noch zu warten und ich will Valentin nicht ungehorsam seyn.«

»Haben Sie denn das Ergebniß unſerer ſeit acht Tagen in dieſer Hinſicht gepflogenen Unterredungen ganz vergeſſen? Das Beſte dieſes jungen Mannes ſo wie Ihr eigenes verlangt es durchaus, daß Sie ihn nicht mehr ſehen. Seine häufigen Beſuche in dieſem Hauſe ſind eine grobe Unſchicklichkeit und alle Kloſterfrauen nehmen ein Aergerniß daran. Was ihn anbelangt, ſo vernachläſſigt er ſeine Pflichten, ſetzt ſeine Zukunft auf's Spiel, und wenn es ihm einfiele, Sie zu heirathen, würde er Sie mit ſich in einen Abgrund ziehen, in dem Sie beide zu Grunde gehen müßten.«

Antonia faßte Urſula's Anſichten nicht ganz auf, ihre Wirkung war aber darum nur deſto mehr zu fürchten. Sie entnahm nur aus denſelben, Valentin könne unglücklich werden und zwar unglücklich durch ſie.

»Wiſſen Sie das gewiß, liebe Schweſter?« frug ſie mit erſtickter Stimme; »könnte ich in der That auf die Zukunft Valentins, meines erſten Wohlthäters, meines beſten Freundes einen ſo traurigen Einfluß ausüben? Er behauptet im Gegentheil . . .«

»Sie baten mich, Ihnen die Wahrheit zu ſagen und ich habe es auch mit aller Aufmerkſamkeit gethan . . . Wenn ſich Herr Valentin Norbert, der ungeachtet ſeiner Jugend bereits einen ſo hohen Poſten bekleidet, mit einem Mädchen ohne Namen, ohne Vermögen verbände, deren Lebensgeſchichte ſo räthſelhafte Umſtände enthält, wie die Ihrige, ſo würde er ſich ganz gewiß den Tadel der ganzen Welt zuziehen.«

»Vor einer Weile ſprach er über dieſen Punkt ganz anders! . . . Hätten Sie ihn nur hören können, Urſula, er verſprach, mir nach dem Montcalm folgen zu wollen!«

»Können Sie an die Aufrichtigkeit dieſes Verſprechens glauben? Herr Norbert behandelt Sie wie ein Kind, deſſen Launen man ſchmeichelt, ſelbſt wenn man

weiß, daß die Einfälle desselben nicht ausführbar sind . . . Er sollte mit Ihnen nach dem Montcalm gehen wollen, um dort gleich einem Wilden zu leben! Das ist Thorheit, das ist Wahnsinn! Und könnte ihn seine Zärtlichkeit für Sie jezu einer so thörichten Handlung verleiten, so müßte er für Alle ein Gegenstand der Verachtung und des Abscheues werden.«

»Er wird mir folgen Ursula, ich sage Ihnen, er wird mir folgen!« rief Antonia ganz außer sich.

Sie blieb einige Augenblicke im Nachdenken versunken. Ein heftiger Kampf schien in ihrem Innern statt zu finden; ihr Busen wogte auf und nieder, der Schweiß stand ihr auf der Stirne; endlich stand sie rasch auf.

»Verzeihung liebe Schwester,« begann sie, »ich bin ein armes, unglückliches Geschöpf, unfähig, mich selbst zu leiten . . . Ich darf mich meinen eigenen Eindrücken nicht überlassen; ich will mich lieber Ihrer Leitung anvertrauen, Sie, die Sie so erfahren und so mitleidig sind . . . Nun denn, Ursula, verfügen Sie über mich . . . Und da ich Valentins und auch meinetwegen nicht mehr hier bleiben darf, so führen Sie mich fort, ich bin bereit . . .«

Ein düstere Freude spiegelte sich auf den welken Zügen der Nonne ab. Sie nahm Antonia bei der Hand und wollte sie nach einem kleinen Pförtchen führen, das auf's Wasser hinausging.

»Doch, wenn er mich abermals der Undankbarkeit zeihen, mir fluchen sollte?« sagte das junge Mädchen, indem sie zitternd stehen blieb.

»Es bleibt Ihnen das Bewußtseyn, sich für ihn geopfert zu haben.«

»Aber ich werde ihn nicht wieder sehen.«

»Sie werden ihn im Himmel wieder sehen, wo diejenigen zusammen kommen, die hienieden getrennt waren.«

Sollte die Leichtgläubigkeit Antoniens dem Leser unwahrscheinlich vorkommen, so möge er bedenken, daß

das arme Mädchen die unvollkommensten Ansichten von den gesellschaftlichen Verhältnissen besaß. Selbst ohne Lug und Arglist mußte sie der ersten besten listigen Person, welche sich die Mühe gab, sie betrügen zu wollen, zum Opfer fallen.

Ursula öffnete die Thüre, zu der sie den Schlüssel hatte; der Fischer schien am Boden seines Nachens zu schlafen; allein bei dem Geräusch, welches die Nonne mit dem jungen Mädchen machte, stand er rasch auf.

»Bist Du es Rosita?« frug er auf catalonisch.

»Ich bin es,« antwortete die Laienschwester in derselben Sprache.

»Ist es Dir gelungen?«

»Hier hast Du sie.«

Der Fremde unterdrückte ein lautes Lachen.

»Schön, schön, liebe Rosita,« versetzte er; »Du kannst nun versichert seyn, daß ich es der Oberin nicht erzählen werde, was Du mit deinem ersten Kinde machtest, als Du noch zu den Unserigen gehörtest . . . Wenn es Dich übrigens einmal verdrießen sollte, die Fromme zu spielen, so magst Du nur immer zu mir kommen, du wirst lauter gute Freunde finden.«

»Sey still, Biroben,« erwiederte Ursula mit gedämpfter Stimme; »mein einziger Wunsch ist der, weder Dich noch die Deinigen jemals wieder zu sehen . . . Mein ganzes Leben wird nicht hinreichen, den Fehltritt zu beweinen, den ich diese Nacht begehe.«

»Du bist sehr ängstlich geworden, seitdem Du alt und häßlich bist, meine theure Rosita; doch das ist deine Sache . . . Du hast hoffentlich die von uns verabredeten Vorsichtsmaßregeln nicht außer Acht gelassen?«

»Mir muß mehr daran liegen, als Dir, daß die Wahrheit nicht an den Tag kommt. Fürchte nichts . . . die Geständnisse, welche die Kleine noch heute Abends einem ihrer Beschützer gemacht hat, werden das Gerücht,

welches wir ausſprengen wollen, nur um ſo glaubwürdiger erſcheinen laſſen . . .«

Dann wandte ſie ſich zu Antonia, die maſchinenmäßig in den Nachen getreten war.

»Laſſen Sie ſich von dieſem Mann führen,« ſagte ſie auf franzöſiſch; »er wird Sie zur Stadt hinausbringen. Leben Sie wohl, mein Fräulein; vergeſſen Sie nie zu beten und beten Sie auch für mich.«

»Ich werde für ihn beten,« verſetzte Antonia mit feierlicher Betonung; »möge die übrige Welt von mir weder einen Seufzer noch eine Aeußerung des Bedauerns erwarten.«

Sie verhüllte ſich das Geſicht mit beiden Händen und der Nachen entfernte ſich.

Urſula ſah ihm nach, bis er das andere Ufer erreicht hatte. Antonia und Biroben landeten bei einem Weidenbuſche. Einen Augenblick ſpäter kam ein Maulthier mit einem ſorgfältig verhängten Sitzkaſten zum Gebüſche heraus; der Zigeuner führte es am Zügel und bald war Alles in der nächtlichen Finſterniß verſchwunden.

Nun ſperrte Urſula die kleine Thüre hinter ſich ab, ſtieg auf die Terraſſe, nahm dort einige Kleidungsſtücke Antoniens und warf dieſelben in's Waſſer; darauf ſtieß ſie ein herzzerreißendes Geſchrei aus, und benachrichtigte die Nonnen in aller Eile, die Koſtgängerin Maria habe ihre Wachſamkeit getäuſcht und ſey ins Waſſer geſprungen, um wieder nach ihrem früheren Aufenthalte in die Wildniß zurückzukehren.

Tags darauf kam Valentin in aller Frühe ins Kloſter. Sein Geſicht glänzte vor Freude und er hielt einen Brief in der Hand, den er ſoeben bekommen hatte. Man führte ihn zur Oberin, die ihn mit ſichtlicher Verlegenheit empfing.

»Sie wollen Maria einen Beſuch abſtatten?« ſtotterte ſie.

*

»Sie heißt nicht mehr Maria ſchlechtweg, Madame,« verſetzte Valentin, unfähig, ſeine Freude länger zu verbergen, »diejenige, der Sie dieſen Namen gaben, heißt nun Antonia von Villareal. Fortan darf ſie den Namen der edlen Familie führen, der ſie angehört. Ihr Onkel und Vormund hat ſie endlich durch einen geſetzlichen Act förmlich anerkannt . . . Ich komme nun, Sie von dieſer Veränderung in Kenntniß zu ſetzen.«

»Wie!« rief die Oberin aus, »dieſes geheimnißvolle Mädchen ſollte reich und von edler Geburt ſeyn? Oh, Herr Norbert, mit welchen Vorwürfen werden Sie uns überhäufen, und doch, Gott iſt mein Zeuge . . .«

»Was hat ſich denn zugetragen, Madame?«

Die Oberin theilte ihm die in der vergangenen Nacht ſtattgefundene Flucht des jungen Mädchens mit. Ein Antonien gehöriger Schleier war im Fluſſe gefunden worden, und beſtätigte die Wahrheit ihrer Ausſage. Valentin war über dieſe Nachricht mehr betrübt als überraſcht.

»Ich konnte mir es ſchon geſtern denken, als ich ſie in einer ſolchen Aufregung ſah, ſie werde nicht Wort halten,« rief er aus. »Doch es thut nichts, man kann ſie ohne Zweifel noch erreichen. Es wird mir gelingen, oder ich werde darüber zu Grunde gehen.«

Eine Viertelſtunde ſpäter war er zu Pferde, und jagte dem Gebirge zu.

XVII.

Am selben Abende, wo die leichtgläubige Antonia heimlich das Marienkloster verließ, saßen die Saltarella und ihre Tochter Zerbine in einer untern Stube des Römerhauses. Die Nacht war finster und der seit geraumer Zeit drohende Sturm mit aller Heftigkeit ausgebrochen. Das seit so langer Zeit unbewohnte Gemach sah mit seinen mit Moder und Feuchtigkeit überzogenen Mauern trostlos aus. Die Fensterscheiben waren theilweise zerbrochen, und der durch die Oeffnungen dringende Luftzug drohte das Kerzenlicht auszublasen, welches den beiden Zigeunern leuchtete.

In einen Mantel gehüllt, die Arme über die Brust gekreuzt, zitterte die Saltarella, so oft das alte Gebäude unter den Anfällen des Sturmwindes aufächzte. Wahrscheinlich traten ihr in solchen Augenblicken die schrecklichen mit dem Römerhause verbundenen Erinnerungen vor die Seele, denn sie sah sich jedesmal voll Angst und Entsetzen um. Zerbine war im Gegentheil noch nie so ruhig und so munter gewesen. Sie arbeitete mit vielem Eifer an einem Gazekleide, welches von künstlichen Blumen und allerhand Flitterwerk strotzte. Stolz auf ihre Arbeit hielt sie von Zeit zu Zeit inne, um ihr Werk zu bewundern. Sie sang mit lauter Stimme, und wenn zuweilen das Heulen des Sturmwindes nachließ, waren ihre gellenden Noten die einzigen hörbaren Töne. Einem abergläubischen Gefühle folgend, öffnete ihre Mutter zwei oder drei Mal den

Mund, um sie zum Schweigen zu veranlassen; allein sey es Furcht keinen Gehorsam zu finden, sey es aus irgend einem andern Beweggrunde, sie schwieg immer wieder still und wandte ihr Gesicht ab.

Montes trat, mit einer Laterne in der Hand, in die Stube.

»Hier wird gesungen,« sagte er mit gedämpfter Stimme, »und man arbeitet ruhig fort, wie eine Schloßfrau an einem Winterabende. Glücklicherweise übertäubt das Ungewitter die Töne des Gesanges und verhindert es, daß man das Licht von außen bemerkt; denn ich habe verboten, daß auch nur das geringste Geräusch gemacht werde und das geringste Anzeichen unserer Gegenwart in diesem Hause verrathe . . . Dieses Haus soll so unbewohnt aussehen, wie ehedem und wäre ich in der Laune zu zanken . . . Alle diese Vorsichtsmaßregeln und Befürchtungen werden indessen bald ein Ende haben. Bereite Dich vor, Saltarella mit deiner Tochter noch diese Nacht abzureisen. Ich erfahre so eben, daß die Straßen bereits frei sind, Ihr könnt die Grenze ohne Schwierigkeit überschreiten . . . Sobald Biroben hier ist, mögt Ihr Euch auf den Weg machen, und er wird wohl nicht mehr lange ausbleiben.«

»Montes,« versetzte die Zigeunerin mit furchtsamer Stimme, »wollen Sie uns nicht bis morgen Zeit lassen? Die Nacht ist so finster und das Gewitter wird die Straßen unwegsam gemacht haben.«

»Je finsterer die Nacht ist, je gefährlicher die Wege sind, desto weniger werdet Ihr Gefahr laufen, bemerkt und erkannt zu werden . . . Euer Aufenthalt in diesem Hause kann nicht ohne Nachtheil für Euch verlängert werden. Schon waren die Leute in der Nachbarschaft verwundert, Rauch aus den Schornsteinen dieses Hauses, das man für unbewohnt hält, emporsteigen zu sehen. Wenn man zufällig unsere Anwesenheit entdeckte, so könnte dies zu be-

denklichen Voraussetzungen Veranlassung geben ... Kurz ich will, daß Ihr fortgeht.«

»Für mich fürchte ich nichts, Montes, das weißt Du am besten; aber meine Tochter, meine arme Zerbine ...«

»Zerbine ist muthig und stark ... Uebrigens sollt Ihr in einem Tragsessel mit einem guten Maulthiere reisen und Biroben wird Euch als Führer dienen.«

»Was mich betrifft, so reise ich gerne fort,« sagte das junge Mädchen mit Sorglosigkeit, »denn ich langweile mich in dem alten Hause, wo man Niemanden sieht, ganz abscheulich ... früher will ich aber mein Kleid fertig machen ... Ich muß Biroben Ehre machen, wenn ich mit ihm im Wagen auf den öffentlichen Plätzen paradire.«

Und sie fuhr eifrig in ihrer Arbeit fort.

»Montes,« hob die Saltarella nach einem augenblicklichen Stillschweigen wieder an, »haben Sie mir nicht versprochen, uns bis zur Grenze begleiten zu wollen?«

»In der That, ich habe es Dir versprochen und ich werde auch mein Wort halten; allein wir können das Haus nicht zusammen verlassen ... Ihr mögt mich am Hirtenkreuze erwarten, wo ich Euch baldigst einholen werde.«

»Warum sollten wir nicht alle auf einmal verreisen, Montes, und zu was dieser Aufenthalt?«

»Still!« unterbrach sie Montes in barschem Tone; »seit wann habe ich es nöthig, Dir von meinen Plänen Rechenschaft abzulegen? ... Weißt Du denn nicht,« fügte er leise hinzu, »daß ich hier diesen Abend Jemanden erwarte?«

»Sie erwarten Jemanden?« fragte die Zigeunerin ganz erstaunt.

»Ja wohl,« sagte Zerbine in muthwilligem Tone, »das wilde Mädchen, welches Biroben zu holen ging ... Teufel! ich will diese Gelegenheit benützen, um

mit ihr Bekanntschaft zu machen. Biroben behauptet, sie sey schöner als ich und sie könne auch besser singen und tanzen . . . Ich muß sie sehen und wenn sich der verfluchte Quacksalber mit mir einen Spaß gemacht hat, so werde ich mich zu rächen wissen.«

Montes' Gesicht hatte sich verdüstert.

»Biroben hat mit Dir von ihr gesprochen?« sagte er, indem er die Faust ballte, »er hat es gewagt . . .«

»Warum nicht?« antwortete Zerbine ohne aus der Fassung zu kommen.

»Der alberne Schurke!« rief Villareal voll Aufregung aus: »es war ihm nicht möglich, seine wichtige Sendung geheim zu halten, und gerade diesem kecken Geschöpfe mußte er diese Angelegenheit vertrauen! Doch Geduld . . . sobald ich ihn nicht mehr brauche . . . Aber sprechen wir nicht mehr davon,« fügte er rasch hinzu, »nichts ist mehr im Stande, das zu vereiteln, was ich beschlossen habe, wenn Biroben's Vorhaben gelungen ist und ich glaube ganz gewiß, daß dies der Fall ist . . . Allein es bleibt mir vor seiner Ankunft noch viel zu thun übrig.«

Er nahm seine Laterne zur Hand und ging nach der Thüre zu. Dort blieb er zögernd stehen und wandte sich zur Zigeunerin.

»Jedenfalls werde ich Deiner zum Leuchten bedürfen, Saltarella,« sagte er. »Folge mir nach.«

»Wohin soll ich gehn?« fragte Zerbinens Mutter, indem sie aufstand.

»In die oberen Gemächer.«

Die Saltarella erbebte.

»Wie Montes, Sie wollen es in dieser Stunde, bei diesem Wetter wirklich wagen . . .«

»In die oberen Gemächer?« wiederholte Zerbine mit Lebhaftigkeit; »Teufel! ich werde Euch begleiten. Seit

ich hier bin, habe ich diese Zimmer, die so schön seyn sollen, noch nicht gesehen.«

»Nicht doch, meine Tochter,« rief die Zigeunerin, ihr den Weg verstellend voll Entsetzen aus, »Du weißt nicht, was Du sprichst. — Ich bitte Dich.«

Zerbine runzelte die Stirn, wie sie dies bei dem geringsten Widerspruche zu thun pflegte.

»Wie,« sagte Montes, »Du sollst in einigen Stunden abreisen und Du willst dieses allerliebste Kleid unvollendet lassen? Das wäre wirklich Schade.«

»Das ist auch wirklich wahr,« versetzte das launenhafte Geschöpf, »ich will noch diese Guirlande anheften und dann sogleich nachkommen. In einem Augenblicke bin ich damit fertig.«

Sie nahm ihre Arbeit wieder auf und fuhr in ihrem Gesange fort.

Die Saltarella sah Montes verwundert an, ohne diese ungewöhnliche Fügsamkeit begreifen zu können; doch Alles wurde ihr klar, als Villareal, nachdem sie die Stube verlassen hatten, die Thüre hinter sich zuschloß und den Schlüssel zweimal umdrehte.

»Auf diese Weise,« sagte er in mürrischem Tone, »wird es deiner verteufelten Tochter unmöglich seyn, uns zu stören; ihre Gegenwart würde Alles verderben.«

»Sie wird wüthend werden, sobald sie bemerkt, daß man sie eingesperrt hat.«

»Nun, und was weiter? Die Thüre ist von drei Zoll dicken Eichenbohlen, die Mauern sind fest und die Fenster mit starken Eisengittern versehen. Sie wird also wohl warten müssen, bis wir unsere Angelegenheiten geordnet haben . . . Vorwärts,« fügte Montes in rauhem Tone hinzu, »und laß mich mit deiner Tochter ungeschoren; ich habe ganz andere Sorgen im Kopfe. Ich werde nicht eher zufrieden seyn, als bis ich mir dieses

ſtöckiſche Geſchöpf ganz vom Halſe geſchafft haben werde, was hoffentlich bald der Fall ſeyn wird.«

Sie ſtiegen die breite ſteinerne Treppe, die zum obern Stockwerk führte, langſam hinauf. Das Geräuſch ihrer Schritte rief ein düſteres Echo wach und der Schein der Laterne warf auf die mit Moder überzogenen Mauern rieſige Schatten. Die Saltarella kam nur mit vieler Mühe weiter und kalte Schweißtropfen ſtanden ihr auf der Stirne. Selbſt Villareal ſchien, trotz aller Bemühung gefaßt zu erſcheinen, unter dem Einfluſſe eines haarſträubenden Entſetzens zu ſtehen. Sie kamen vor eine große Thüre mit zwei Flügeln. Oberhalb des Schloſſes bemerkte man noch die rothen Siegel, welche von dem Gerichte am Tage nach dem entſetzlichen Blutbade angelegt worden waren. Villareal ſchauderte bei dieſem Merkzeichen zuſammen und als er die Hand emporhob, um aufzumachen, ſo konnte man ſehen, wie heftig ſie zitterte. Das roſtige Schloß leiſtete lange Widerſtand; endlich machte Montes eine verzweifelte Anſtrengung und die Thüre, welche ſich raſch in ihren Angeln drehte, ließ dem Raume einen widrig riechenden, eiskalten Luftzug entſtrömen.

Doch Saltarella und ihr Führer blieben unbeweglich und wagten es nicht einmal in den finſtern Hintergrund des großen Salons einen Blick zu werfen.

»Alſo hier war es?« flüſterte die Zigeunerin.

»Hier war es!«

Und ſie ſtanden noch immer wie feſtgebannt an der Schwelle.

»Du biſt wahrhaftig verrückt!« rief endlich Villareal zornig aus.

Er trat unſicheren Schrittes ein, und die Saltarella folgte ihm. In der Mitte des Gemaches angekommen, ſtellte Montes die Laterne auf einen Tiſch; dann griff er nach ſeiner Bruſt, wo er eine Waffe verborgen hatte und ſah ſich endlich furchtſam um.

Der Saal hatte noch dieselben Meubeln, wie zur Zeit seiner früheren Besitzer. Am Fenster stand ein kleiner Pfeilertisch von eingelegter Arbeit vor einem großen weichgepolsterten Lehnstuhle; auf demselben befanden sich noch Stücke von angefangenen Stickereien und verschiedene kleine Damenartikel. Es war dies in der That der Platz, wo vordem die schöne Frau von Villareal zu sitzen pflegte.

Etwas weiter sah man kleine Kinderstühle von Ebenholz und einen Schreibtisch von Acajou mit messingenen Verzierungen, auf welchem Ferdinand von Villareal die Quittungen für seine Pächter zu schreiben pflegte. Doch derjenige, der um das düstere Drama wußte, dessen Schauplatz dieser Saal war, konnte noch leicht die Spuren des Verzweiflungskampfes erkennen. Der Secretär war an mehren Stellen zersprungen; der Teppich schien durch convulsivische Fußtritte zusammengetreten und zerrissen worden zu seyn. Neben einer Seitenthüre bemerkte man auf der wollenen Stickerei desselben, die Vögel und Blumen in glänzenden Farben darstellte, zwei große schwärzliche Flecken: diese Flecken waren augenscheinlich Blut.

Alles das bei dem blassen Schimmer der Laterne gesehen, welcher einzelne Theile des Gemäldes beleuchtete und andere im Halbdunkel ließ, bot einen äußerst düsteren Anblick dar. Ein zur Hälfte blind gewordener Spiegel reflectirte einen zufällig aufgefallenen Lichtstrahl; aber die vergoldeten Leuchter und die Stutzuhr welche den Camin zierten, waren mit Staub und Grünspan überzogen und ohne allen Metallglanz. Die von der Feuchtigkeit zerstörten Tapeten hingen in Fetzen von den Wänden herunter. Das Ungewitter, welches draußen noch fortwüthete, vermehrte noch die Schrecknisse dieses Unglücksortes, in welchem man noch Blutgeruch zu verspüren glaubte, unwenn der Blitz die Scene zeitweilig mit seinem raschend bläulichen Scheine erleuchtete, war es, als ob von allen,

Seiten geheimnißvolle Gestalten erständen und die gottlosen Entweiher dieses Ortes umschwebten.

In dem Maße jedoch, als Montes diese Einzelnheiten beaugenscheinigte, schien sich seine frühere Gemüthsbewegung zu legen. Er richtete sich gerade in die Höhe, eine lebhafte Röthe überzog seine Wangen und seine Augen glänzten.

»Ja, ja,« sagte er endlich mit einem höhnischen Lächeln, »es war nur Gerechtigkeit . . . sie mußten ihr unverschämtes Glück büßen . . . es war recht, ganz recht!«

»Nehmen Sie sich in Acht,« murmelte die Saltarella, in dem sie sich an ihn schmiegte, »es ist hier nicht der Ort und die Zeit, um die unglücklichen Schlachtopfer anzuklagen . . .«

»Wenn Du Dich fürchtest, so gehe weiter ... Was mich betrifft, so habe ich die Lebenden nicht gefürchtet und die Todten können mir noch weniger Angst einjagen.«

Und er sah sich abermals mit einem herausfordernden Blicke im Saale herum. Die Saltarella wagte es weder zu sprechen, noch sich zu bewegen, ja nicht einmal Athem zu holen.

»Du weißt nicht,« hob Montes mit steigender Lebhaftigkeit an, »Du weißt nicht, zu welch schrecklichen Qualen mich das beständige Glück Ferdinands verdammte, Du weißt nicht, welcher Vulkan von Rache, Haß und Zorn in meiner Brust tobte, bevor er zum Ausbruch kam? Höre mich an,« fuhr er, sich auf einen Stuhl niederlassend fort, »alle meine Leiden sind noch meinem Gedächtniß gegenwärtig, als hätte ich dieselben erst gestern empfunden . . . Als wir noch Kinder waren, hatte mein Vater für Ferdinand eine ungerechte Vorliebe; meine Erziehung wurde vernachläßigt, während man alle seine Fähigkeiten bildete. Später nahm er als ältester Sohn den Familiennamen an, während ich mich mit der bürgerlichen

Benennung »Montes« begnügen mußte; er erbte das ganze Vermögen unserer reichen Familie, während ich eine elende Abfertigungssumme erhielt, von der ich kaum zur Noth leben konnte. Nach dem Tode unseres Vaters kaufte ich mir eine Capitänsstelle in einem spanischen Regimente, allein bald mußte ich mich wegen eines Duells mit meinem Vorgesetzten, der todt auf dem Platze blieb, flüchten.«

»Unter einer heuchlerischen Vorspieglung von Bruderliebe gewährte mir mein Bruder bis zur Beendigung dieser Angelegenheit in seinem Hause eine Zufluchtsstätte und wußte endlich durch seine Bemühungen die gegen mich eingeleitete Untersuchung niederzuschlagen. Damals lebten wir anscheinend auf einem sehr vertrauten Fuße; aber in der Wirklichkeit überhäufte er mich wegen einiger Jugendsünden, die kaum der Rede werth sind, mit Ermahnungen und Vorwürfen. In der Zwischenzeit traf ich eines Tages in Sevilla, wo wir uns aufhielten, ein schönes und reiches Mädchen, in das ich mich sterblich verliebte. Mein Bruder sah sie, verliebte sich gleichfalls in sie und hatte keine Mühe mich aus dem Sattel zu heben . . . Es war Maria, die himmlische Maria, für die ich Alles zu vollbringen im Stande gewesen wäre, die größten und edelsten Thaten, wie die ungeheuersten Verbrechen.«

Er hielt ein, gleichsam als erstickte bei dieser Erinnerung der Zorn seine Stimme. Die Saltarella redete ihn mit thränenden Augen und in vorwurfsvollem Tone an.

»Sie sagten mir nie etwas von dieser Liebe . . . Sie versicherten mir im Gegentheil, ich allein . . .«

»Was soll ich viel von einer Liebe erzählen, die sich sehr bald in den glühendsten Haß verwandelte?« unterbrach sie Montes mit barscher Stimme; »am Hochzeitstage wollte ich sie beide tödten; sie kannten mich, sie hatten Angst und entflohen; bald erlangte ich die Gewißheit, daß sie

Spanien verlassen hatten. Mehre Jahre hindurch wußte ich nichts von ihnen. Neue Fehler, vielleicht auch Verbrechen zwangen mich ein zweites Mal, mein Regiment zu verlassen und auszuwandern; ich verbarg mich in diesem Gebirge. Hier erfuhr ich nun, mein Bruder habe sich reich, glücklich und angesehen mit seiner liebenswürdigen Familie unweit von Foix niedergelassen. Ohne Zweifel hatte damals die Zeit meinen Haß gemildert, denn ich dachte anfänglich nicht daran, mich zu rächen; ich irrte unbekannt in dieser Gegend herum und lebte so gut es ging von der Jagd und vom Schleichhandel. Da geschah es, daß ich Dich traf, Saltarella und mich mit Dir verband. . . .«

»Auch ich erinnere mich noch an Alles, Montes!« sagte die Zigeunerin mit kläglicher Stimme, »welches andere Weib hätte Sie in Ihrer Verwahrlosung lieben, Ihnen so blind gehorchen, sich für Sie opfern können, wie die Saltarella? Und was war mein Lohn dafür? Kurze Zeit nach meiner Niederkunft verließen Sie mich sammt meinem Kinde ohne alles Erbarmen.«

»Ich war ungeachtet der Gefahren, die mir dort drohten, nach Spanien zurückgekehrt; das Elend war mir unerträglich geworden und ich rechnete darauf, die Großmuth eines reichen Verwandten anflehen zu können, der mir einige Theilnahme gezeigt hatte . . . Ich hatte das Unglück festgenommen und ins Gefängniß geworfen zu werden. Endlich gelang es mir, zu entwischen, aber als ich hierherkam, erfuhr ich, mein Verwandter sey gestorben und seine Nachlassenschaft gleichfalls in die Hände meines abscheulichen Bruders übergegangen. Das war der letzte Schlag.«

»Wohl erinnere ich mich noch des fürchterlichen Zustandes, in welchem ich Sie wiederfand. Damals zog ich mit Biroben's Bande im Lande herum; die Zigeuner hatten mich wie eine Schwester aufgenommen und mich und meine arme Zerbine beschützt. Infolge eines Restes

von Zuneigung oder vielleicht aus Gewohnheit erkundigten Sie sich nach mir in dem Meierhofe, in welchem ich erzogen worden war. Der gute Giuseppe Esterle hatte mir als er mich so grenzenlos elend sah, meinen frühern Fehler beinahe vergeben, und mir neuerdings einige Unterstützung zukommen lassen. Als er Sie sah, errieth er, wer Sie seyen; in seiner Ehrlichkeit dachte er, Sie wollten mich wieder aufsuchen, um sich fortan mit meinem und meines Kindes Schicksale zu beschäftigen; er ließ mich in der Grotte von Bedaillat, wo unsere Bande gerade ihr Lager aufgeschlagen hatte, aufsuchen. Ich machte mich, durch die Nach icht von Ihrer Rückkunft erfreut und wieder aufgerichtet, sogleich auf den Weg; mein Herz pochte bei dem Gedanken, Ihnen unsere kleine Zerbine zeigen zu können. Ganz außer Athem langte ich bei Ihnen an . . . Ihr Empfang war eiskalt. Blaß und verstört, mit stierem Blick, die Haare in Unordnung, die Kleider in Fetzen, saßen Sie am Camin. Mir und meinem Kinde schenkten sie kaum einen Blick. Sie hatten für uns kein freundliches Wort, keine Liebkosung . . .«

»Du kannst Dir denken, wie mir zu Muthe war . . . Ich hatte soeben den neuen Glücksfall meines Bruders in Erfahrung gebracht.«

»Der ehrliche Pächter war freundlicher als Sie; er hieß mich am Feuer Platz nehmen und gab mir Speise und Trank. Da Sie kein Wort sprachen, so befragte er mich in liebevollem Tone und erkundigte sich unter anderm, welchen Weg Biroben's Bande einzuschlagen gedenke. Ich antwortete, dieselbe beabsichtige nach Foix zu gehen und für diesen Abend die Gastfreundschaft des Besitzers des Römerhauses in Anspruch zu nehmen, der wie es hieß, mit armen Leuten sehr freundlich umgehe . . . Die Erwähnung des Römerhauses machte Sie erbeben; Sie standen auf und wir gingen hinaus, während Giuseppe mit Zerbinen spielte.«

»Saltarella,« ſagten Sie zu mir in einem Tone, dem ich nie widerſtehen konnte, »ich will mich noch heute unter Biroben's Bande miſchen . . . Du mußt mir dabei behilflich ſeyn.«

»Ich verſetzte, nichts ſey leichter, Sie brauchten blos mit mir zu gehen und würden ohne Zweifel gut aufgenommen werden.«

»Nein,« verſetzten Sie nach kurzem Nachdenken, »Du darfſt nicht mit mir gehen, deine Gegenwart würde mich an der Ausführung meines Vorhabens hindern . . . Du magſt mich morgen mit deiner Tochter abholen und wir wollen dann für immer beiſammen bleiben.«

»Sie hatten es mir nicht verheimlicht, daß der Beſitzer des Römerhauſes Ihr Bruder ſey; ich allein wußte um dieſes Geheimniß. Ich glaubte, Sie wollten in das Haus dringen, um Herrn von Villareal ſprechen, ſeine Mildthätigkeit in Anſpruch nehmen zu können . . . Ich gab Ihnen daher eine Anleitung über das, was Sie ſagen ſollten, um ſich die Gunſt Biroben's und ſeiner Leute zu erwerben; ich zeigte Ihnen an, wo Sie dieſelben treffen könnten und Sie bereiteten ſich vor, ſofort dahin abzugehen.

Als wir wieder in Giuſeppe's Haus zurück kamen, ſah er uns neugierig an, als hätte er den Inhalt unſerer Unterredung errathen wollen. Ohne ihm für ſeine gaſtfreundliche Aufnahme zu danken, nahmen Sie einige Kohlen vom Herde mit, um ſich damit Geſicht und Hände ſchwarz zu färben.

»Saltarella,« ſagten Sie mir leiſe ins Ohr, »wenn man Dich hier oder dort drüben um meinen Namen fragen ſollte, ſo ſage nur, man nennt mich insgemein den Kohlenbrenner.«

Dann boten Sie mir auf, auf Alles, was ſich bis zum folgenden Tage in der Umgebung zutragen würde, genau Acht zu geben, und machten ſich auf den Weg.«

»Ich brachte die Nacht in der Pächterswohnung zu und schlief ganz ruhig, ich hatte schöne Träume, in welchen ich uns Beide mit Freuden und Glücksgütern überhäuft sah. Kurz vor Tagesanbruch begab ich mich zum Hirtenkreuze, wo Sie mir ein Stelldichein gegeben hatten. Ich trug meine noch fest schlafende Zerbine auf dem Rücken, aber dennoch schritt ich muthig und rasch vorwärts. Ehe ich noch bei dem Kreuze anlangte, begegnete ich zwei Männern von unserer Bande, die mit außerordentlicher Hast querfeldein liefen. Als sie mich erkannten, kamen sie auf mich zu und wollten mich mit fortziehen. Ich überhäufte sie mit Fragen, sie theilten mir mit kurzen Worten mit, was sie wußten, ... das Uebrige konnte ich errathen. Doch umsonst wollten mich die beiden Zigeuner zur Flucht bereden; im Vertrauen auf Ihr Versprechen ließ ich sie weiter gehen, und begab mich an den bezeichneten Ort. Umsonst erwartete ich Sie während einiger Stunden. Endlich mußte ich auch an meine persönliche Sicherheit denken, ich kehrte also zu dem ehrlichen Pächter zurück, dessen Güte für mich unerschöpflich war und bat ihn um eine Unterkunft; er stieß mich nicht zurück und hielt mich über einen Monat in seinem Hause verborgen, wo ich gegen alle Verfolgungen gesichert war.«

»Und Du belohntest ihn nicht für seine Aufopferung, gute Saltarella?« fragte Montes mit Ironie, »ich glaube der alte Dummkopf war ja früher einmal sehr stark in Dich verliebt gewesen . . . doch, das geht mich in der That nichts an. Nur fürchte ich, daß dieser Giuseppe gewisse äußerst gefährliche Geheimnisse kennt.«

»Er hat Sie nicht verrathen und er wird es auch niemals thun,« versetzte die Zigeunerin mit Wärme, »ich kann für ihn gut stehen, Montes. Was Ihren unwürdigen Verdacht betrifft . . .«

»Kümmere Dich doch nicht weiter darum, Du schrecklicher Thränensack,« unterbrach sie Montes mit Ungeduld; »es ist mir fürwahr blutwenig an diesen Albernheiten

gelegen. Aber deine Erinnerungen haben die meinigen wach gerufen und ich will Dir erzählen, wie ich jene Nacht zubrachte, wo Du so schöne Träume hattest.«

»Nicht doch, Montes, schweigen Sie . . . nicht hier und in diesem Augenblicke . . . es hieße dies Gottes Zorn herauf beschwören.«

»Sey doch ruhig,« versetzte der Capitain, indem er sich in einen Lehnstuhl warf; »Du weißt nicht, mit welchem Selbstgefühl ich an jene Stunde der Rache nach so vielen Jahren des Elends und der Entbehrungen denke . . . Biroben und seine Bande hatten mich mit Gleichgiltigkeit aufgenommen, denn ich erwartete nichts von ihnen und sie hatten nichts von mir zu hoffen. Am Abend kamen wir in dieses Haus und baten um gastfreundliche Aufnahme. Wir wurden gut aufgenommen und in dasselbe Gemach geführt, wo sich gegenwärtig Zerbine befindet. Man schickte uns frisches Stroh zum Nachtlager und Stücke Fleisch zum Abendessen. Meine Gefährten aßen mit Heißhunger, ich aber rührte von diesen Abfällen von der Tafel des Reichen keinen Bissen an und dachte über mein Vorhaben nach . . . Ich forschte die Zigeuner aus und brachte ihnen auf eine geschickte Weise bei, die Gelegenheit sey äußerst günstig, um einen tüchtigen Fang zu machen; ich erzählte ihnen viel von den im Römerhause verborgenen Schätzen, allein die Leute waren viel zu feig und zu stumpfsinnig. Sie waren gerade muthig und schlecht genug, um gelegentlich kleinliche Spitzbuben und Betrüger abzugeben. Ich beschloß also, nur auf mich selbst zu vertrauen. Nachdem sich die Zigeuner gehörig angegessen hatten, legten sie sich auf's Stroh und als ich sie ordentlich schnarchen hörte, machte ich die Thüre, die nicht verschlossen worden war, vorsichtig auf und befand mich im Vorsaale. Beim Eintritte ins Haus hatte ich in einer Nische, die zur Aufbewahrung von Gartengeräthen bestimmt war, eine Holzhauerart bemerkt. Ich tappte so lange herum, bis ich sie gefunden hatte;

dann ging ich, mit dieſem fürchterlichen Werkzeuge bewaffnet, die Haupttreppe hinauf und war bald an der Thüre dieſes Saales angelangt. Ich glaubte, Alles ſey ſchon im tiefſten Schlafe, allein ein ſchwacher Lichtſchein ſchimmerte mir durch die halbgeöffnete Thüre entgegen. Ein Mann ſaß an einem Schreibtiſche und ordnete Papiere; ich erkannte ihn ſogleich: es war mein Bruder.

Bei ſeinem Anblicke gerieth mein Blut in Wallung, meine Augen umflorten ſich und ich wankte . . . doch mein feſter Wille ſiegte und gab mir meine frühere Thatkraft wieder; ich ſchlich mich ohne ein Geräuſch zu machen in den Saal; der dicke Fußteppich machte meine Schritte unhörbar, ich trat hinter den Chevalier, ohne daß er meine Anweſenheit bemerkt hatte.

Dicht hinter ihm ſtehend und feſt überzeugt, er könne mir nicht mehr entrinnen, betrachtete ich ihn mit einer unausſprechlichen Freude. Nie war er mir ſo ſchön, ſo jung, ſo glücklich vorgekommen! Ich ſchlug indeſſen noch nicht zu, ich wollte die Süßigkeit der Rache tropfenweiſe einſchlürfen . . . endlich verrieth ihm eine Bewegung, vielleicht der Schlag meines Herzens, das mir die Bruſt zu zerſprengen drohte, meine Gegenwart. Er drehte ſich herum, ſah mich feſt an, ſtand ſofort auf und ſagte zu mir in ruhigem Tone:

»Was willſt Du hier, elender Menſch?«

»Noch ehe er dieſe Worte beendigt hatte, ſenkte ſich meine Axt auf ſeinen Kopf hernieder, er ſtieß einen fürchterlichen Schrei aus und ſein Blut ſpritzte mir ins Geſicht.«

Bei dieſer Stelle der Erzählung konnte die Saltarella ihr Entſetzen nicht länger bemeiſtern.

»Genug, Unglücklicher, genug!« murmelte ſie.

Allein der Brudermörder ſchien ſich in der Darſtellung dieſer grauſigen Einzelheiten ganz beſonders zu gefallen.

*

»Er fiel nicht sofort zu Boden, »hob er wieder an, »er hatte sogar noch so viel Kraft, auf mich los zu stürzen, wobei er unzusammenhängende Worte sprach. Aber bald drehte er sich, von dem herab strömenden Blute geblendet und von dem erhaltenen Schlage betäubt herum, und brach endlich auf derselben Stelle, wo Du Dich jetzt befindest, zusammen.«

Bei diesen Worten wies er nach einem der schwarzen Flecke am Teppiche zu den Füßen der Zigeunerin. Die Saltarella prallte zurück, als wäre sie auf eine Schlange getreten.

»Glaubst Du vielleicht ich war damit zufrieden, ihn vor mir liegen zu sehen? Keineswegs. Im Augenblicke, wo er seinen letzten Athemzug that, beugte ich mich zu ihm herab und da er mich wegen meines mit Kohle geschwärzten Gesichtes nicht erkannt haben konnte, so rief ich ihm mit lauter Stimme ins Ohr:

»Ich bin Montes, ich bin dein Bruder!«

Die Saltarella hüllte mit krampfhafter Hast ihren Kopf in ihre Mantille ein, um nichts zu sehen und zu hören.

»Du bist zu feige,« versetzte der fürchterliche Villareal mit dem Ausdrucke der tiefsten Verachtung; »je nun, desto schlimmer für Dich . . . Ich will Dir nicht weiter erzählen, wie bei dem Hilfsgeschrei ihres Gatten die schöne und stolze Maria herbei gelaufen kam, und in ihrem Nachtgewande dort an jener Schwelle entsetzt stehen blieb. . . . Sie war so schön, so schön, daß ich den Blick abwenden mußte, um nach ihr schlagen zu können! Auf mein Wort, ich hätte sie verschont, wenn sie mich um Gnade gebeten hätte! . . . Allein sie hatte mich erkannt und überhäufte mich mit Verwünschungen . . . Nun hörte ich auch die Kinder im anstoßenden Zimmer schreien . . . Aber was waren Kinder vor meinem Zorne? Ich ergriff

meine Art und ſtürzte in das Gemach. Der Blutdurſt war mir bereits zu Kopfe geſtiegen . . . Hätteſt Du mich geſehen, als ich wieder in dieſen Saal zurück kam, Saltarella, Du hätteſt Dich vor mir gefürchtet, denn ich warf zufällig einen Blick in den Spiegel und ſchauderte ſelbſt vor mir zurück.«

Die arme Zigeunerin zitterte an allen Gliedern. Das Herz dieſes Weibes war nicht böſe; nur die Unwiſſenheit und der Mangel hatten ſie ſo tief ſinken laſſen. Dem Einfluſſe ihres Verführers gänzlich unterworfen und unfähig ihn zu verrathen, konnte ſie dennoch das Entſetzen nicht verhehlen, welches er ihr einflößte. Aber der blutdürſtige Montes ſchien auf ihre Anweſenheit ganz vergeſſen zu haben.

»Nichts iſt hier verändert,« hob er an, indem er einen Blick um ſich warf, »ich werde wenig Mühe haben, die Gegenſtände an den Platz zu ſtellen, an welchem ſie ſich in jener glückſeligen Nacht befanden . . . Mein Gedächtniß iſt gut . . . Machen wir uns ans Werk, denn es iſt ſpät und ſie können von einem Augenblick zum andern kommen.«

Er ſtürzte einige Stühle um und brachte den Fußteppich an einigen Stellen in Unordnung, dann öffnete er die zwei Thüren, deren eine in das Schlafzimmer der Knaben, die andere in das Gemach der Frau von Villareal führte. Damit zu Ende gekommen, zündete er in den Leuchtern am Camine zwei halb herunter gebrannte Kerzen an, ſo wie eine Dritte, welche ſich in einem alten ſilbernen Armleuchter befand. Dieſe letztere war in der Mitte zerbrochen, ſo daß das Wachs auf das Schreibepult herunter tropfte. Eine jede dieſer Einzelheiten ſchien eine beſondere Bedeutung zu haben.

»Ja, ja, ſo iſt's recht!« rief Montes ſelbſtgefällig aus; »ich ſelbſt ließe mich durch den Schein täu-

ſchen, wenn die beiden Leichname noch hier lägen; allein es wird genügen, daß ſie dieſen Salon und die Anordnung der Meubeln ſieht, ihre Erinnerung und ihre Einbildungskraft werden das übrige thun.«

Durch Montes anſcheinende Ruhe in etwas von ihrem Entſetzen zurückgekommen, folgte inzwiſchen die Zigeunerin allen dieſen Bewegungen mit neugierigen Blicken.

»Was machen Sie da?« frug ſie endlich.

»Begreifſt Du das nicht?... In der Nacht, von welcher ich vorhin ſprach, entging ein armſeliges Geſchöpf der Vernichtung der ganzen Familie, und ich will nun mein Werk zu Ende bringen.«

»Von wem ſprechen Sie, Montes? doch nicht von dem jungen Mädchen, der unglücklichen Antonia, die heute Nachts hierher gebracht werden ſoll?«

»Allerdings.«

Die Saltarella ſchien weiteren Aufklärungen entgegen zu ſehen, allein Montes hielt es nicht für nothwendig, ihr welche zu geben.

»Laß ſehen,« begann er mit nachdenklicher Miene, indem er einen Finger an die Stirne ſetzte, »wir wollen uns noch einmal an alle Umſtände erinnern ... denke Dir, Saltarella,« fuhr er fort, mehr um ſeinem Gedächtniß zu Hilfe zu kommen, als um ſeiner Zuhörerin Mittheilungen zu machen, »denke Dir, daß ich mein Werk für beendigt hielt. In den Salon zurückgekommen, fiel es mir ein, daß mich gewiſſe von mir geſchriebene Briefe compromittiren konnten; ich brach alſo eine Schublade des Schreibpultes auf, wo ich dieſelben auch ſogleich vorfand. Ich bemächtigte mich der ganzen Papiere und warf ſie ins Feuer. Nachdem dieſe Beweiſe meiner feindſeligen Geſinnungen vernichtet waren, hielt ich mich für vollkommen ſicher. Ferdinand hatte hier zu Lande ſeines Bruders,

deſſen er ſich ſchämte, nie mit einem Worte gedacht; der Verdacht konnte ſomit ſpäter nicht auf mich fallen und die Verantwortlichkeit für dieſe blutige That mußte ganz und gar die dummen Zigeuner treffen, welche weder den Muth gehabt hatten, ſich meinem Verbrechen anzuſchließen, noch denjenigen, ſich ihm zu widerſetzen. Um die Wahrſcheinlichkeit dieſer Annahme noch zu erhöhen, bemächtigte ich mich des im Schreibpulte befindlichen Geldes und der Prätioſen, und ſchickte mich an, das Römerhaus zu verlaſſen.

Plötzlich ſah ich die Thüre, welche in Maria's Schlafgemach führte, langſam aufgehen und hörte das leiſe Geräuſch eines beengten Athems. Es hatte mir alſo Jemand zugeſehen? Ich ergriff meine Axt und ſtieß die Thüre raſch auf. Ich ſah ein kleines, bloßfüßiges Mädchen im Nachtgewande, welches unbeweglich und wie verſteinert in einiger Entfernung ſtand. Anfänglich kam mir der Gedanke, das Kind zu verſchonen; was hatte ich von einem ſo jungen Geſchöpfe zu fürchten? Sie konnte mich ohne meine Verkleidung in ſpäterer Zeit gewiß nicht wieder erkennen. Ich wollte mich entfernen, ohne es der Mühe werth zu finden, den kleinen Wurm, der ſich mir in den Weg ſtellte, zu zertreten, als ich mich plötzlich eines Beſſern beſann. Vielleicht war die Kleine ſchon von Anbeginn der blutigen Scene Zeuge derſelben geweſen, vielleicht hatte ſie es gehört, als ich mich ihrem Vater nannte und als mir ihre Mutter die heftigſten Vorwürfe und Verwünſchungen ins Geſicht ſchleuderte. Erſt kürzlich gewann ich die feſte Ueberzeugung, daß meine damaligen Befürchtungen vollkommen ungegründet waren; allein ſie beunruhigten mich nichts deſtoweniger durch einige Jahre, und waren die vorzüglichſte Urſache meiner Nachſtellungen nach dem armſeligen Mädchen.

Nachdem mein Entſchluß gefaßt war, ging ich ſchweigend auf ſie los; ſie war noch immer unbeweglich, blaß und durch meinen Blick wie gefeſſelt. Doch in dem Augen-

blicke, wo ich sie berühren wollte, machte sie einen Sprung nach der Seite und pralte mit aller Kraft an den Thürflügel an. Ich sah eine tiefe Wunde an ihrer Stirne, gerade über dem linken Auge, ein Zeichen, an welchem ich sie später am Montcalm wieder erkannte. Ungeachtet dieser Wunde lief sie mit unbegreiflicher Schnelligkeit durch den Salon und verschwand auf der finstern Treppe.

Ich glaubte nicht, sie könne mir entwischen, denn noch am Abend zuvor hatte der Diener das Hausthor fest verschlossen. Allein als die albernen Zigeuner im oberen Stockwerke ein fürchterliches Geschrei hörten, öffneten sie das Thor, um sich nöthigenfalls den Rückzug zu sichern. Sie befanden sich am Fuße der Treppe und wagten es weder hinauf zu kommen, noch zu fliehen, und beriethen eben über das, was sie thun sollten, als das Kind, leicht und schweigsam wie ein Schatten, neben ihnen vorbei durch den Hof glitt. Ein junger Zigeuner, der die Kleine sah, stieß einen Schrei der Verwunderung aus.

Dieser Schrei ließ mich die Wahrheit erkennen. Ich beeilte mich, hinab zu gehen, und fand die sämmtlichen Zigeuner am Vorplatze. Sie schienen unruhig und unentschlossen zu seyn; fast fürchtete ich, sie wollten sich meinem Fortgehen widersetzen.

»Geht hinauf,« rief ich ihnen rasch zu, »geht hinauf, Cameraden; im dem Gemache, wo es licht ist, werdet Ihr Beute finden ... das Werk ist vollendet!«

Und ich sprang bei diesen Worten zum Thore hinaus, ehe sie daran denken konnten, mich anzuhalten.

Später erfuhr ich, daß Einige von ihnen in der That in den Salon hinaufgingen, wo sie sich einiger werthloser Gegenstände bemächtigten. Doch beeilten sie sich, aus Furcht vor der gegen sie in Aussicht stehenden, durch gewichtige Verdachtsgründe unterstützten Anklage, das Haus zu verlassen.

Was mich betrifft, so weißt Du, daß ich den kleinen Flüchtling nutzlos verfolgte. Das Kind verschwand in einem Dickicht nahe bei Gonac, und ich mußte auf seine Ergreifung Verzicht leisten. Der Tag brach an und es war höchste Zeit, an meine eigene Sicherheit zu denken. Da ich es nicht wagte, mich nach dem Hirtenkreuz zu begeben, wo Du mich erwarten wolltest, so floh ich so schnell als möglich in die unzugänglichsten Schlupfwinkel des Gebirges.

Die Saltarella sann einen Augenblick nach.

»Arme Kleine!« begann sie endlich im Tone des tiefsten Mitleids, »was mag sie Alles gelitten haben... Ist denn Ihr Haß gegen diese unglückselige Familie durch so viele Mordthaten noch nicht gestillt?«

»Keineswegs.«

»Aber was that Ihnen dieses schüchterne Mädchen, daß Sie es mit solcher Hartnäckigkeit verfolgen?«

»Sie ist die Tochter Ferdinands.«

»Seyen Sie nicht unbarmherzig, Montes... Ich weiß nicht, was Sie mit Ihrer Nichte beginnen wollen, aber diese geheimnißvollen Vorbereitungen hier an diesem Unglücksorte, machen mich schaudern.«

»Thörin, es handelt sich blos um eine kleine Komödie, in Folge welcher mir Antonia, falls der Arzt des Klosters wahr gesprochen hat, nicht weiter im Wege stehen wird.«

»Ihre fürchterlichen Mordthaten, mit der Axt in der Hand, sind noch lange nicht so scheußlich, als dieser feige, hinterlistige Streich... Folgen Sie mir, treiben Sie die Sache nicht zu weit, denn eine Ahnung sagt mir, daß sie Ihnen Unglück bringen wird.«

»Oho! Saltarella, Du wirst pathetisch, auf Ehre!«

»Scherzen Sie nicht, Montes, noch sind Ihre abscheulichen, mit außerordentlicher Kühnheit vollbrachten

Verbrechen straflos geblieben; doch nehmen Sie sich in Acht... man sagt, Gott lasse demjenigen den er vernichten will, zuvor eine Warnung zukommen, vielleicht bin ich damit beauftragt Sie daran zu mahnen, daß das Schwert der Rache über Ihrem Haupte schwebt.«

»Was für eine Rache?« fragte Villareal mit einem mißtrauischen Blicke; »hättest Du vielleicht die Absicht, mich zu verrathen, Du alberne Prophetin?«

»Gewiß nicht, ich schwöre es Ihnen... Doch denken Sie daran, Montes, Gott wird Sie vielleicht auf eine weit schrecklichere Art bestrafen, als es die menschliche Gerechtigkeit vermöchte.«

»Wo zum Teufel hast Du alle diese schönen Redensarten hergenommen, meine Theure? Jedenfalls bist Du eine fleißige Kirchengängerin geworden, denn nicht einmal der Pfarrer Norbert könnte sich besser ausdrücken.«

»Durch meine Liebe zu Ihnen bin ich ein elendes, verachtungswürdiges Geschöpf geworden; denken Sie nicht an mich... Ich weiß nicht, was sich zutragen wird, allein ich fürchte...«

»Still!« unterbrach sie Villareal, indem er aufhorchte.

In einiger Entfernung ließ sich ein scharfer, langgezogener Pfiff vernehmen.

»Das ist Biroben!« rief Villareal hastig aus, »und in der Beschaffenheit seines Pfiffes erkenne ich, daß ihm die Sache gelungen ist... Nun ist mir meine Rache gewiß ... Begib Dich zu deiner Tochter Saltarella; im Stalle wirst Du bereits die Maulthiere angeschirrt finden.... In fünf Minuten müßt Ihr das Haus verlassen haben. Biroben wird Euch nachkommen und Ihr könnt mich insgesammt am Hirtenkreuze erwarten.«

»Wir werden Ihnen gehorchen, Montes, doch

noch einmal bitte ich Sie um Gnade für das arme, unſchuldige Mädchen.«

»Fahre zur Hölle!«

»Ich flehe Sie an, Montes...«

»Fluch über Dich, verteufeltes Weib! mache, das Du fort kommſt!«

Und er ſtieß ſie bei dieſen Worten zum Saale hinaus.

XVIII.

Villareal beeilte sich in den Hof hinunter zu gehen, während die Saltarella ihre Tochter aufsuchte. Ganz vom Regen durchnäßt wartete Biroben mit einem Maulthiere am Thore, das einen sorgfältig verhängten Kasten trug.

»Nun?« fragte Montes.

»Alles in Ordnung,« versetzte der Zigeuner, indem er nach dem Kasten wies; »sie ist da darin ...«

»Hat sie Widerstand geleistet?«

»Nicht den geringsten; sie ist fromm und einfältig wie ein Lamm ... Sie stellte wohl einige Fragen an mich, aber ich antwortete ihr, was mir gerade einfiel und sie ließ sich ohne Schwierigkeit fortbringen.«

»Ganz gut ... Und mein Brief?«

»Rosita mußte ihn heute Abends nach vollbrachter That in den Briefkasten werfen ... morgen Früh beim Aufstehen wird der Ingenieur das Schreiben erhalten.«

»Vortrefflich! Es ist eine wahre Freude, Dich zu etwas zu verwenden ... Doch um wieder auf die Hauptsache zu kommen, hast Du bemerkt, ob die Kleine, als sie sich dem Hause näherte, irgend ein Zeichen der Aufregung von sich gab?«

»Nicht das mindeste ... sie schläft schon seit einer vollen Stunde.«

»Sie schläft,« versetzte Montes ganz erstaunt; »das kann kein natürlicher Schlaf seyn!«

»Nun, nun, man hilft der Natur ein wenig nach.«

»Was willst Du damit sagen?«

»Ja nun, Herr Capitain, man ist nicht umsonst außerordentlicher Leibarzt des Kaisers von Brasilien ... Die hübsche Wilde hätte vielleicht durch ihre Fragen mich noch sehr in Verlegenheit gesetzt, wäre mir wohl gar davon gelaufen, denn sie war vordem stärker als ein paar Männer, darum ließ ich sie auch vor ihrer Abreise von Foix ein Glas Wasser trinken, in das ich ein Stäubchen Pulver von meinem Vorgänger dem Catalonier des Thales von Arams geworfen hatte... Es war sehr schwach, gerade genug, um sie etwas einzuschläfern.«

»Ei, Herr Bustamente,« bemerkte Montes mit einem ironischen Lächeln, »Ihr faßt Euren neuen Beruf von einer sehr ernsten Seite auf! diese Vorsichtsmaßregel ist sehr vernünftig; allein wenn der Schlaf zu lange anhält ...«

Wir können sie augenblicklich wecken.«

Und er ging auf den Kasten los.

»Nicht doch,« sagte Villareal, nach einigem Nachdenken, »die Zeit ist noch nicht da, und es ist möglich, daß ich aus diesem Schlafe zur Verfolgung meiner Pläne Nutzen ziehen kann.«

»Was muß ich in diesem Falle thun?« fragte Biroben.

»Könntest Du nicht das junge Mädchen bis zu dem Zimmer bringen, welches ich Dir bezeichnen werde, ohne daß es aufwacht?«

»Nichts leichter als das, ich nehme den ganzen Kasten auf den Rücken.«

»Beeile Dich also, denn wir müssen uns bereit halten, dieses Haus so schnell als möglich verlassen zu können.«

»Wir gehen fort? ... Wenn das so ist, Herr Capitain, wann bekomme ich da meine Batzen, meine

Pferde und meine schönen goldbebordeten Kleider, die Sie mir versprochen haben?«

»Sobald wir die Grenze überschritten haben werden . . . Auf diese Weise kann ich mich sichern, daß Du nicht unserer Uebereinkunft zuwider handelst. Fürchte nichts, Du wirst mit mir zufrieden seyn, wiewohl Du mir etwas zu geschwätzig bist . . .«

Biroben schien mit dieser Anordnung nicht sehr zufrieden zu seyn, und murmelte einige mißtrauische Bemerkungen vor sich hin. Indessen nahm er den Sitzkasten vom Maulthier herunter, lud ihn vorsichtig auf seinen Rücken, und trat in's Haus.

Villareal nahm seine Laterne zur Hand und wollte ihm eben ins erste Stockwerk nachfolgen, als die Saltarella ganz außer sich aus einem Gemach im Erdgeschoß hervorgestürzt kam.

»Wie? Du bist noch nicht reisefertig?« sagte Montes erzürnt.

»Blos deshalb, weil . . .«

»So sprich doch!«

»Zerbine ist verschwunden, und ich weiß nicht, wo ich sie suchen soll.«

»Sie ist verschwunden? Das ist unmöglich! Die Thüre war fest zu, und sie konnte sie durchaus nicht öffnen.«

»Allerdings, allein sie hat eine verrostete Stange vom Fenstergitter losgemacht und sich durch das Fenster geflüchtet.«

Villareal knirschte mit den Zähnen und stieß einen Fluch aus.

»Ist das der geeignete Augenblick um Narrheiten zu treiben,« sagte er voll Wuth. »Verflucht seyen Mutter und Tochter . . . Suche mir das boshafte Geschöpf auf,« fügte er im zornigen Tone hinzu; »wenn Ihr nicht in

einigen Minuten zum Hause hinaus seyd, dann wehe Dir und ihr!«

Darauf stieg er barsch die Treppe empor.

Die arme Antonia blieb in einem tiefen Schlaf versunken, ohne dessen Dauer berechnen zu können. Ein Geräusch, ähnlich demjenigen einer Thüre, die zugeschlagen wird, weckte sie auf; allein in den ersten Augenblicken waren ihre Ideen unbestimmt, ihre Sinne stumpf, und sie konnte von keinem Eindrucke gehörig Rechenschaft geben.

Endlich versuchte sie es, ihre Gedanken zu sammeln, um zu erkennen, wo sie sich befand. Ihre Flucht aus dem Kloster, ihre Reise mit einem fremden Manne, waren die einzigen Umstände, deren sie sich zu entsinnen vermochte, zwischen diesen Ereignissen und dem gegenwärtigen Augenblicke, lag eine unausfühlbare Lücke. Das Gemach, in welches man sie gebracht hatte, war finster, inzwischen ließ sie der schwache Schimmer einiger nach dem Gewitter zwischen den Wolken sichtbar gewordenen Sterne, ein reich möblirtes Zimmer erkennen. Rings um sie herrschte die tiefste Stille.

Antonia brauchte einige Zeit, um sich an diese Dunkelheit zu gewöhnen; allein, als sie sämmtliche Einzelnheiten bemerkt hatte, stand sie, wie von einem electrischen Schlage berührt, plötzlich auf. Ihre Glieder zitterten, ihre Haar sträubte sich, sie bewegte die Arme, als wollte sie irgend eine Vision zurückdrängen . . . Das unglückliche Mädchen hatte die Stube wieder erkannt, wo sie zur Welt gekommen war, wo sie sonst neben ihrer Mutter geschlafen hatte.

Inzwischen schien ihr die Ueberlegung zu Hilfe zu kommen. Ohne Zweifel dachte Antonia, sie sey das Opfer eines Spieles ihrer Phantasie, und schritt rasch dem Alcoven zu; ihre Hand berührte Holzschnitzereien, die sie kannte, es war dies die Bettstelle der Frau von Villareal. Etwas weiter schimmerte ihr durch die Finsterniß

ein weißer Gegenstand entgegen. Sie ging darauf zu und fand eine Wiege, deren Vorhänge durch die Feuchtigkeit zerstört in einzelnen Lappen herunter hingen. Ihr Herz pochte, als wollte es die Brust zersprengen; dennoch besaß sie noch Kraft genug, zum Fenster zu laufen, dessen oben abgerundete Form ihr aufgefallen war. Sie sah eine weite Landschaft, Wälder und Berge vor sich, in welchen sie, wie sie sich dessen erinnerte, in ihrer Kindheit oft herum gewandelt war.

Sie fuhr vor diesem Anblicke zurück; ihr schon so vielfach angegriffener Verstand begann zu weichen. Da sie keine natürliche Erklärung für das ihr zugestoßene Ereigniß finden konnte, so hatte ihre Phantasie einen freien Spielraum. Ihre Geistesthätigkeit nahm eine einseitige Richtung und ihren Kopf ergriff ein Anfall von Schwindel.

»Es ist nicht möglich!« murmelte sie schwach; »mein Gott, habe Mitleid mit mir!«

Ein Umstand, welchen sie bis jetzt nicht beachtet hatte kam nun noch dazu, um die Verwirrung ihrer Ideen zu vermehren. Die Thüre des Salons war halb geöffnet und durch die Spalte zitterte ein lichter Strahl herein. Antonia erinnerte sich bereits eine ähnliche Vertheilung von Licht und Schatten gesehen zu haben. Bald verwirrten sich die beiden Epochen in ihrem Geiste; sie glaubte wieder mitten in jener blutigen Nacht zu seyn, die ihr so viele Umstände ins Gedächtniß zurück riefen. Indessen leistete ihre Vernunft noch immer Widerstand und sie sagte zu sich selbst:

»Ich habe allein und verlassen auf dem Montcalm gelebt — ich habe Gott im Kloster der heiligen Maria kennen gelernt, und Valentin beschützt mich! — Gewiß, ich träume.«

Diese Anstrengungen um ihre wankenden Geisteskräfte zu festigen würden sie vielleicht vor einem vollständigen Irrsinn bewahrt haben; aber mit einem Male erhob sich ein klägliches Aechzen rings um in diesem Salon, in welchem

die Lichter noch brannten. Auch dieses Stöhnen hatte Antonia bereits einmal gehört; sie erbleichte und lehnte sich gegen ein Meubel, um nicht umzusinken. Es ertönte von neuem. — Da kannte sie sich selbst nicht mehr; mit vom Schweiß gebadeten Gesichte und stieren Augen stürzt sie auf die Thüre los, stößt die halbgeöffnete mit einer ihrem Willen überlegenen Kraft auf und bleibt vor Schrecken zu Eis erstarrt stehen.

Wie sollte man in der That nicht an eine Zauberkunst der Hölle glauben! Die ganze Scene, deren Zeuge sie zehn Jahre zuvor gewesen war, stellte sich in ihrer ganzen scheußlichen Wahrheit auf's neue ihren Augen dar. Es ist derselbe Saal mit seinen in Unordnung gekommenen Meubeln, mit seinen zerstreuten Lichtern. Das Schweigen des Todes ist auf das Geschrei des Todeskampfes gefolgt. Auf der Stelle wo sich die beiden Leichen hätten befinden müssen, unterscheidet sie auf dem Teppich erschreckende Formen, von denen sich ihr Blick mit Schrecken abwendet. Auch der schwarze Mann ist da, aufrecht stehend, Papiere zusammenlegend. Er kehrt Antonien den Rücken zu, aber sie erkennt seine rohen, wilden Umrisse. — Nach Verlauf eines Momentes schreitet er auf sie zu, — er blickt sie an, — sie erkennt dieses geschwärzte Gesicht, diese funkelnden Augen.

Ihre Vernunft weicht endlich dem wahnsinnerregenden Zauber dieses entsetzlichen Bildes. Sie glaubt noch in den Zeiten ihrer Kindheit zu seyn; man hat so eben ihre Mutter, ihren Vater, ihre Brüder ermordet; sie hat ihr Geschrei, ihren Schmerzenskampf gehört, und dort — dort liegen ihre Leichen. — Jetzt ist die Reihe an sie gekommen; der Mörder bückt sich, um das vom Blute triefende Beil aufzuheben, — macht einen Schritt auf Antonia zu, er erhebt seine Waffe, er wird losschlagen, — fort! — fort!

Das seiner Sinne nicht mächtige Kind hat die Thüre des Salons halb offen gesehen; hinter dieser Thüre ist die dunkle Stiege, dann der Hof, dann das freie Feld, wo man sie vergebens verfolgt, und die reine Luft — die Freiheit! — In dem Momente, wo der Mörder auf dem Punkt ist, sie zu erreichen, macht sie einen Sprung, sie wird fliehen und der entsetzliche Lauf von ehemals wird aufs neue in der Finsterniß beginnen.

Aber mit einem Male wird die schauerliche Kette dieser Erinnerungen aus alter Zeit unterbrochen. Ein Ausbruch des Gelächters ertönt wenige Schritte weit von ihr. Eine leichte Gestalt erschien in dem Corridor und eine sanfte Hand hielt Antonia zurück. Zerbine trat in den Saal, angethan mit einem Kleide mit glänzenden Strohverzierungen, die Stirne mit einer Blumenguirlande umwunden, die Arme und die nackten Schultern mit Armbändern und Halsketten von Rauschgold geschmückt; sie rief:

»Demonio! ich wußte wohl, daß man mich nicht hindern würde diese schöne Kammer zu sehen, wo die braven Leute gestorben sind! — Aber fuhr sie fort,« ich an Montes wendend, »was für eine Idee haben Sie denn da gehabt, sich das Gesicht zu schwärzen? Sie sehen so ganz dem Neger ähnlich, den Sie Bustamente versprochen haben.«

Niemand antwortete auf dieses Geschwätz; die junge Zigeunerin fuhr fort, Antonia mit Neugierde zu betrachten.

»Sie also sind das wilde Mädchen, von dem man soviel gesprochen hat?« begann sie auf's neue; »ich habe mich versteckt, um Sie zu sehen; man hatte mir gesagt, daß Sie schön seyen, aber ich finde Sie sehr blaß und mager. — Und ich, wie finden Sie mich? Ich habe ein schönes Kleid, nicht wahr? Und wenn Sie wüßten, wie ich singe, wie ich tanze! — Warten Sie, ich habe meine

Caſtagnetten mitgebracht — Sie werden ſogleich ſelbſt darüber urtheilen können.«

Sie ließ in der That ihre leichten Finger zwiſchen die Bänder der Caſtagnetten ſchlüpfen; dann erhob ſie die Arme über ihren Kopf, ließ ein fröhliches Klappern hören und bog ihre ſchlanke Taille, um den Fandango zu beginnen.

Antonia war in eine Art von Erſtarrung verſunken. Die Wirklichkeit und die Viſion mengten ſich für ſie unter einander. Indeſſen konnte doch die Diverſion, die durch die Ankunft der Zigeunerin, durch ihre Fröhlichkeit und ihren lebhaften Putz hervorgebracht wurde, die ganze Wirkung der Komödie vereiteln. Bereits war das Auge Antoniens minder ſtier, ihre Bruſt minder ſchwer athmig; Montes fühlte die Gefahr.

»Zerbine,« ſagte er mit dumpfer und drohender Stimme, indem er die Zigeunerin am Arm ergriff, »warum biſt Du gegen meinen Befehl hierhergekommen? Fort! — fort auf der Stelle!«

»Ha! ha!« entgegnete das trotzige junge Mädchen mit Ironie, »Sie dachten wohl, mich als Gefangene zurückzuhalten. Aber Sie haben gar kein Recht auf mich. — Ich fürchte Sie nicht und werde Ihnen niemals gehorchen. Laſſen Sie mich tanzen!«

Und die luſtigen Caſtagnetten klapperten von neuem. Montes drückte ihren nackten Arm, als wollte er ihn zerbrechen.

»Alberne Fratze,« murmelte er mit den Zähnen knirſchend, »mach' ſchnell, daß Du fortkommſt oder, wenn nicht —«

In Zerbine ging eine raſche Veränderung vor; ihre ſchwarzen Augenbrauen zogen ſich unter der Blumenguirlande zuſammen; ihre Augen ſchleuderten Blitze. Sie machte ſich mit einem raſchen Stoße los und kam dann mit erhobener Hand auf Montes zu. Ein Schrei erhob ſich

hinter ihr; die Saltarella und Biroben traten in den Saal. Ihr Anblick ſchien die Wuth von Montes zu vermehren.

»Alles iſt verloren!« ſagte er mit dem Ausdruck des Ingrimms. »Was habt Ihr hier zu thun! Warum habt auch Ihr mir nicht gehorcht? Beim Satan! Ihr werdet es zu bereuen haben!«

»Montes,« ſagte die Saltarella, am ganzen Leibe zitternd, »ich ſuchte meine Tochter; ich konnte nicht ohne ſie fortgehen. Aber ich würde nie gewagt haben, in dieſen Saal einzutreten, wenn ich nicht ihre Stimme und die Eurige gehört hätte.«

»Und ich, Senor Montes,« nahm Biroben mit ſpöttiſchem Tone das Wort, »und ich bin zur Ueberlegung gekommen, daß es klüger iſt, Sie nicht zu verlaſſen, bevor wir unſere kleinen Rechnungen in Richtigkeit gebracht haben. — Ihre Angelegenheiten ſind beendigt und ich halte Sie für den Mann dazu, um jetzt ganz auf die meinigen zu vergeſſen. Und ſehen Sie, das iſt die Urſache, warum es mir nicht recht behagt, ohne Sie zum Hirtenkreuz zu gehen. Und wahrhaftig, s'iſt mein guter Stern, der mich hierher geführt hat. Ich kenne jetzt den Patron, mit dem ſchwarz angeſchmierten Geſichte, der ſich zu meiner Bande geſellte in der Nacht, als wir hier Halt machten; ich weiß jetzt, wie ſich der Mörder jener unglücklichen Familie Villareal nennt. Oft habe ich Vermuthungen der Wahrheit gehabt, aber ich wagte es nicht daran zu glauben! — Diesmal bleibt mir kein Zweifel mehr.«

Montes ſchien anfangs niedergeſchmettert und verharrte im Schweigen.

»Daß der Blitz ſie niederſchmettere!« begann er plötzlich in einem Ausbruche des Zornes mit dem Fuße ſtampfend. »Alles entgeht mir auf einmal, die Rache und das Geld. Schurke!« fuhr er fort, ſich an den Giuano

wendend, »ſollteſt Du Dich unterſtehen, meine Geheimniſſe zu mißbrauchen?«

Biroben war, wie man weiß, nicht mit einem auf jede Probe gefaßten Muthe begabt; er trat zitternd zurück.

»Das ſage ich nicht, Meiſter,« ſtammelte er, »aber aus Rückſicht für die Unannehmlichkeiten, die mir dieſe Geſchichte verurſacht hat, müßte man Mittel machen — Sie verſtehen mich wohl? Man müßte mich dafür ſchadlos halten!«

»Und wer hält mich ſchadlos, mich, für meine vergeblichen Anſtrengungen, für meine umgeſtürzten Hoffnungen, für meinen ungeſtillten Haß?« rief Montes in wahnwitziger Wuth. »Ihr ſeyd Spione und Verräther! — Ihr ſeyd gekommen, um meine Handlungen auszuſpioniren. Ja, Ihr habt mich ſehen wollen, wie ich die große Unternehmung vollenden würde, die ich hier vor acht Jahren angefangen habe; Ihr werdet mich ſehen. Und ich werde Eures Schweigens gewiß ſeyn, denn immer werdet Ihr wieder als meine Mitſchuldigen erſcheinen.«

Ein langes Meſſer blitzte mit einem Male in ſeinen Händen; mit der andern wollte er Antonia ergreifen, die noch immer ſtumm und unbeweglich, wie eine Statue war. Inſtinctmäßig warfen ſich Biroben und die Saltarella vor ſie, um ſie zu ſchützen; aber Villareal warf ihnen einen ſo furchtbaren Blick zu, daß ſie erſchreckt zurück bebten.

»Feiger Hallunke von einem Gitano!« ſagte er mit heiſerem Tone zu Biroben, »unterſtehſt Du Dich meinen Plänen in den Weg zu treten?«

»Nein, durchaus nicht, Senor Capitain; ich wollte Sie blos erſuchen, ein wenig zu überlegen — und dann iſt das auch gegen unſere Uebereinkunft. — Allein, wenn es Ihr feſter Entſchluß iſt — ſo habe ich nicht das Recht —«

Und Biroben verneigte ſich demüthig.

»Und Du, unvorſichtiges Weib,« fuhr der furchtbare Villareal fort, ſich an die Saltarella wendend, »weißt Du es nicht, daß Du es ſtets nur deinem ſchleunigen, augenblicklichen Gehorſam verdankt haſt, daß ich Dich nicht zerſchmettert habe, wie Alles, was mir hindernd in den Weg tritt? Fort, beeile Dich mit deinem verwegenen Töchterchen fortzukommen, wenn Du nicht meinen Zorn auf beide herabziehen willſt.«

»Meine Tochter, meine arme Zerbine!« rief die Zigeunerin; »o ich kenne Euch Montes, Ihr werdet ſie mir tödten!«

Sie umſchlang ihre Tochter mit ihren Armen und wollte ſie aus dem Saale hinausziehen; aber Zerbine widerſtand mit Energie. Während dem kurzen Kampfe, der zwiſchen ihnen erfolgte, blieb Antonia ohne Vertheidigung. Aber in dem Augenblicke, wo er ſie tödten wollte, ſagte der Verruchte mit ſchauerlicher Ironie zu ihr:

»Sieh mich gut an, Antonia von Villareal, ich verberge mich nicht mehr. Komm zu Dir und gib Dir alle Mühe, damit Du meine Worte verſtehſt, denn meine Rache gegen deinen verhaßten Stamm wäre nicht vollſtändig, wenn ich Dich niederſchmetterte, ohne von Dir gekannt zu ſeyn. Ich nenne mich Montes von Villareal, bin dein Onkel, dein einziger Verwandter, dein Vormund. Ich bin es, der vor Zeiten in dieſem Saale deinen Vater, deine Mutter, deine Brüder gemordet hat; ich bin es, der Dich auf dem Montcalm verwundet hat; ich bin es, der Dich jetzt tödtet, indem er Dir ſeinen Namen zu wiſſen macht!«

Und er wollte den Stoß führen, aber Jemand hielt ihm den Arm von rückwärts.

»Ich will nicht! ich werde ſie vertheidigen,« ſagte man, »demonio! rühr' ſie nicht an.«

Es war Zerbine. Den Händen ihrer Mutter entschlüpft, hatte sie die schwere Hacke aufgerafft, welche Montes auf den Boden hatte fallen lassen; sie schwang dieselbe mit einer drohenden Miene, die seltsam von ihrer zarten Schönheit, von ihrem närrischen Aufputz aus Gaze und Blumen abstach.

Montes lächelte mit Verachtung.

»Geh doch schöne Amazone!« rief er, »glaubst Du mich aufhalten zu können?«

Er erhob von neuem das Messer.

»Du willst es also?« sagte eine krampfhafte Stimme.

Im selben Augenblicke schmetterte das schwere Beil von rückwärts auf Villareal's Kopf nieder. Das Blut spritzte weit hinweg. Montes drehte sich zwei- oder dreimal um sich selbst herum und stürzte dann mitten in dem Saale auf demselben Flecke nieder, auf dem sein Bruder gefallen war.

»Die Unglückliche!« schrie die Saltarella, »sie hat den Stamm nicht verläugnet, aus dem sie hervorgegangen. Sie hat ihren Vater getödtet!«

Und sie ward ohnmächtig. Biroben war vor Schreck zu Eis erstarrt. Die junge Zigeunerin allein schien ihre wilde Seelenruhe bewahrt zu haben.

»Mein Vater! Er?« sagte sie mit Ekel, »ich wollte lieber einen Bären aus diesen Gebirgen zum Vater haben, als ein solches Ungeheuer. Meiner Seele! demonio! es reut mich nicht!«

Sie warf das Beil weg und zog sich an's andere Ende des Saales zurück, indem sie murmelte:

»Welches Unglück! sein Blut hat mein schönes weißes Kleid befleckt«

Indessen athmete der Elende, der endlich seine Strafe für so viele Verbrechen erhalten hatte, noch. Mit zerschmetterter Hirnschale krümmte er sich krampfhaft auf

dem Boden. Er hatte sogar die Kraft einige Worte herauszubringen.

»Es gibt keinen Gott!« murmelte er; »und dennoch bin ich zum Tode getroffen worden mit diesem Beil; ich bin auf dieser verhängnißvollen Stelle gefallen, und die Hand meiner Tochter ist es, die als Werkzeug dabei gedient hat. Es gibt keinen Gott! Wenn es aber Einen gibt — Fluch über ihn!«

Dann wurden die Worte unbeweglich; noch bewegte er die Arme, dann aber ward er mit einem Male unbeweglich. — Er war todt.

In dem Momente, wo er den letzten Seufzer ausstieß stürzte Antonia, sinnlos, über die Treppe fort, ohne einen Schrei auszustoßen, ohne ein Wort zu sprechen und verschwand.

Am nächsten Tage bei Tagesanbruch fanden Feldarbeiter, die sich an ihre Arbeit begaben, die Thüren des Römerhauses offen und hatten die Neugierde, in dieses Haus des Fluches einzudringen. In der Mitte des Salons lag der Leichnam des letzten Besitzers hingestreckt, in seinem Blute schwimmend. Aber die Urheber dieses Verbrechens hatten die Flucht genommen, ohne eine Spur zurückzulassen.

XIX.

Als Valentin Norbert Foix verließ, hatte er seinen Weg auf den Montcalm zugenommen. Er nahm in der That an, daß die unglückliche Antonia sich in ihre ehemalige Behausung geflüchtet haben müsse; dann war es ihm auch nicht unlieb, über die letzten Ereignisse seinen Onkel Norbert zu Rathe zu ziehen, der, wie man sich erinnern muß, nach Suc sich begeben hatte, um einen Versuch zu machen, Giuseppe zu allenfallsigen Geständnissen zu zwingen. Unterwegs erkundigte er sich bei den Vorübergehenden, ob sie nicht ein junges wahnwitziges Mädchen gesehen hätten, dessen Portrait er ihnen beschrieb. Allein obwohl die Mehrzahl seit dem Morgen, ja schon vor Tagesanbruch auf dem Wege gewesen war, so hatte doch keiner von ihnen etwas gesehen. Valentin zog daraus den Schluß, daß Antonia nicht den gewöhnlichen Wege eingeschlagen haben müsse, wenn sie wirklich diese Richtung genommen hatte.

Von Unruhe verzehrt, trieb er sein Pferd dergestalt an, daß er in einigen Stunden die ziemlich beträchtliche Entfernung zwischen Foix und Suc zurücklegte. Ohne an der Herberge anzuhalten, an welcher er zur Zeit seines ersten Besuches auf dem Montcalm vorübergekommen war, begab er sich nach dem Pfarrhause, wo sein Oheim die Gastfreundschaft des Pfarrers vom Dorfe genoß. Er fand die beiden Priester beim Nachtische eines frugalen Frühstückes im freundlichen Gespräche über Theologie.

Da er seinen Neffen bleich und außer Athem sah, nahm sich der Abbé Norbert kaum Zeit, ihn zu umarmen und richtete dringende Fragen an ihn. Valentin meldete ihm in wenigen Worten das Verschwinden Antoniens.

»Was hat denn diese Familie begangen,« sagte der Pfarrer mit Traurigkeit, »daß sie so bis in ihrem letzten Sprößling gezüchtigt wird? Alles wendet sich gegen sie, die Ereigniſſe und die Menschen. Glaubst Du es wohl, mein Junge, daß der Herr Pfarrer von Suc (Valentin verbeugte sich höflich) aus diesem Starrkopf Giuseppe noch nichts hat herausbringen können?«

»Fortan liegt wenig,« verſetzte Valentin, »an dem Schweigen oder an den Geſtändniſſen dieſes Menſchen. Die Rechte Antonia's ſind nicht mehr beſtritten; hier iſt der Beweis davon.«

Und er übergab ſeinem Oheim den Brief, den er am ſelben Morgen erhalten hatte. Die beiden Geiſtlichen prüften ihn mit Aufmerkſamkeit.

»Dieſe Urkunde iſt nicht gerade in authentiſcher Form,« verſetzte der Abbé Norbert, »aber nichts deſtoweniger legt ſie dem Capitain Montes von Villareal Verpflichtungen auf. Später werden wir auf Mittel denken, Nutzen daraus zu ziehen. Für den Moment handelt es ſich darum, Antonia wieder aufzufinden.«

»Ja, ja, mein Onkel, Sie muß aufgefunden werden, ich werde mich auf der Stelle nach dem Montcalm auf den Weg machen.«

»Du denkſt alſo, daß ſie ſich dahin geflüchtet habe?«

»Gott weiß es, aber ich hoffe es.«

»Sie können dieſe peinlichen Nachſuchungen nicht allein anſtellen,« ſagte der Pfarrer von Suc; »erlauben Sie mir einige Leute aus der Gegend aufzubieten, deren Muth und Erfahrung mir bekannt iſt. Es wäre klug,

auch Giuseppen von dem in Kenntniß zu setzen, was vorgeht.«

»In der That,« nahm der Abbé Norbert das Wort, »Giuseppe ist mir so vorgekommen, als ob er sich lebhaft für unsere arme kleine Freundin interessirte. Vielleicht könnte er uns irgend ein Mittel an die Hand geben, sie aufzufinden.«

Valentin erwartete nichts von diesem Schritte; indessen fügte er sich der Ansicht seines Onkels. Kein Bitten konnte ihn dazu vermögen, ein wenig Ruhe und Nahrung zu genießen; er begnügte sich zu bitten, daß man für sein Pferd Sorge tragen möge; dann ließ er den Pfarrer bei der Beschäftigung, seine Pfarrkinder aufzubieten, um einen Streifzug auf den Montcalm zu unternehmen, und eilte mit dem Abbé Norbert aus dem Pfarrhause weg.

Die Wohnung Giuseppe's erhob sich am Ende des Dorfes; sie war geräumig und verkündete Wohlstand. Einer der Enkel des alten Hirten führte die Besucher in eine Art von Garten oder Umfriedung, die an das Haus stieß und mit Hecken eingefaßt war. Dort wärmte sich Giuseppe an der Sonne, die Augen starr auf den schneeigen Gipfel des Berges gerichtet.

»Ich weiß, was Sie hieher führt, meine Herren,« sagte er mit Ernst; »ein Unglück hat sich ereignet. Das arme Mädchen ist entflohen, um ihr wildes Leben wieder anzufangen.«

Diese Behauptung war so außerordentlich, daß der Oheim und der Neffe wider ihren Willen sich erstaunt zeigten.

»Aber im Namen des Himmels!« rief Valentin, »wie konnten Sie Kenntniß von einem Ereignisse haben, das weit von hier in der letzten Nacht vorgefallen ist, und von dem ich die erste Nachricht nach Suc gebracht habe?«

Giuseppe lächelte mit einem Lächeln des Triumphes den Abbé Norbert anblickend.

»Der Herr Pfarrer sagt,« versetzte er, »daß mein Wissen eine Sünde ist und ich darf nicht stolz darauf seyn.«

»Wartet, alter Schelm,« entgegnete der Geistliche, »für diesmal glaube ich, das Geheimniß Eurer Hexerei zu haben. Ich hatte anfangs nicht bemerkt, daß der Himmel rein, die Luft durchsichtig ist und daß man von hier aus ganz gut den Montcalm sieht. Nun ist es aber mit einem Auge, das so geübt ist, wie das Eurige, ganz und gar nicht unmöglich, ein menschliches Geschöpf auf dem Berge zu erblicken, besonders wenn Ihr seit diesem Morgen, wie's Eure Gewohnheit ist, Beobachtungen macht, um die Witterungsanzeichen zu erforschen.«

Die Scharfsinnigkeit dieser Bemerkung schien den Alten ein wenig außer Fassung zu bringen.

»Wäre es möglich!« rief Valentin mit Ungestüm, »mein braver Mann! wäre Antonia von Villareal bereits auf den Montcalm zurückgelangt?«

»Sie ist zurückgelangt,« antwortete Giuseppe in ironischem Tone.

»Aber da muß sie ja von der Anstrengung dieses langen Laufes erschöpft seyn. — Sie ist so schwach, so leidend — sie wird schleunige Hilfe nöthig haben. Ich will fort.«

»Und Sie erwarten, daß ich Sie bezleite? Nun denn, ich bin bereit.«

Der Hirt nahm seinen eisenbeschlagenen Stock, der neben ihm lag und erhob sich. Aber in dem Augenblicke, wo sie sich auf den Weg machen wollten, blieb er pötzlich unbeweglich und bezeichnete den beiden Norbert's eine Gruppe von Reisenden, die so eben in einiger Entfernung von dem Dorfe unter einem Wäldchen von Korkholz Halt gemacht hatten.

Diese Gruppe bestand aus zwei Frauen und einem Mann; die beiden Frauen saßen in den Hängesätteln auf

dem Rücken eines Maulthieres; der Mann hüllte sich in einen langen Mantel, der nichts sehen ließ als seinen spitzen Hut und seine funkelnden Augen. Nachdem sie sich überzeugt hatten, daß kein Bergbewohner in ihrer Nähe war, um ihre Handlungen auszuspähen, wechselten sie einige Worte untereinander; dann stieg eine von den beiden Frauen von dem Maulthiere und kam mit raschem Schritte auf Giuseppe's Haus los. Die beiden andern Personen blieben bei dem Pferde; aber der Reisende bewaffnete sich mit einer Vogelflinte, während seine Frau auf die dem Wege entgegengesetzte Seite ihr spähendes Auge richtete.

Diese bizarren Vorsichtsmaßregeln waren ganz von der Art, daß sie die Neugierde der Gäste Giuseppe's lebhaft reizen mußten; indessen wendete sich Valentin mit Ungeduld um.

»Was haben wir mit diesen Leuten zu thun?« sagte er. »Kommt, verlieren wir keine Zeit.«

Aber Giuseppe rührte sich nicht.

»Sie ist's,« murmelte er mit Aufregung, »sie ist's, ich bin dessen gewiß. Warten Sie junger Mann! Unsere liebe Frau von Heas beschütze uns! — Warten Sie!«

Bald erschien die Fremde am Thore des Gartens mit dem Kinde, welches schon die beiden Norberts eingeführt hatte. Als sie bemerkte, daß Giuseppe nicht allein war, zauderte sie und schien wieder umkehren zu wollen. Aber sie that sich selbst Gewalt an und fuhr fort, vorwärts zu schreiten, indem sie Sorge trug, sich dichter in ihren Mantel zu wickeln. Als sie noch einige Schritte weit entfernt war, fragte sie mit zitternder Stimme:

»Wo ist Giuseppe Esterle? Ist das wohl Giuseppe Esterle, der ehemalige Pächter von Sentenac, den ich vor mir sehe?«

Giuseppe sah sie fest an.

»Wenn ich verändert bin, Margarita,« antwortete er mit Bitterkeit, »so bist Du es nochmehr als

ich. Es iſt wahr, die Jahre haben meine Geſtalt gekrümmt und meine Haare gebleicht. Aber die Zeit allein hat nicht ſo ſchnell ein altes, runzelvolles Weib aus derjenigen machen können, die einſt das ſchönſte Mädchen unſerer Berge war.«

»Ihr habt Recht,« entgegnete die Reiſende, »wenn ich Fehler begangen habe, Meiſter, ſo bin ich grauſam dafür beſtraft worden. Aber es handelt ſich jetzt weder um mich noch um Euch. Giuſeppe, ich bin im Begriffe das Land zu verlaſſen. Von hier aus werde ich in einigen Stunden die Grenze überſchritten haben und nie mehr werdet Ihr von mir reden hören. Bevor ich mich nun auf dieſe Weiſe für immer entferne, habe ich mein Gewiſſen von einer Laſt erleichtern wollen, die ſeit vielen Jahren darauf laſtet. Die Stunde der Gerechtigkeit iſt gekommenn, ich entbinde Euch des Schwures, den ich Euch abgefordert habe an dem Tage, wo ich hin kam, um auf dem Pachthof eine Zuflucht zu ſuchen nach dem entſetzlichen Verbrechen im Römerhauſe.«

»Das Römerhaus!« wiederholte haſtig der Abbé.

»Was ſagt ſie?« ſchrie Valentin.

Weder Giuſeppe noch die Unbekannte bemerkten dieſe Unterbrechung.

»Was iſt denn vorgegangen, arme Margarita?« nahm der Greis auf's neue im Tone der Theilnahme das Wort; »wie wagſt Du es jetzt gegen den Verführer aufzutreten, der Dir einen ſo blinden Gehorſam, eine ſo vollendige Aufopferung eingeflößt hatte?«

»Jetzt hat er von Niemand mehr etwas zu fürchten. Ich danke Euch, guter, edelherziger Giuſeppe, daß Ihr das Geheimniß ſo treu bewahrt habt für mich und ihn. Ich weiß, wie viel es Eurer Rechtſchaffenheit gekoſtet haben muß, der Mitwiſſer eines ſolchen Geheimniſſes zu ſeyn und es nicht zu enthüllen. — Von nun an werdet

Ihr frei nach Eurem Willen handeln und Gott wird uns alle richten.«

»Ja, ich werde reden, denn seit langer Zeit lastet dieses Geheimniß auf mir. — Aber fürchtest Du nichts für Dich selbst, unglückliche Saltarella?«

»Die Saltarella!« riefen Valentin und der Abbé Norbert aus.

Die Zigeunerin betrachtete sie mit Neugierde.

»Sie sind ohne Zweifel Freunde der Familie Villareal, von der man mir so viel erzählt hat,« sagte sie endlich; »Sie sind die Beschützer jenes jungen Mädchens, dessen Loos des Mitleids so würdig ist. Vorzüglich in ihrem Interesse geschieht es, daß ich es gewagt habe diesen Schritt zu thun trotz den Gefahren, von welchen ich umringt bin. Von nun an hat sie keine Feinde mehr zu fürchten; geben Sie ihr ihren Rang, ihren Namen, ihr Vermögen zurück; Giuseppe wird Ihnen bei diesen Enthüllungen beistehen. Möchten sie Ihnen gelingen. — Leben Sie wohl!«

Sie wollte sich entfernen, Valentin hielt sie zurück.

»Ihr werdet uns nicht so verlassen« sagte er rauh, »wir haben Euch noch um viele Dinge zu fragen, und vor Allem beschwöre ich Euch, mir zu gestehen —«

»Denken Sie nicht an mich,« entgegnete die Gitana, »kümmern Sie sich vielmehr um Ihren Schützling, dessen Verstand von Neuem schwach geworden ist; sie muß in der Nachbarschaft herumirren; beeilen Sie sich, Nachforschungen nach ihr anzustellen.«

Und sie machte eine abermalige Anstrengung, um zu entkommen.

»Nein, nein, Ihr werdet uns nicht entgehen. Ihr seyd der Justiz ein vollständiges Bekenntniß schuldig.«

»Der Justiz!« wiederholte die Saltarella wie verloren, »o wenn sie blos mich treffen müßte —«

»Mit Ihrer Erlaubniß, meine Herren,« ſagte Giuſeppe mit feſtem Tone, »es wäre ſchlecht, dieſe Frau zurückzuhalten, die hierhergekommen iſt, um eine Gewiſſenspflicht zu erfüllen. — Weder ſie, noch irgend Jemand von ihrer Bande hat an dem Blutbad im Römerhauſe Antheil genommen; ich beſtätige es hier vor Gott. Glauben Sie mir übrigens und ſuchen Sie im Intereſſe des Namens Villareal nicht das helle Tageslicht über die Vergangenheit auszubreiten. —«

Ein Blick der Saltarella dankte dem Hirten für dieſes wohlwollende Dazwiſchentreten.

»Ich will Euch glauben, Giuſeppe,« nahm der Abbé Norbert das Wort, »und will gerne zugeben, daß die Saltarella unſchuldig iſt; aber die Worte, die Ihr Eins mit dem Andern gewechſelt habt, ſind von der Art, daß ſie einen ſeltſamen Verdacht einflößen müſſen. Da Ihr den Urheber des Verbrechens im Römerhauſe kennt, ſo müßt Ihr uns endlich ſeinen Namen nennen!«

»Sie fordern es? Nun gut! er nennt ſich Montes von Villareal!«

Der Oheim und der Neffe ſtießen einen Schrei des Entſetzens aus.

»Und ich habe mich von den heuchleriſchen Demonſtrationen dieſes furchtbaren Böſewichts hinreißen laſſen,« ſagte Valentin; »aber diesmal wird er mir nicht entſchlüpfen. Ich werde dieſes Ungeheuer in Menſchengeſtalt auffinden und er wird mir das vergoſſene Blut büßen müſſen.«

»Er hat es gebüßt! er hat es grauſam gebüßt!« murmelte die Saltarella.

»Das iſt nicht möglich. Er kann es nirgends anders ſühnen, als auf dem Schaffote.«

»Es gibt Todesarten, die noch ſchrecklicher ſind, als dieſe,« ſagte die Zigeunerin mit Anſtrengung, »und Montes von Villareal iſt der Beweis davon.«

»Was sagt Ihr? der Elende wäre der Züchtigung der Menschen entgangen? er lebt nicht mehr?«

»In der verflossenen Nacht ist er im Römerhause auf derselben Stelle ermordet worden, wo er das Blut der Familie vergossen hat.«

»Wäre es wahr? Und wer ist denn der Vollstrecker dieser Rache des Himmels gewesen?«

»Zerbine, seine eigene Tochter!« versetzte die Saltarella mit zitternder Stimme.

Und sie entfloh, während die beiden Norberts und Giuseppe von Schreck versteinert da standen.

XIX.

Eine Stunde ſpäter verließ eine zahlreiche Truppe Jäger und Hirten unter Anführung Giuſeppe's und des Abbé Norbert das Dorf, um eine Beſteigung des Montcalm zu unternehmen. Bei der Nachricht von dem Wiedererſcheinen des wilden Mädchens auf dem Berge war die ganze Bevölkerung in Bewegung gekommen. Vielleicht war die Neugierde eben ſowohl, als der Wunſch eine gute Handlung zu begehen, Miturſache von dieſem allgemeinen Eifer. Wie dem auch ſey, Valentin hatte nicht die Geduld gehabt abzuwarten, bis die Bewohner von Suc bereit waren ihm zu folgen. Nachdem er ſich in Eile mit etwas Mundvorrath verſehen, hatte er Steigeiſen an die Füße geſchnallt und einen eiſenbeſchlagenen Stock zur Hand genommen; dann hatte er ſich auf ſein Pferd geſchwungen und war voraus davon geeilt, ohne irgend eine Gegenvorſtellung hören zu wollen.

Man war in dieſem Augenblicke in der heißeſten Zeit des Tages; die im Thale concentrirten Sonnenſtrahlen machten die Atmoſphäre erſtickend, und es ſchien als ob dem armen Pferde, das von dem langen Ritte am Morgen mitten durch ein Gebirgsland erſchöpft war, bald Kraft und Athem ausgehen würde. Allein ſein Herr hörte nicht auf, es mit ſeinem eiſenbeſchlagenen Stocke zu ſtacheln, und es durchlief noch im Galopp die Entfernung von dem Dorfe bis zum Fuße des Montcalm. Dort ſetzte Valentin den Fuß zur Erde, und vertraute das beinahe verkeuchende Thier Hirten an, welche eine einſam ſtehende

Sennhütte bewohnten; dann begann er allein und zu Fuß den Berg zu erklimmen.

Diesmal wenigstens fürchtete er nicht mehr, sich zu verirren; jede Schlucht, jede Erhöhung auf dem Montcalm war ihm jetzt wohlbekannt. Außerdem zeichnete sich die Spitze, die jetzt vollkommen wolkenfrei war, rein und deutlich von dem azurblauen Himmel ab. Die Sonne floß in Strahlen über des Berges Gletscher und seine kahlen Seitenwände und über den dunkeln Teppich von Wasen und Gebüsch, der seine unteren Stufen bedeckte. Indessen wollte sich Valentin nicht in den Tannenwald hineinwagen, wo so viele Hindernisse seinen Gang aufhalten konnten. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte sich das junge Mädchen zum Teufelsbrunnen, in die kleine Grotte, ihre ehemalige Wohnung, geflüchtet; es handelte sich also darum, auf dem geradesten und leichtesten Wege dahin zu kommen; nun war aber der gerade und leichteste Weg der unterirdische Durchgang, dessen Kenntniß Valentin einem verwundeten Wolf zu danken hatte; er schritt in gerader Linie auf diese Stelle zu.

In dem Maße als er aufwärts stieg, folgte eine mildere Temperatur auf die erstickende Hitze der Ebene, aber er bemerkte es nicht. Stets nur mit einem und demselben Gedanken beschäftigt, blieb er von Zeit zu Zeit stehen, um rings um sich zu blicken. War es in der That nicht möglich, daß das junge Mädchen in Folge ihres nächtlichen Laufes erschöpft an irgend einem einsamen Orte niedergesunken war, bevor sie die Grotte erreicht hatte. Nicht zufrieden, die Büsche und die Gräben zu durchforschen, rief er sogar mehre Male aus Leibeskräften. Aber nichts antwortete ihm, als das dumpfe Echo des Waldes. Er erreichte so die Felsenmauer, welche die Umfriedung des Teufelsbrunnens bildet, ohne eine Spur von dem Flüchtling entdeckt zu haben, und er begann bereits am

Erfolge seiner Nachsuchungen zu verzweifeln, als ein eigenthümlicher Umstand seine Aufmerksamkeit erregte.

Er befand sich in diesem Augenblicke auf einer Art von niederm Plateau, wo die Alpenpflanzen einen dichten Rasen bildeten. Die Kräuter, die in einer parallelen Furche niedergebeugt waren, bewiesen, daß hier noch vor Kurzem ein menschliches Geschöpf darüber gekommen war; gegen den Mittelpunkt im Schatten eines Rhododendrons waren sie kreisförmig niedergedrückt, als ob man an diesem Platze sich ausgeraſtet hätte. Valentin neigte sich über diesen Platz, der noch feucht vom Morgenthau war; ein Ende von einem Bande lag in einem Busche wilder Erdbeeren verborgen. Dieses Band hatte er noch Tags zuvor in den Haaren Antoniens bemerkt. Antonia war also hierher gekommen! Sie war es also, die athemlos und gebrochen am Fuße dieser Bäume niedergesunken war! Der junge Mann folgte dieser Spur mit der Aufmerksamkeit eines rothhäutigen Wilden, der den Zug der Feinde in den Savanen studiert. Ueberzeugt durch die Richtung der Schritte, daß das Kind sich zum Teufelsbrunnen begeben haben müsse, machte er sich wieder auf den Weg und beeilte sich, die unterirdische Gallerie zu erreichen. Nachdem er dieselbe durchschritten, vertiefte er sich in den Tannenwald. Dort mitten in dem Gestrüpp und den Stauden fand er noch einen Fetzen von einem weißen Stoffe, den er als zum Kleide des jungen Mädchens gehörend erkannte. Eine Thräne netzte seine Wimpern, aber er machte nicht Halt; diese Nothzeichen zeigten ihm nur zu deutlich, wie sehr er sich beeilen müsse, um zurecht zu kommen. Und so überschritt er mit Eifer die letzten Hindernisse und erreichte endlich den Teufelsbrunnen.

Der Anblick dieses Ortes, der ehemals so schön gewesen war, hatte sich arg verändert. Die Lavinen der vorausgegangenen Winter hatten allenthalben Unfruchtbarkeit und Tod verbreitet. Die Thalschlucht war mit

Steinblöcken und Kieſeltrümmern angefüllt, welche die Lavinen hereingeworfen hatten; die bis zum Gipfel von allem Geſträuch entblößten Felſen zeigten dem Auge ihre fahlen, unwirthlichen Seiten. Das hübſche Baſſin war bis zur Hälfte ausgefüllt; er war nur mehr eine Art von Waſſergraben, in welchem ſchäumend die Wellen des Waldſtromes brauſten. Die zerbrochenen, entwurzelten und allenthalben umgeſtürzten Tannen vollendeten dieſes Bild der Verwüſtung.

Valentin warf einen zerſtreuten Blick auf dieſe Zerſtörungen und beeilte ſich die Grotte aufzuſuchen, die Antonien zum Aufenthalte gedient hatte. Sie war wieder von großen Felſen maskirt, welche der Zufall dorthin geſchleudert hatte. Man ſah ſie durch dieſes Chaos hindurch als ein ſchwarzes, ſteilabſtürzendes Loch. In dem Momente, wo er vordringen wollte, fühlte der Ingenieur die Nothwendigkeit, einige Vorſichtsmaßregeln zu treffen. Da Antonia ihr wildes Leben wieder angenommen hatte, konnte ſie da nicht auch wieder jene ungeſellige Laune von ehemals angenommen haben, welche ihr die Gegenwart von Ihresgleichen verhaßt machte? Würde ſie nicht beim erſten Geräuſche zu fliehen verſuchen, oder vielleicht gar irgend einen Act der Verzweiflung ausüben? Von dieſer Idee betroffen, beſann ſich Valentin auf ein Mittel, welches ihn vor Zeiten Giuſeppe unter beinahe gleichen Umſtänden gelehrt hatte. Er erhob leiſe ſeine Stimme und begann das naive Liedchen von den kleinen Wintervögeln zu ſingen.

Nach der erſten Strophe ſchwieg er und horchte. Schwache und klagende menſchliche Laute ließen ſich trotz dem Brauſen des Waſſerfalls vernehmen. Da er ſeine Unruhe nicht mehr im Zaume halten konnte, ſo klimmte Valentin raſch über die Steintrümmer, welche den Eingang in die Grotte verſtellten und befand ſich endlich vor derſelben.

Antonia lag in der That ausgestreckt auf dem felsigen Boden und beinahe leblos. Sie hatte keinen andern Kopfputz mehr, als ihre herabwallenden Haare. Ihre Kleider, in Fetzen zerrissen, tropften noch vom eisigen Wasser des Waldstromes. Ihre von den stachlichten Aesten zerfleischten Füße waren mit Blut befleckt.

Als das arme Kind Valentin hörte, schien sie eine Anstrengung zu machen, um sich bis zu ihm zu schleppen; aber die Kraft ließ ihren Willen im Stiche. Indessen erhob sie sich beim Anblick Norbert's mit Mühe auf den Ellbogen und ein himmlisches Lächeln zitterte um ihre bläulichen Lippen.

»Es ist die Vorsehung, welche Sie schickt!« murmelte sie mit einem Ausdrucke unsäglicher Freude.

Der junge Mann hatte einen Ausbruch in Unordnung gerathener Gefühle erwartet. Er wurde von dieser anscheinenden Ruhe beinahe erschreckt.

»Meine liebe Marie, mein Schutzengel, mein Leben!« sagte er, indem er sich neben ihr niederkniete, »warum haben Sie das Kloster verlassen? Warum sind Sie trotz Ihres Versprechens in die schauerliche Wildniß zurückgekehrt? Was ist vorgefallen? Gott im Himmel! In welchem Zustande finde ich Sie wieder!«

Antonia ließ ihren Kopf auf Valentins Schulter sinken.

»Sie sehen es, Freund,« entgegnete sie mit sanfter Stimme, »die Wildniß, die ehemals keine Schauer für mich hatte, hat mich heute grausam mißhandelt. Das ist meine Strafe, weil ich eingewilligt habe, mich den Menschen zu nähern. Aber wenn es mir auch nicht mehr möglich ist, an diesem traurigen Orte zu leben, so wird es mir doch wenigstens gestattet seyn, hier zu sterben.«

»Sterben!« wiederholte Valentin, indem er die kraftlosen Hände des armen Mädchens an seine Lippen drückte, »o nein, nein, Marie, Sie können nicht, Sie

dürfen nicht in diesem Augenblicke sterben. Muth! Man wird Ihnen zu Hilfe kommen. Sie werden schleunigst wieder hergestellt werden. Marie, Ihre Prüfungszeit ist vorüber, Ihre Leiden sind zu Ende. Sie werden leben, um alle Annehmlichkeiten, alle Freuden, alle Größe des civilisirten Lebens zu genießen. Der Name Marie ist nicht Ihr rechter Name; der unwürdige Verwandte, welcher, nachdem er der Henker Ihrer Familie gewesen war, Sie zum Leiden und zur Verlassenheit verurtheilt hatte, hat die Strafe für seine Verbrechen empfangen; aber zuvor war er noch im Stande, Ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Fortan werden Sie Alles haben, was bei den Menschen Glück verleiht, Reichthum, Ansehen Jugend, und die aufopfernde Ergebenheit Ihrer Freunde.«

Antonia unterbrach ihn mit einem bittern Lächeln.

»Wozu bedarf ich alles dieses?« fragte sie, »was liegt mir an dieser feindlichen Welt, an ihren Geschenken und an ihrer Achtung? Ich will nichts von ihr, denn ich hasse und verachte sie. Was ich während der eben verflossenen entsetzlichen Nacht gesehen und gehört habe, hat mir einen tiefen Abscheu gegen die ganze Menschheit eingeflößt; wenn ich daran denke, sträuben sich die Haare auf meinem Haupte und mein Schwindel kehrt zurück —«

»Sie schwieg einen Augenblick und schien sich zu sammeln.

»Ja Valentin,« fuhr sie mit einem düstren Tone, fort, »ich fühle es; aber stünde es mir auch frei, mein Leben noch auf lange Jahre hinaus zu verlängern, so möchte ich doch nicht um alle Güter dieser Erde eine Stunde mehr in der Mitte jenes schändlichen Menschengeschlechtes zubringen, welchem anzugehören ich die Schande habe.«

»Marie,« sagte Valentin mit dem Tone schmerzlichen Vorwurfes, »ist dieser Haß gegen Alle nicht eine Ungerechtigkeit?«

»Nein Valentin, denn die Guten, wie Sie, sind seltene Ausnahmen unter den Andern. Ich hatte die Menschheit nach Ihnen beurtheilt, als ich einwilligte, das wilde Leben zu verlassen; wie hatte ich mich getäuscht!«

»Nun also, Marie, werden Sie nicht einwilligen, für mich zu leben? für mich, der ich auf Sie alle meine Hoffnungen für die Zukunft gebaut habe, für mich, dessen Gedanken Sie seit der zartesten Kindheit beschäftigten, für mich endlich, der ich Sie liebe. O wenn Sie wüßten, wie sehr ich Sie liebe?«

Antonia sah ihn mit einem Engelsausdrucke an.

»Valentin, glauben Sie denn, daß ich Sie nicht auch liebe? Für Sie, für Sie allein habe ich mich entschlossen zu fliehen; ich habe mein Wort gebrochen. Aber man sagte mir, daß Sie niemals weder Ruhe noch Glück an meiner Seite haben würden!«

»Schmach über die, welche Ihnen diese feige Lüge vorgesagt haben!«

»Fluchen Sie ihnen nicht, denn Sie haben mich auch gelehrt, daß wir für immer im Himmel würden vereinigt werden — und sehen Sie, deshalb will ich sterben!«

Während dieses Gespräches nahmen die Kräfte des jungen Mädchens rasch ab; eine bläuliche Farbe verbreitete sich bereits über ihr Gesicht. Mit einem Male fuhr sie zusammen und gab Zeichen der Unruhe von sich; ein Lärm von Schritten ließ sich in der Entfernung hören.

»Menschen!« murmelte sie mit einem Ausdrucke des Abscheues, »wieder Menschen!«

Und sie versuchte es, den Kopf abzuwenden; ein Schatten zeigte sich am Eingange der Grotte.

»Meine Tochter,« fragte die bekannte Stimme des ehrwürdigen Abbé Norbert, »fassen Sie denn in

gemeinſamen Abſcheu Ihre Freunde und Ihre Feinde zuſammen?«

Antonia hob matt ihre zerfleiſchte Hand gegen ihn empor.

»Nein, mein Vater,« murmelte ſie, »Sie und er, (ſie zeigte auf den knieenden Valentin, der unter dem Gewichte ſeines Schmerzes zuſammen brach,) Sie ſind Alles was ich Gutes, Edles, Großmüthiges auf der Erde gefunden habe; Ihre Gegenwart wird meine letzten Augenblicke verſüßen.«

Der Prieſter ſtammelte einige Worte der Hoffnung, aber er hatte mit einem Blicke die drohende Gefahr beurtheilt.

»Mein lieber Valentin,« ſagte er zu ſeinem Neffen, »Antonia muß ſich darauf vorbereiten, vor Gott zu erſcheinen. Suche die braven Leute auf, die uns einige Schritte weit von hier erwarten; ich werde Dich rufen, wenn's Zeit iſt.«

Valentin umſchlang Fräulein von Villareal mit den Armen und drückte ſie an ſeine Bruſt.

»Nein, nein, Antonia!« rief er mit herzzerreißendem Ausdrücke, »man wird uns nicht trennen! Ich werde ſterben, wenn Du ſtirbſt.«

»Muth!« ſagte das junge Mädchen mit Reſignation, »Du gehörſt den Menſchen an; Du mußt die Pflichten erfüllen, welche ſie Dir auflegen; ich gehöre Gott an und ich kehre zu ihm zurück. Wir werden uns in einer beſſern Welt wiederfinden. Lebe wohl! vergiß nicht die arme Einſiedlerin vom Montcalm!«

Valentin wollte ſich nicht entfernen; ſein Oheim mußte ſeine ganze Autorität aufbieten, um ihn zu vermögen, ſich zu den Bergbewohnern am Fuße des Waſſerfalls zu begeben. Dieſe wollten ihn mit Fragen quälen, allein er legte ihnen durch eine feierliche Geberde Stillſchweigen

auf; dann ſetzte er ſich auf einen Felſen und verbarg ſein Geſicht in den Händen.

Eine halbe Stunde verfloß — der junge Ingenieur hatte nicht eine Bewegung gemacht; nur von Zeit zu Zeit tönte ein Schluchzen durch ſeine krampfhaft zuſammen geklemmten Finger. Die Umſtehenden, obſchon ſie ſich nicht wohl Rechenſchaft über das zu geben vermochten, was vorging, wagten es doch nicht, einander zu fragen; ſie ſaßen zerſtreut auf dem Gras, tief in ihre Mäntel eingehüllt und bildeten ſchweigende Gruppen. Den andern voraus blickte Giuſeppe, auf ſeinen Stock geſtützt, traurig nach der Seite der Grotte. Nach ſeinem langen weißen Barte, nach ſeiner gekrümmten Geſtalt hätte man ihn für den Vater Aubry dieſer Wildniß halten können. Die Sonne zitterte noch in goldenen Strahlenbüſcheln auf den Gipfeln der Berge, aber in der Tiefe der Schluchten begann die Dunkelheit bereits herein zu brechen und der Schaum des Waldſtromes wurde ſilberweiß auf dem dunkelgrünen Grunde der Felſen. Nachtvögel begannen den Himmel zu durchfliegen und der Abendwind nahm ihr trauriges Geſchrei auf und vermengte es mit dem Brauſen des Waſſerfalles.

Mit einem Male erſchien der Abbé Norbert wieder am Eingange der Gruppe; ſein Schritt war langſam, traurig; zwei große Thränen rollten über ſeine gefurchten Wangen. Er hielt in der Hand ein kleines ſilbernes Crucifix, das ihn niemals verließ; er kniete auf einem Steine nieder und ſagte mit tief bewegter Stimme:

»Meine Freunde! betet für Antonia von Villareal, welche ihr das wilde Mädchen des Montcalm nanntet. Sie hat ſo eben in Gott ihren Geiſt aufgegeben, als fromme und ergebene Chriſtin ihren Feinden verzeihend!«

»Sie iſt todt!« rief Valentin mit unausſprechlicher Verzweiflung.

Er sah im Schatten der Grotte eine weiße, unbewegliche Gestalt, die auf dem nackten Felsen lag. Er wollte sich darauf hinstürzen, sein Oheim hielt ihn kräftig an der Hand zurück.

»Auf die Knie!« sagte er mit Würde.

Der junge Mann ließ sich beinahe ohnmächtig niedersinken mit dem Gesichte gegen die Erde. Da erhob der alte Priester seine Stimme und betete das Gebet für die Todten. Die Bergbewohner mit entblößtem Haupte und mit ihren hölzernen Rosenkränzen in der Hand antworteten voll Andacht und Ehrfurcht. Diese fromme Scene mitten in einer wilden Natur, im Grunde eines unwirthlichen Abgrundes, bildete den würdigen Schluß zu einem Leben, das beinahe ganz in der Einsamkeit dahin geschwunden war.

— — — — — — — —
— — — — — — — —

Antonia hatte in ihren letzten Momenten dem Abbé Norbert den Wunsch ausgedrückt, in ihrer Grotte am Teufelsbrunnen begraben zu werden. Dieser Wunsch, in dem sich abermals die ganze Menschenfeindlichkeit dieses seltsamen Geschöpfes aussprach, wurde, Dank sey den eifrigen Verwendungen der beiden Norberts, erfüllt.

Jedes Jahr kommt während der Sommersaison ein Mann von elegantem Aussehen, um die unzugänglichsten Partien des Montcalm zu besuchen. Er ist mit einem Carabiner bewaffnet und scheint bei diesen Excursionen kein anderes Ziel zu haben als die Isardjagd; aber nachdem er vier und zwanzig Stunden auf dem Berge zugebracht hat, kehrt er zurück, ohne auch nur ein Stück Wildpret in seiner Jagdtasche zu haben.

Der Jäger ist Valentin Norbert, der sich in den Wissenschaften einen großen Namen gemacht hat. Er allein kennt den Punkt, wo die unglückliche Antonia

*

begraben ist, da die Lavinen und Stürme die Ortsverhältnisse verändert haben, wie dies oft auf diesen Höhen der Fall ist. Einzig und allein den Wissenschaften ergeben, steht er allein mitten in dieser Welt, die ihn mit Reichthümern und Ehren überhäuft.

Ende.

Bayerische
Staats...bliothek
München